JAHRBUCH DES OBERAARGAUS

1992

Jahrbuch des Oberaargaus 1992

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

35. Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Umschlagbild: «Ufer am Aeschisee». Ölbild von Ferdinand Hodler, um 1905
Colorphoto Hans Hinz. Öffentliche Kunstsammlung, Kunstmuseum Basel

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 7
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)

Veronika und die Wunderpflanze 9
(Hedda Koppé sel., Zürich/Farnern)

Hedda Koppé, 1896–1990 13
(Daniel Schärer, Lehrer, Schwarzenbach/Huttwil)

Neues Bauen in Langenthal: Zu Willy Boesigers Bauten, 1928–1931. 21
(Martin Matter, cand. phil., Langenthal)

Die Hohlwege von Bollodingen 41
(Dr. Hanspeter Schneider, Geograf, Bern)

Schellengebimmel und Glockengeläute 53
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)

Kinderspiele anno dazumal. 65
(Werner Obrecht-Kunz, Wiedlisbach)

Wolfisberg – dem Dorf am Berg zum Abschied 85
(Fritz und Greti Nyfeler, Hasliberg)

Wort der Besinnung: Maria Wasers Beziehung zur Familie Mann. 99
(Dr. Thomas Multerer, Seminarlehrer, Langenthal)

Hodler und der Oberaargau 129
(Peter Killer, Konservator und Publizist, Ochlenberg)

Die ersten Chöre im Amt Trachselwald. 173
(Jürg Rettenmund, lic. phil., Redaktor, Huttwil)

Jakob Ulli, 1855–1937, Lehrer und Armenvater 203
(Dr. Max Jufer, Seminarlehrer, Langenthal)

Hans Henzi, 1895–1991, zum Gedenken 219
(Dr. Karl H. Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn/Wangen a.d.A.)

Der Büchsen- oder Gotteshausbach. 225
(Hans Henzi sel., Herzogenbuchsee)

Die Bahn Herzogenbuchsee–Solothurn (135 Jahre Eisenbahngeschichte) 233
(Stephan Künzi, lic. theol., Bern)

125 Jahre Bank Langenthal 241
(Dominique Burckhardt, lic. phil., Langenthal)

Der Oberaargau in gesamtschweizerischer Perspektive 247
(Markus Ischi, Forstingenieur, Regionalplaner, Langenthal)

Wie Carl Ingold von Röthenbach 1914 den Dauerflug-Weltrekord aufstellte 265
(Denis Ingold, professeur, Mülhausen F)

Ernst Troesch, 1912–1991 271
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)

Bevölkerungsentwicklung im Oberaargau 1980s–1990 273
(Herbert Rentsch, Lehrer, Herzogenbuchsee)

Naturschutz Oberaargau 1991 277
(Käthy Schneeberger, Präsidentin, Roggwil)

Heimatschutz Oberaargau 1991 283
(Peter Käser, Präsident, Langenthal, u.a.)

VORWORT

Krieg und Kriegsgeschrei, Flüchtlingselend und Hungesnöte, Drogenszene und Aidsängste, politische und wirtschaftliche Verunsicherung, Orientierungs- und Wurzellosigkeit: Zeichen unserer Zeit.

Ist es da noch sinnvoll, angesichts all dieser Bedrängnisse jedes Jahr ein Jahrbuch des Oberaargaus erscheinen zu lassen? Wir meinen: ja, denn wir erachten es als notwendig, in Reih und Glied mitzukämpfen mit allen, denen eine gute Zukunft für Land und Volk ein Anliegen ist.

Simon Kuert schreibt in einer Betrachtung über den Linksmähder-Pfad Madiswil: Er wurde angelegt, «um Vergangenes in der Gegenwart lebendig werden zu lassen und um die Zukunft vor der Gefahr zu bewahren, die Wurzeln zu verlieren». Wehe einem Baum, dessen Wurzeln absterben!

Wir danken deshalb allen, die unser Anliegen schätzen, dem Baum die Wurzeln zu erhalten, damit er eine Zukunft hat: den Autoren, die stets unentgeltlich für uns arbeiten, der treuen Leserschaft in unserem Gau und weit darüber hinaus, allen, die beim Vertrieb mitarbeiten und vor allem auch der Merkur Druck AG in Langenthal, die immer ihr Bestes gibt, um ein «amächeliges» Jahrbuch herauszubringen.

In Dankbarkeit gedenken wir der Verstorbenen im Jahr 1991, die Wesentliches geleistet haben für Jahrbuch und kulturelle Belange der Heimat:

Ehrenmitglied Hans Henzi, Herzogenbuchsee und Bern (siehe Jahrbuch 1992),

Hans Obrecht, Kunstmaler, Wangen und Amsterdam (Würdigung Jahrbuch 1990),

Ernst Troesch, Lehrer, Langenthal (siehe Jahrbuch 1992),

Emil Zbinden, Berner Grafiker und Holzschneider (Würdigung Jahrbuch 1983),

Alfred Zingg, Lehrer, Affoltern.

An der letzten Generalversammlung unserer Jahrbuchvereinigung wurde zwei verdienten Mitarbeitern die Ehrenmitgliedschaft verliehen: einmal dem Langenthaler Historiker Dr. Max Jufer, sodann unserem langjährigen Sekretär Hans Moser, Wiedlisbach.

So möge denn das Jahrbuch 1992, bereits der 35. Band in der Reihe, seinen Gang in die Öffentlichkeit antreten. Wir hoffen gerne, dass es in seiner reichen Vielfalt offene Türen und Herzen finden wird.

Lotzwil, im Herbst 1992 Karl Stettler

Redaktion:
Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.d.A., Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Bleienbach, Bildredaktion
Hans Indermühle, Herzogenbuchsee
Prof. Dr. Christian Leibundgut, Freiburg i.Br./Roggwil
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Dr. Thomas Multerer, Langenthal, Sekretär
Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Ehrenpräsident
Jürg Rettenmund, Huttwil
Alfred Salvisberg, Wiedlisbach, Kassier
Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

VERONIKA UND DIE WUNDERPFLANZE

HEDDA KOPPÉ

Der erste Novembersturm fegte über das kleine Juradorf hinweg und jagte die aschgrauen Regenwolken in wilde Flucht. «So ein Hundewetter», dachte der Bauer vom Brunnenhof, als ihm ein kräftiger Windstoss einige Dachziegel vor die Füsse schleuderte. «Keinen Hund würde man jetzt hinausjagen.»

Im Nachbarshaus war aber doch ein Hund, der hinaus wollte. Winselnd gab er seiner Herrin zu verstehen, dass er dieses, sein Wetter, mehr liebte als das Stubensitzen. Seine Augen begannen vor Freude zu funkeln, als Veronika ihren schweren Regenmantel aus dem Schrank hervorholte, die Kapuze über die Haare stülpte und zur Hundeleine griff. Kaum hatte sie mit ihrem Begleiter das Haus verlassen, machte sich der Wind ein Vergnügen daraus, ihr die Kapuze vom Kopf zu reissen und den Mantel um den Leib zu wirbeln. «Die ist wohl nicht ganz richtig im Kopf», raunten sich die Bauern zu, als Veronika, hart gegen den heulenden Sturmwind kämpfend, den Weg zum Wald einschlug. Hier, unter dem Schutze der Wettertannen, liess der Sturm ein wenig nach. Was sich in den Wipfeln der Bäume abspielte, war anzuhören wie ein grossartiges Orgelkonzert. Die mächtigen Buchenstämme lieferten die Grundbässe, während die kahlen Kronen hellere Akkorde erklingen liessen. Andächtig lauschend, den Hund dicht an ihrer Seite, schlenderte Veronika über ein Parkett von dürrem, regennassem Buchenlaub ins Waldinnere. Auf einmal blieb sie wie angewurzelt stehen. Mitten unter kahlen Sträuchern und dürren Ästen erhob sich aus dem Waldboden ein grünes Wunder: Eine strauchähnliche Pflanze mit sattgrünen, lorbeerartigen Blättern. Seit ihrer Kindheit hatte Veronika in jeder Jahreszeit die Wälder und Felder der Gegend durchstreift, aber noch nie war sie dieser Pflanze begegnet. «Entschuldige», sagte sie leise mehr zum Pflanzenwunder als zu sich selbst, «dass ich ein Zweiglein mitnehme. Ich möchte zu Hause nachforschen, wer du bist und woher du kommst.» Da

war es Veronika plötzlich, als ob die Pflanze zu sprechen anfinge: «Habe ich dich nicht soeben als Winterwunder tief beglückt? Soll dieses Glück nun deiner Neugierde und dem Wissenwollen zum Opfer gebracht werden? So vernimm denn, dass ich von dem Tag an, da du mein Geheimnis kennst und mein Versteck verrätst, nicht mehr sein werde. Die Menschen werden mich ausrotten.»

«Sie sind mutig, dass Sie bei diesem Wetter den Wald aufsuchen.»

Es war die Stimme des Förstersohnes, der Veronika auf dem Heimweg begegnete. Wortlos, aber mit fragendem Blick hielt sie dem jungen Mann den abgebrochenen Zweig entgegen, wusste sie doch, dass der Förstersohn weit im Land herum als guter Pflanzenkenner und grosser Tierfreund galt. Heute war er auf dem Weg zum Wald, um den Rehen noch vor dem Einwintern Futterplätze einzurichten.

«Ach so», sagte er zu Veronika, als er den grünen Zweig erblickte, «das ist ein Verwandter des Seidelbast. Man nennt ihn lorbeerblättrigen Kellerhals. Er kommt selten vor. Wo haben Sie ihn gefunden?»

«Da drüben im kahlen Gehölz», entgegnete Veronika.

Kellerhals? «Wer hat sich unterstanden, dieser fremdartigen Wunderpflanze einen so unpassenden Namen zu geben?» murmelte Veronika auf dem Weg zum Dorf mehrmals vor sich hin. Wieder von der wohligen Wärme der Wohnstube umfangen, holte sie sogleich ein Buch über Pflanzenkunde hervor und blätterte eifrig darin. Da fiel ihr ganz zufällig ein alter Zeitungsausschnitt in die Hände, der einen Artikel über den Seidelbast enthielt. Darin stand aber noch zu lesen: «Eine nahe Verwandte des Seidelbast, die – wenn auch seltener – ebenfalls an den Südhängen des Jura vorkommt, ist die Laureola.»

«Das ist sie, meine Wunderpflanze», frohlockte Veronika, und sie las weiter: «Die Sage erzählt, dass die Nymphe Daphne, vor den Werbungen Apollos flüchtend, ihre Schutzgöttin um Rettung anflehte. Diese verwandelte sie in einen Lorbeerstrauch.» Laureola, das also war die verzauberte Daphne. Jetzt wusste Veronika, weshalb sie von der Gegenwart der Pflanze so seltsam berührt war.

Dichte Nebelschwaden lagerten über dem Boden, als Veronika sich mit ihrem Begleiter anderntags wieder nach dem Wald aufmachte, um das Versteck Daphnes aufzusuchen. Als sie die Stelle im Gehölz erreicht hatte, erfasste sie jähes Entsetzen. Daphne war verschwunden! Sie ging weiter, durchsuchte das ganze Unterholz – vergeblich. Ganz leise stieg der Ver-

dacht in ihr auf, der Förstersohn könnte die Stelle entdeckt und die Laureola mitsamt den Wurzeln ausgegraben haben, denn in dieser Jahreszeit sind Gärtner gute Abnehmer von Immergrün. Doch sie verwarf den Gedanken wieder. Ein Pflanzenfreund tut so etwas nicht.

«Schutzgöttin der Daphne, du kannst ja Wunder vollbringen», flehte Veronika leise, «lass deiner Schutzbefohlenen kein Leid geschehen». Das Wunder geschah. Dicht neben dem Hund, der einer Wildspur nachgegangen war, entdeckte sie plötzlich ihre Daphne in der ganzen Herrlichkeit. Sie musste sich im Standort geirrt haben. Sie bückte sich, und sachte glitten ihre Hände über die schönen, grünen Blätter. Und nun war ihr, als ob Daphne sprechen würde: «Hast du nicht soeben um ein Wunder gebeten? Gehörst du nicht zu den Begnadeten, denen es zuteil wurde? Jetzt, da es greifbar vor dir steht, glaubst du nicht mehr daran und denkst, du hättest dich bloss im Standort geirrt. So bist du eben. So seid ihr alle, ihr Menschen. Ihr erzählt von Wundern und erhofft sie. Sobald ihr aber einem begegnet, flüchtet ihr euch in das Reich eures begrenzten Verstandes, in dem es Wunder nicht gibt.»

Hedda Koppé. Standbild aus der New York-Zeit. Ende der zwanziger Jahre.

HEDDA KOPPÉ
1896–1990

DANIEL SCHÄRER

«Wenn einer geht ins bessere Land, entsteht wohl eine Lücke in der Welt, kleiner oder grösser, je nach des Menschen Stand und Bedeutung, aber schnell ist die Lücke zugewachsen in der Welt, schneller noch als das Gras wächst auf dem Grabe. Nur die Lücken in den Herzen wachsen nicht zu; wenn sie aufhören zu bluten, blüht ein freundlicher Gedanke auf, schöner als je Rosen auf einem Grabe geblüht.» (Jeremias Gotthelf in «Uli der Pächter» über den Tod der Glunggenbäuerin)

Hundert Jahre später setzt Franz Schnyder Gotthelfs Roman filmisch um. Als Kulisse dient ihm der dreihundertjährige Jost-Hof in Brechershäusern. Die Beerdigungsszene könnte ergreifender nicht gestaltet werden: Im düsteren Bild folgen mehr als hundert Statisten schweigend dem Sarg und symbolisieren damit die grosse Anteilnahme unter der Landbevölkerung. Trauermusik setzt ein …

Für die Rolle der warmherzigen «Base» mit ihrem einfachen, tiefen Gottesglauben holt Franz Schnyder eine Schauspielerin vor die Kamera, deren Karriere längst abgeschlossen scheint. Doch die Gotthelfverfilmung macht populär: Der Bauernhof in den Wynigenbergen wird zur «Glungge» und die sechzigjährige Schauspielerin Hedda Koppé zur «Glunggepüri». Doch Hedda Koppés Leben ist nicht das der Glunggenbäuerin.

Am 7. Dezember 1896 wird Hedwig Kopp als Tochter des Johann Friedrich Kopp von Wiedlisbach und der Emma von Aesch in Biel geboren. Weil ihr Vater, ein Bundesbeamter, früh stirbt, wird die Mama, eine künstlerisch begabte Frau, zur prägenden Person. Mit kaufmännischem Geschick und viel Zivilcourage gelingt es ihr, die sechsköpfige Familie in schwerer Zeit durchzubringen.

Die aufgeweckte Hedwig glaubt, eine Lehrerin wisse alles, und weil sie auch alles wissen möchte, beschliesst sie an ihrem ersten Schultag, später einmal Lehrerin zu werden. In einer längeren Stellvertretung im bernischen

Möriswil fühlt sich die frischgebackene Lehrerin mit mehr als 50 Schülern überfordert. Sie schreibt sich an der Universität Bern für deutsche, französische und englische Literatur ein. Doch das künstlerische Blut drängt zum Theater. Als der Theatermann Max Reinhart bei einem Gastspiel Studenten für seinen Chor sucht, meldet sich auch Hedwig Kopp. Ihre sehr gute Aussprache fällt auf, und der Oberregisseur des Berner Stadttheaters engagiert sie für 5 Franken pro Abend, was dem damaligen Tageslohn einer Lehrerin entspricht. Ausserdem erteilt er ihr Schauspielunterricht. Ihre erste Rolle spielt sie als Berta in Schillers «Wilhelm Tell».

In dieser Zeit gründet einer ihrer Lehrer, Prof. Otto von Greyerz, das Berner Heimatschutztheater und nimmt Hedwig Kopp ins Ensemble auf. Erste Erfolge in der Schweiz ermuntern die Zweiundzwanzigjährige, den Schritt nach Deutschland zu wagen. Am Abend vor ihrer Abreise nach Kaiserslautern spielt sie in Langenthal das «Schmocker-Lisi» im gleichnamigen Stück, das Otto von Greyerz eigens für sie geschrieben hat. Als der Zug davonpoltert, ruft ihr ihr Bühnenschatz Emil Balmer nach: «Auso, Lisi, vergiss nid, wo de highörsch!»

In Kaiserslautern kann sie zwar die grossen klassischen Heldinnen spielen, aber sie erlebt hier auch die letzten Monate des Ersten Weltkriegs: Bei Bombenangriffen stehen die Toten mitten im Stück auf und fliehen mit den anderen in den Keller, es gibt alle vierzehn Tage ein Ei und ein kleines bisschen Butter, dazu Brot, das schmeckt wie Handschuhleder und Kaffee aus Steckrüben.

Hedwig Kopp denkt nach alldem gerne daran, «wo sie hingehört», und ist glücklich, dass sie zurückkehren kann ans Stadttheater St. Gallen. Auch hier wieder verkörpert sie grosse Rollen. Margarethe im «Urfaust», das Klärchen im «Egmont», Luise in «Kabale und Liebe» und – neben dem grossen Alfred Bassermann – «Nora» von Ibsen.

Trotz schlechter Aussichten, überhaupt engagiert zu werden, reist Hedwig Kopp nach zwei Jahren nach Wien. Ihre Unbeschwertheit, die nach dem Ersten Weltkrieg auch unter Schauspielern nicht mehr selbstverständlich ist, und die von ihrer Mama übernommene Beharrlichkeit führen schliesslich doch zum Erfolg: Sie darf am Akademietheater spielen, ein österreichisches Stück im Wiener-Dialekt. Und sie kann das. Mit Akribie arbeitet sie an ihrem Text und spricht wochenlang mit niemandem Hochdeutsch, um den mühsam einstudierten Tonfall und die so ganz andere Sprachmelodie nicht wieder zu verlieren. Das Stück wird ein Erfolg. Einem

Hedda Koppé und Emil Hegetschwiler während einer Drehpause in Brechershäusern. Foto Walter Röthlisberger, Langnau

Kritiker allerdings fällt die Ausländerin im österreichischen Ensemble auf. Nicht etwa des Dialekts, sondern des aussergewöhnlichen Temperaments wegen. Vom Theaterdirektor protegiert, darf Hedwig Kopp ihre nächsten Rollen auslesen. Die Darstellung der «Minna von Barnhelm» bringt ihr eine der besten Kritiken überhaupt ein: «Es ist nicht eine Minna, sondern *die* Minna», schreibt ein Rezensent.

Als das Theater aus politischen Gründen geschlossen wird, kehrt sie für kurze Zeit zurück in die Schweiz. Sie geniesst es, nach der Arbeit in den staubigen Grossstadtkulissen am Freilichttheater in Hertenstein am Vierwaldstättersee inmitten von Edelkastanien spielen zu können. 1922 wird sie dazu überredet, den Sprung nach Amerika zu wagen. Begeisterte Zuschauer prophezeien ihr, sie werde Amerika «im Sturm erobern».

Doch den Sturm erlebt Hedwig Kopp nur auf der Fahrt über den grossen Teich. Drüben dann die Ernüchterung: In ihrer Nähe gibt es keine deutsche

Farnern. Haus Kopp (oder Koppé). Foto Peter Tanner-Gygax

Bühne. Die junge Schauspielerin macht aus der Not eine Tugend, ernennt sich zur «Kulturgesandtin der Schweiz» und arrangiert eine Tournee mit Auftritten für ihre Landsleute in Amerika. Als Alleinunterhalterin rezitiert, singt und jodelt sie.

Daneben wird sie bei der Filmgesellschaft «Century Fox» engagiert und dürfte wohl die einzige Schweizer Schauspielerin sein, die im amerikanischen Stummfilm auftritt. Unter dem Künstlernamen «Betty Benson» spielt sie später auch am lllinois Theatre in Chicago und an den Deutschen Kammerspielen in New York. Langsam gelingt der Durchbruch: Am Broadway wird ihr ein dreijähriger 50 000-Dollar-Vertrag angeboten. Doch die Aufenthaltsbewilligung läuft ab, und sie reist weiter nach Kanada. Weil

Hedda Koppé und Liselotte Pulver. Standfoto aus «Uli der Pächter», Erstaufführung: 23. Dezember 1955. (Präsens-Film, Zürich)

Hedda Koppé und Emil Hegetschwiler. Standfoto aus «Uli der Knecht», Erstaufführung: 19. Oktober 1954. (Präsens-Film, Zürich)

Hedda Koppé 1978,
mit Schleierli.
Foto Daniel Schärer

ihr bürgerlicher Name hier zu deutsch klingt, französisiert sie ihn für die Gastspiele um zu «Hedda Koppé».

Vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kehrt Hedda Koppé zurück in die Schweiz, nach Zürich. Nur vorübergehend, wie sie meint. Und verheiratet sich mit dem Journalisten Arthur William Lory. Anlässlich der 700-Jahr-Feier lernt Hedda Koppé 1955 Wiedlisbach, ihre «Vaterstadt», näher kennen. Als Schauspielerin macht sie die traurige Erfahrung vom Propheten im eigenen Land: Man nimmt sie entweder nicht oder nur ungern wahr. So verdient sie ihren Unterhalt als Lehrerin. Hin und wieder wirkt sie (bis 1964) bei einem Gastspiel am Atelier-Theater Bern mit, sie übersetzt Buschs «Max und Moritz» ins Französische und tritt in einem Cabaret-Ensemble auf.

Durch Zufall dann 1954 die Berufung als Glunggenbäuerin für die Gotthelffilme. Hedda Koppé kann in ihrer ureigenen Sprache spielen. Neben Berufsschauspielerkollegen wie Liselotte Pulver, Hannes Schmidhauser, Heinrich Gretler und – als ihr Mann «Joggeli» – Emil Hegetschweiler. Überzeugend abgewogen und verhalten spielt sie diese warme Rolle. Eine Zeitung berichtet: «Hedda Koppé als Glunggenbäuerin übermittelt uns in einer hervorragenden schauspielerischen Leistung verständnisvolle Güte und Weisheit des Herzens. So und nicht anders ist eine Bäuerin, der der Wohlstand Sicherheit gegeben, aber die Güte nicht geraubt hat.» Mehrere Zuschauergenerationen sind gleicher Meinung, und die Stadt Zürich verleiht ihr 1958 für diese Rolle den Filmpreis. Weil der Film ohne sie ein gutes Ende nimmt, wie sie später schmunzelnd bemerkt. Als Sechzigjährige wird sie nun recht eigentlich bekannt. Man glaubt, Hedda Koppé sei wirklich eine Bauersfrau. Noch Jahrzehnte später möchte eine alternde Bäuerin sie mit ihrem ledigen Sohn verheiraten und stellt die Berufsschauspielerin vor mit den Worten: «Lue, Köbi, das isch jetz d'Glunggepüri. Und die versteiht de öppis vom Pure!»

Hedda Koppé wird in weiteren Gotthelfverfilmungen, gelegentlich auch für Theater- und Fernsehproduktionen verpflichtet, doch für ihr Publikum ist und bleibt sie die behäbige, bodenständige Glunggepüri. Nach dem Tod ihres Mannes, und als die Auftritte immer seltener werden, behält sie zwar ihren Wohnsitz in Zürich bei, zieht sich aber oft in ihr Heim in Farnern am Südhang des Jura zurück. Hier, auf 800 Metern über Meer, hat sie als Kind oft die Ferien verbracht und später ein Haus geerbt, an dem sie sehr hängt. Jetzt hat sie Zeit, in alten Zeitungsausschnitten, Kritiken, Standfotos und Plakaten zu «kramen».

Im November 1968 kann sie im Beisein der Medien, einer grossen Gästeschar und der Gemeinde Farnern im kleinen Juradorf ihr 50-Jahr-Bühnenjubiläum begehen. Ihr Partner vom Cabaret Schlüsselbund, Werner Koelliker, hält die Laudatio; die Behörden ehren die prominente Mitbürgerin.

Wer sie hier besucht, findet ein langes, bewegtes Leben auf dem runden Tisch ausgebreitet. Sie blättert in alten Zeitungen und greift voller Stolz eine vergilbte Seite heraus, die ihr gleichviel Platz einräumt wie der grossen Greta Garbo. Hedda Koppé erzählt gerne, ausführlich und erfrischend von früher. Ihre Augen beginnen zu leuchten, als Zuhörer ist man gebannt. Hedda Koppé wird zur Unterhalterin. Und sie spürt, wie gut ihr der Kon-

takt zum Publikum, so klein es auch ist, tut. Irgendeinmal wird die Idee für Altersnachmittage geboren.

Wer erleben kann, wie die gehbehinderte alte Frau auf die Bühne steigt und wie sie – meistens als Älteste im Saal – mit natürlicher Lebhaftigkeit von damals erzählt, zwei Stunden lang oder mehr, wird diese Begegnung nicht so schnell vergessen.

Hedda Koppé fasziniert. Sie rezitiert auswendig, gibt Anekdoten und Müsterli zum Besten und erzählt… Von Kaiserslautern zum Beispiel, als ihr ein französischer Besatzungsoffizier den Beruf einer «Schauerspielerin» attestiert hat. Und sie fügt in ihrem breiten Berndeutsch bei: «Er het mi allwäg gseh spile!» Oder von der Stummfilmzeit in Amerika, als sie ihren Filmpartnern berndeutsche «Schlämperlige» anhängen konnte, weil das ja sowieso keiner verstand. Sie lacht viel und aus vollem Herzen, und diese Heiterkeit steckt das Publikum an. Auch heute noch, nach 70 Jahren Bühnenerfahrung, fühlt sie sich auf den Brettern, die die Welt bedeuten, wohl «wie eine Ente im Wasser».

Über den Beruf der Schauspielerin ruft sie engagiert in den Saal hinaus: «Mi muess de schaffe anere Rolle. Mi cha de nid nume meine, me chönn uf d'Bühni stah, und es chömm de vo sälber. S' Uswändiglehre vom Täxt, das isch die chlynschti Sach, nächhär chunnt d'Arbeit. S' Usschaffe vonere Rolle, das isch e geischtigi Geburt. Us de tote Buechstabe macht me Fleisch und Bluet. Es muess e Mönsch vo Fleisch und Bluet uf d'Bühni cho.» Und mit einem schelmischen Lächeln fügt sie bei: «Mängisch isch es e Zangegeburt!» Mit neunzig Jahren möchte sie noch Dürrenmatts alte Dame spielen und träumt von einer Tournee durch Amerika.

Es bleibt ein Traum. Am 20. April 1990 stirbt Hedda Koppé. Nur einige wenige Freunde und Angehörige begleiten sie auf dem Weg zum Friedhof oberhalb der Stadt Zürich und werden sie als liebwerten Menschen in Erinnerung behalten. So wie das Leben ist auch die Beerdigung der Hedda Koppé nicht die der Glunggenbäuerin.

NEUES BAUEN IN LANGENTHAL

Zu Willy Boesigers Bauten an der Mittelstrasse, 1928–1931

MARTIN MATTER

«Neues Bauen» nannten die Zeitgenossen der zwanziger und dreissiger Jahre das Aufkommen einer Architektur, die sich gradlinig und schnörkellos gab. Was damals «Neues Bauen» war, ist heute bereits Architekturgeschichte. Deshalb suchen wir, in der Gegenwart einer Postmoderne, bereits nach den «Spuren der Moderne» in der Vergangenheit.[1]

Die Moderne hat selbstverständlich in den Städten die meisten Spuren hinterlassen; einige hervorragende Beispiele befinden sich aber auch in der Provinz. Im Oberaargau waren es in erster Linie zwei aufstrebende, von der Industrie geprägte Ortschaften, die sich als fruchtbare Böden für die Moderne erwiesen: das Städtchen Wangen an der Aare mit den Fabrikbauten Alfred Roths[2] und die Metropole Langenthal, mit der wir uns im folgenden näher befassen.

Langenthal als Gartenstadt

Wie sah dieses Langenthal in den zwanziger Jahren aus? Ein grosses Dorf, geprägt von den Industriebetrieben, die sich um die Jahrhundertwende dort angesiedelt hatten, aber gewiss keine Stadt. Langenthal sei arm an hervorragenden Baudenkmälern, stellte der ehemalige Bauverwalter Eugen Kohler 1932 fest: «Unser von jeher ein grosses Einzugsgebiet beherrschender Markt- und Handelsplatz sowie ein mannigfaches Gewerbe und blühende Industrien brachten es mit sich, dass der Bürger im allgemeinen wenig Zeit und Mittel für Luxus und Idealwerte hatte; sein Sinnen und Trachten war mehr auf geschäftliche Betriebsamkeit eingestellt, daher auch die meist einfache Lebenshaltung und das vorwiegend praktischen Zwecken dienende nüchterne Bauen.»[3]

Eine Ausnahme von dieser Regel war das 1914–1916 erbaute Stadttheater mit seiner historisierenden Bauweise, mit seinen Säulen, Pilastern,

Balustraden, Vasen und Masken. Aber diese Ausnahme bestätigte nur die Regel: Es war der ehemalige Stadtbaumeister von Zürich, Arnold Geiser, der mit seinem Testament den entscheidenden Anstoss für den Theaterbau gab, und es waren die Zuger Architekten Keiser & Bracher, die das Theater entwarfen.[4]

Trotz des Stadttheaters war Langenthal keine Stadt. In den zwanziger Jahren entstand allenfalls das, was man zu dieser Zeit eine Gartenstadt nannte: Da sprossen die kleinbürgerlichen Residenzen im «Lehrerquartier» am Rumiweg und anderswo.

«Der Gedanke, ein eigenes Heim mit Garten zu besitzen, ist bei uns manchem Familienvater als stiller Wunsch tief eingeprägt. Mancher sehnt sich nach einem eigenen Heim, aber er wagt nicht, an die Erstellung eines solchen zu gehen, weil er seine finanziellen Mittel als zu klein beurteilt», heisst es in einem Bericht des «Langenthaler Tagblatts» zur Wanderausstellung «Das Kleinhaus», die im August 1928 in der Turnhalle Station machte. Die Schau sollte «zeigen, dass in allen Teilen der Schweiz unter den verschiedensten Verhältnissen sehr befriedigende Lösungen des Problems des Eigenheims auch für den einfachen Arbeiter gefunden worden sind»[5].

In Langenthal wenigstens waren solche Lösungen noch nicht gefunden worden. Es sei zwar in den letzten Jahren wirklich sehr viel gebaut worden, schrieb das «Langenthaler Tagblatt» 1929. Der Wohnungszuwachs in den fünf Jahren 1924–1928 habe 259 Wohnungen betragen. Aber: «Zur Hauptsache sind diese in Einfamilienhäusern untergebracht, die aus Kreisen der Beamten und Angestellten bewohnt sind. Arbeiterwohnungen, die so bitter notwendig wären und an denen es in unserer Gemeinde ganz erheblich fehlt, wurden sozusagen keine erstellt.»[6]

Offensichtlich fanden die Arbeiter(innen) in der Gartenstadt Langenthal keinen Platz. Während die Obdachlosen in der alten Markthalle hausen mussten, erlebten andere die sprichwörtlichen goldenen zwanziger Jahre. Von der heilen Welt in der guten alten Zeit erzählte der Langenthaler Hans Grogg: «Abends hatten die Leute Zeit zu einem Plauderstündchen auf dem Bänklein vor dem Hause. Wenn die Nacht hereinbrach, wurde es still auf den Strassen und Plätzen – trotz der 33 Wirtschaften; kurz, das war eine goldene Zeit!»[7]

Unterdessen widmete sich der Verschönerungsverein Langenthal ganz dem Gartenparadies: 1923 durfte der Verein in der Marktgasse Linden pflanzen, und 1929 schrieb er zum erstenmal einen Blumen- und Pflanzen-

Das Langenthaler «Corbusier-Haus», Blick auf Mittelstrasse 15.

schmuckwettbewerb aus, um das Ideal der Gartenstadt einer breiten Öffentlichkeit näherzubringen.[8] Das Ergebnis all dieser Bestrebungen war offenbar befriedigend: «Wer aber Verständnis hat für ein fleissiges, rechtschaffenes Völklein, der wird an unserer Ortschaft mit ihren überall ersichtlichen Zeichen der Arbeit, des Wohlstandes und der Zufriedenheit seine helle Freude haben!» schrieb die Verkehrskommission 1935 in ihrem «Führer durch Langenthal»[9].

Willy Boesigers Weg nach Paris

Mitten in diese selbstzufriedene Gartenstadt pflanzte 1928 ein junger Architekt namens Willy Boesiger ein ganz ungewohntes Gebäude, das sofort Aufsehen erregte. Damit hatte das «Neue Bauen» in Langenthal begonnen.

Der Bauherr dieses Gebäudes war Jakob Bösiger (1879–1942), der Vater des Architekten. Er war in Untersteckholz aufgewachsen und hatte, nach seinen Lehr- und Wanderjahren, 1895 den Betrieb von Schreinermeister Herzig in der Langenthaler «Farb» übernommen und Hermine, die Tochter des Spenglermeisters Sägesser, geheiratet. Hermine Bösiger brachte zwei Kinder zur Welt: Max (1897) und Willy (1904).[10]

Beide Söhne blieben auf ihre Weise dem Bauhandwerk treu: Max wurde Schreinermeister und übernahm 1932 das Geschäft von seinem Vater. Willy schickte sich an, den Beruf eines Bauzeichners zu erlernen, und fand eine Lehrstelle bei der Firma Hector Egger AG. Geschäftsführer Hector Egger (1880–1956) hatte selbst ein Architekturstudium an der Technischen Hochschule Stuttgart absolviert. Ob er das Talent des Lehrlings damals erkannte, ist uns nicht bekannt.

Nach abgeschlossener Lehre besuchte Willy Bösiger das Technikum in Burgdorf, um seine Kenntnisse des Hochbaus zu vertiefen. Dort schloss er 1925 mit dem Diplom ab und machte sich auf die Wanderschaft. Im Architekturbüro von Emile Wolf in Strassburg fand er eine Zeichnerstelle; Wolf liess ihn selbständig an Wettbewerbsprojekten arbeiten. Obwohl er unkonventionell entwarf, hatte Willy Bösiger, der sich nun Boesiger schrieb, Erfolg: Er gewann den ersten Preis eines Wettbewerbs für ein jüdisches Kinderheim. Boesigers Vorbilder waren die französischen Avantgardisten; um sich ihnen zu nähern, zog er 1927 nach Paris. In der Weltstadt lernte Boesiger die Künstlercafés kennen und schätzen – eine Institution des

Willy Boesiger in jungen Jahren.
Alle Aufnahmen dieses Artikels stammen aus dem Archiv Bösiger.

Kulturlebens, um die er sich später in Zürich (wo er 1935 das Café Select eröffnete) verdient gemacht hat. An diesen Treffpunkten der Pariser Avantgarde machte er die Bekanntschaft jenes Mannes, der ihn massgeblich prägen und sein Leben lang beschäftigen sollte: Charles-Edouard Jeanneret, genannt Le Corbusier.

Willy Boesiger und Le Corbusier

Le Corbusier war einer der bedeutendsten Wegbereiter der Moderne in der Architektur. Aufgewachsen in La Chaux-de-Fonds, war er 1917 nach Paris übergesiedelt und hatte dort die Zeitschrift «L'Esprit Nouveau» begründet. Darin publizierte Le Corbusier seine bahnbrechenden Ansichten über Architektur.

«La maison est une machine à habiter», predigte Le Corbusier. Die «Wohnmaschine» sollte die einfachen, ja standardisierten Bedürfnisse der Massen auf eine zweckmässige Weise befriedigen, das heisst: ihnen Schutz vor Kälte, Regen und Dieben gewähren. Die Architekten als Ingenieure der «Wohnmaschine» sollten von den Errungenschaften der Technik Gebrauch machen und neuzeitliche Baustoffe wie Stahl, Glas und Eisenbeton benutzen.

Von diesem «Esprit Nouveau» war die Pariser Avantgarde beseelt, als Boesiger ankam. Nachdem er kurze Zeit beim Architekten André Lursat gearbeitet hatte, fand er eine Stelle bei Le Corbusier selber, in dessen Atelier an der Rue de Sèvres. Dort arbeitete, neben Architekten aus Tokio, Zagreb und Barcelona, schon der Wangener Alfred Roth, der berichtet: «Wir bildeten zusammen eine fröhliche Freundesgruppe mit begeistertem Arbeitseinsatz und voller Verehrung für unseren Meister.»[11]

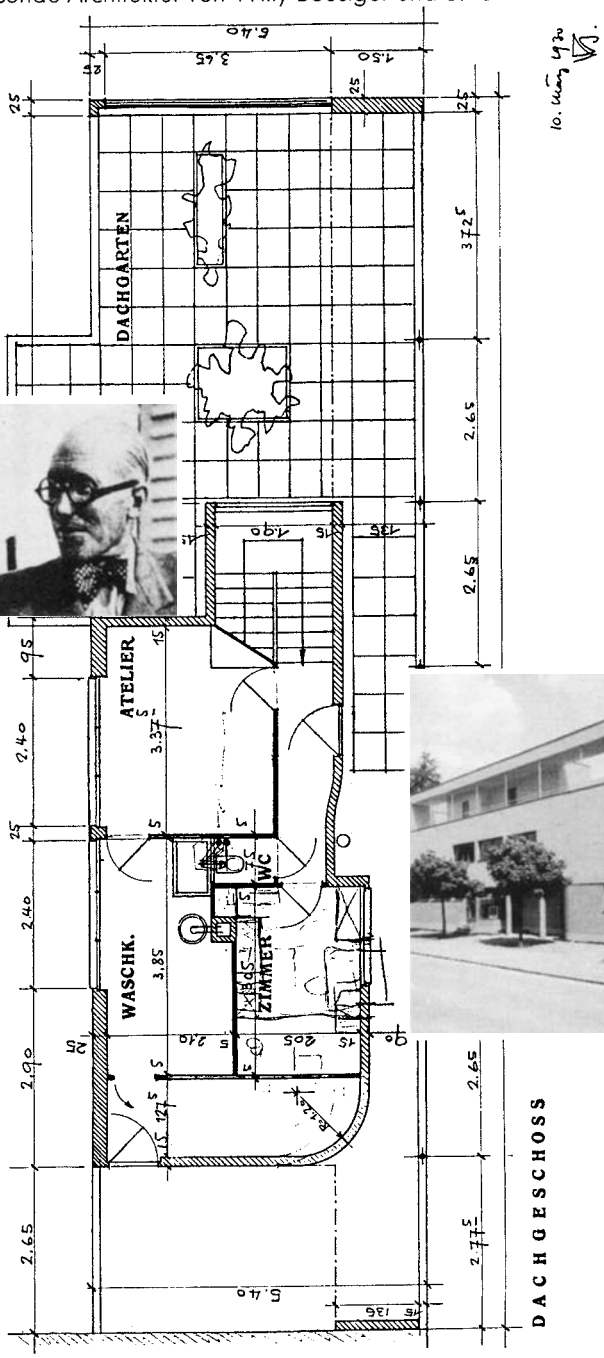
Willy Boesiger entwickelte später ein besonders enges Verhältnis zu Le Corbusier. Nachdem er in einem feuchten Keller des Ateliers verschimmelnde Pläne seines Meisters entdeckt hatte, setzte sich Boesiger dafür ein, das «Œuvre complet» Le Corbusiers zu publizieren. Der erste Band, den Boesiger zusammen mit seinem Freund Oscar Stonorov gestaltet hatte, erschien 1929 im Verlag von Hans Girsberger in Zürich. «Als dann das voller Abenteuerlust begonnene Werk nach weiteren Bänden rief, hat sich Willy Boesiger in nie erlahmender Treue, Selbstlosigkeit und einer die eigenen Interessen völlig zurückstellenden Bescheidenheit in den Dienst dieser Aufgabe gestellt», anerkannte Girsberger später.[12] Der achte und letzte Band des «Œuvre complet» wurde 1970 veröffentlicht. Die ETH Zürich verlieh Willy Boesiger 1980 den Ehrendoktortitel für dessen herausgeberische Leistung.

Wie sehr Le Corbusier Boesiger schätzte, zeigt ein Brief, den der Meister in der Nacht des 7. September 1957 schrieb. Er bedankte sich darin für eine von Boesiger gestaltete Wanderausstellung – wörtlich: «Laissez-moi vous le dire ici, en profonde amitié: Vous êtes un chic type. Et il y a longtemps que ça dure! (…) Vous êtes de ma famille.»[13] Willy Boesiger selber erinnerte

▷ Werbegrafik der Firma Bösiger, Langenthal 1991. Foto Haus Mittelstrasse 15 und Plan Willy Boesiger vom 10. März 1930. Foto Willy Boesiger mit Le Corbusier, aufgenommen in Zürich 1941. Bild aus: Alfred Roth, Begegnung mit Pionieren.

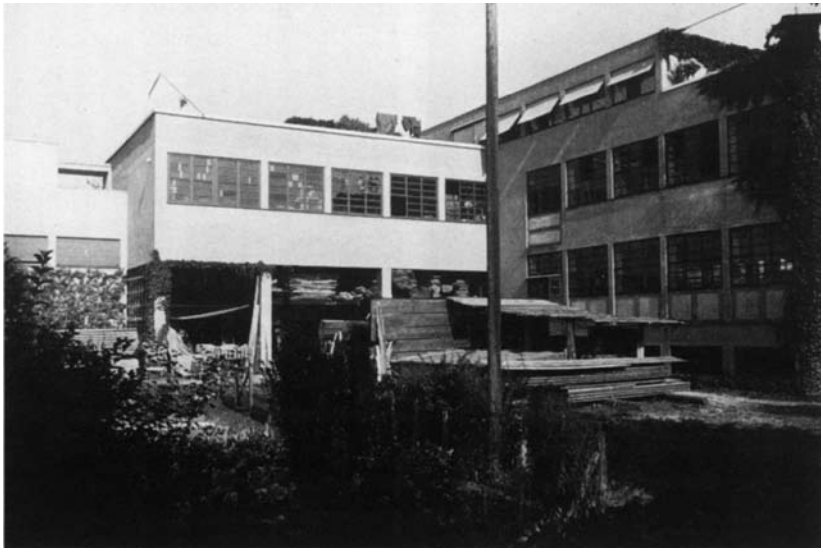
MITTELSTRASSE 15 LANGENTHAL

Wegweisende Architektur von Willy Boesiger und Le Corbusier



Le Corbusier

Die Fassade mit dem Verkaufsladen an der Mittelstrasse.



Blick in den Hof des Eckgebäudes Mittelstrasse 15 mit Werkstatt, Wohnung und Dachgarten.

sich nach dem Tode Le Corbusiers an «die vielen Stunden und Tage, die ich mit Le Corbusier an der Rue de Sèvres, bei ihm zu Hause an der Rue Nungesser-et-Coli oder in seiner Ferienklause in Cap Martin verbrachte. Ich habe mit ihm und seiner Frau Yvonne viele Stunden der Auseinandersetzung oder des Humors bei einem Pastis verbracht.»[14]

Die Möbelfabrik an der Mittelstrasse

Aber kehren wir zurück in das Langenthal der zwanziger Jahre. Die 1923 in der Schweiz einsetzende gute Konjunktur hatte, wie bereits erwähnt, die Bautätigkeit angeregt. Auch die Firma Bösiger, die sich mit Innenausbau und Möbelfabrikation beschäftigte, dürfte von der günstigen Wirtschaftslage profitiert haben.

Der Betrieb zählte wahrscheinlich gegen zwanzig Angestellte. Aber die Produktionsanlagen waren veraltet. Die Maschinen wurden zum Teil noch mit Wasserkraft der Langete angetrieben. Eine Modernisierung tat not: Neue Maschinen mussten angeschafft und installiert werden. Die Firma Bösiger entwickelte sich damit vom Gewerbe- zum Industriebetrieb: Ab 1930 lieferte Jakob Bösiger seriemässig hergestellte Möbel an die Verkaufsfirma «Möbel Pfister», das heisst, er produzierte für den nationalen Markt. Andererseits wollte Bösiger das eigene Verkaufsgeschäft weiterführen und das Unternehmen als Familienbetrieb erhalten. Die Geburt eines Enkels, Max Bösiger, im Jahre 1926 bekräftigte diesen Entschluss.

Als Jakob Bösiger 1928 das Bauprogramm für einen Neubau entwarf, da mussten alle diese Ziele unter einen Hut gebracht werden. Der Neubau sollte sowohl einen rationellen Maschinensaal als auch ein gefälliges Verkaufslokal und noch dazu zwei Wohnungen der Familie Bösiger umfassen. Diese schwierige, zugleich aber spannende Aufgabe für einen Architekten stellte Jakob Bösiger seinem inzwischen 24jährigen Sohn Willy.

Willy Boesiger begann mit der Arbeit am Bauprojekt Mittelstrasse 13 während seines Aufenthalts in Paris, im Atelier an der Rue de Sèvres. «Le Corbusier war an meinen Entwürfen sehr interessiert und sparte nicht mit klugen Anregungen», berichtete Boesiger später.[15] Wahrscheinlich die bedeutendste Anregung, die der junge Architekt von seinem Meister empfing, war der Dachgarten. Ein Dachgarten drängte sich auf, weil das ganze nicht überbaute Terrain als Lager- und Arbeitsplatz für die Möbelfabrik

bestimmt war. Auf ebener Erde blieb also kein Platz für eine Gartenfläche übrig.

Dem Dachgarten verdankt das Gebäude seine Stellung in der Architekturgeschichte, denn es handelte sich um das erste Haus mit Dachgarten in der Schweiz (allerdings nicht, wie manchmal erzählt wird, um das erste Flachdach der Schweiz). Die moderne Qualität des Hauses erschöpft sich aber keineswegs in der Form seiner Bedachung. Architekturhistoriker weisen darüber hinaus auf die klare Volumetrie, die glatt verputzten Fassaden und auf die Fensterbänder hin.[16] Das Haus birgt weitere, von aussen unsichtbare Qualitäten: Seine tragende Struktur ist ein Stahlbetongerüst; die Pfeiler stehen in Achsenabständen von 2,5 mal 5 Metern. Sie entlasten die Wände von ihrer Tragefunktion und erlauben damit eine freie Gestaltung und Einrichtung des Innenraumes.[17]

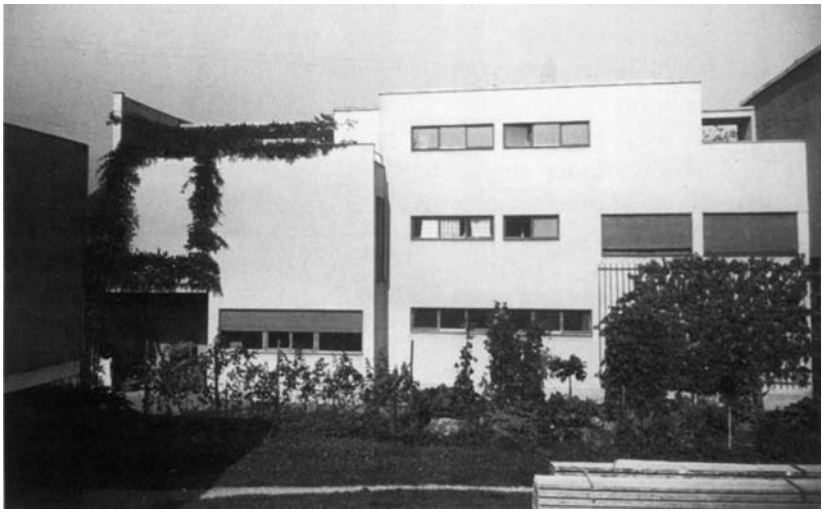
Auf eine solche moderne Konstruktion war indessen die Langenthaler Baubehörde nicht gefasst, als Jakob Bösiger am 16. Oktober 1928 sein Baugesuch einreichte. Die Baukommission pochte zunächst auf das lokale Baureglement, welches die Dicke der Umfassungsmauern auf den Zentimeter genau bestimmte. Später verlangte die Baukommission ein Gutachten über die statischen Berechnungen. Sie beteuerte: «Es liegt uns ferne, Ihnen bei der Ausführung Ihres Neubaues Schwierigkeiten in den Weg zu legen; wir sind es Ihnen und der Öffentlichkeit aber schuldig, darüber zu wachen, dass bei dieser neuen Bauart, die andernorts schon mehrmals zu Katastrophen führte, alles angewendet wird, um solches zu verhüten.»[18]

Die Bauarbeiten hatten bereits begonnen, als der Berner Ingenieur W. Siegfried Mitte Dezember sein Gutachten ablieferte. Die statischen Verbesserungen, die Siegfried empfahl, wurden dem Bauherrn zur Auflage gemacht. Noch im Dezember teilte Willy Boesiger, der sich inzwischen in Zürich aufhielt, der Baukommission mit, «dass die noch nicht ausgeführten Eisenbetonarbeiten der Firma Siegfried, Ingenieurbureau in Bern, übertragen worden sind»[19]. Die Angelegenheit war damit bereinigt, und die Baubewilligung wurde nachträglich, am 22. April 1929, vom Regierungsstatthalter erteilt.

«Das wäre Bolschewismus»

Die Nachbarn hatten, soweit uns bekannt ist, keine Einsprachen gegen das Bauprojekt erhoben. Dass die neue Mittelstrasse 13 Aufsehen erregte und

Die Inneneinrichtung stand anfangs noch in einem Gegensatz zum avantgardistischen Äusseren des Gebäudes.



Die hofseitige Fassade der Mittelstrasse 15 mit dem bereits überwucherten Balkon und Dachgarten.

sogar Kritik provozierte, ist allerdings überliefert. Willy Boesiger selbst erzählte die folgende Episode: «Noch während des Studiums des Baues suchte mich eines Tages mein Bauherr auf, bewaffnet mit einem kleinen, rot gebundenen Büchlein, betitelt: ‹Krisis der Architektur› von Alexander von Senger. Ein intimer Freund hatte es ihm persönlich mit der Bemerkung überbracht: ‹Lies diese schändlichen Tatsachen. Du wirst doch in unsere Gemeinde kein Flachdachhaus hineinstellen wollen – das wäre Bolschewismus.› Wir lasen das Büchlein – es wirkte anfänglich niederschmetternd.»[20]

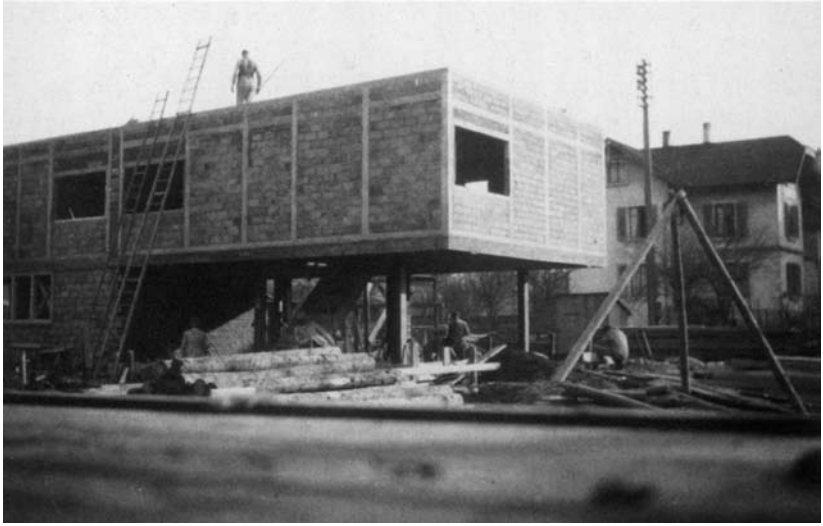
Niederschmetternd auf die Bewunderer Le Corbusiers wirkte zum Beispiel die folgende Stelle: «Der Anblick einer guten Architektur löst im Kulturmenschen Gefühle der Wärme, der Steigerung des Lebensgefühls aus. Le Corbusier erzeugt gegenteilige Zustände. Man fröstelt, das Lebensgefühl erschlafft (eine Dame nannte einen solchen Bau ein Selbstmordhaus), man empfindet eine innere Aushöhlung, eine Art angstvoller Entseelung.»[21]

Aber der Bauherr und sein Architekt richteten sich wieder auf, indem sie die beiden Bücher Le Corbusiers («Vers une Architecture» und «Urbanisme») sowie dessen Artikel aus dem «Esprit Nouveau» studierten. Mit sichtlicher Erleichterung und mit gespannter Freude, berichtete Willy Boesiger, habe sein Vater eine Woche später erklärt: «Wir bauen.»

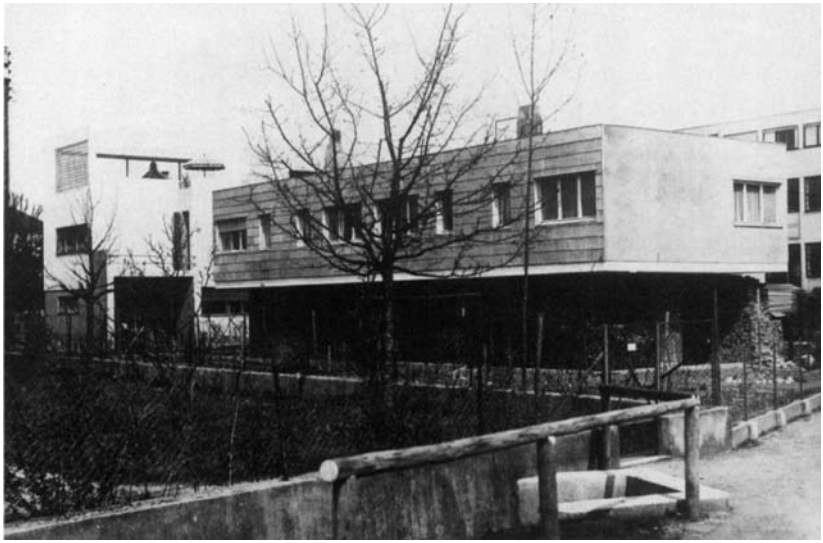
Der Architekt hatte zwar seinen Vater, aber noch nicht die Öffentlichkeit überzeugt. Was manche Nachbarn an der Mittelstrasse von Boesigers Neubauplänen hielten, das verrät eine Notiz im «Langenthaler Tagblatt» vom 9. November 1928: «Barbarisch heisst es heutzutage der zufriedene Zeitgenosse, wenn der liebe Nachbar ihm neben sein niedliches Chalet einen modernen Corbusierbau mit flachem Dache setzt.» Anscheinend entzündete sich die Kritik vor allem am Flachdach.

Es war indessen kein Sturm der Entrüstung, der über Langenthal fegte. In den Leserbriefspalten blieb es still, und die lokalen Handwerker liessen sich Bösigers Aufträge nicht entgehen. Der Löwenanteil ging an die Baufirma Hector Egger, aber auch Bösigers Nachbarn an der Mittelstrasse – der Spenglermeister Hulliger, der Elektriker Wahl und andere – waren beschäftigt. Abgesehen von den Sägerei- und Holzbearbeitungseinrichtungen, die aus Basel geliefert wurden, war der ganze Neubau ein Werk des Langenthaler Baugewerbes.

Der Rohbau war im Frühjahr 1929 fertig erstellt; im Oktober konnte die Fabrikanlage vom eidgenössischen Fabrikinspektor begutachtet werden, und Mitte November war der Neubau vollendet. Er kostete zusammen-



Das Standardhaus im Bau – der Grundriss im Erdgeschoss konnte frei gestaltet werden.



Zwei Arbeiterfamilien bewohnten das Standardhaus nach seiner Fertigstellung.

gerechnet etwa 150 000 Franken. Das Achitektenhonorar für Willy Boesiger betrug 5000 Franken.

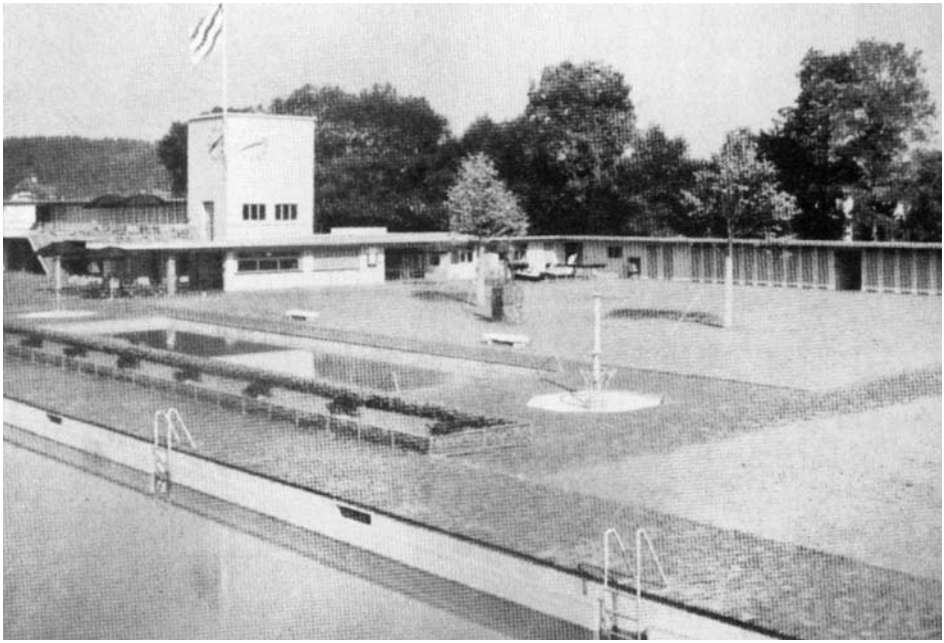
In einer Baureportage des «Langenthaler Tagblatts» fand Willy Boesigers Zürcher Kollege Oscar Stonorov Gelegenheit, für die moderne Architektur zu werben. Über das Haus an der Mittelstrasse schrieb er: «Das Gebäude bringt durch die Disziplin seiner Komposition einen vollkommen neuen Massstab in die Umgebung. Es ist heiter, freudig, aber bestimmt. Es wirkt grösser, freier, monumentaler, weil es einen Massstab besitzt. Es hat eine Würde und lässt die Präsentation beiseite. (...) Es blickt offen und geradeaus und zeigt: (...) Ich habe nichts an mir, das nicht zu etwas diente: Durch das Glas sehe ich, durch die Fenster atme ich, auf meinem Dach geht man spazieren. (...) Ich könnte ebenso gut unordentlich und vielleicht sachlicher aussehen, oder man könnte gar mit Verzierungen meine Blössen zudecken. Aber der mich gebaut hat, liebt die einfache Ordnung und die schmucklose Wahrheit der Geometrie, und ihre Schönheit geht ihm über alles.»[22]

Undichte Flachdächer

Oscar Stonorov begnügte sich aber nicht damit, die Schönheit der Geometrie anzupreisen, sondern versuchte, die praktischen Vorteile des «Neuen Bauens» herauszustreichen. «Es wird manchen überzeugen, dass dieses Haus ganz einfach viel weniger gekostet hat, als wenn es ‹ortsüblich› erstellt worden wäre», schrieb Stonorov – und verstieg sich zu der Behauptung, in Zukunft werde kein Bauherr der Schweiz mehr seine Bauten steil decken, weil jeder wisse, wieviel ein flaches Dach an Reparaturen spare.

Wieviel ein flaches Dach an Reparaturen verursachte, sollte der Bauherr anschliessend erfahren. Bereits in der Wintersaison 1929/30 zeigte sich, dass das Flachdach undicht war. Es entstanden grosse Wasserflecken an den Fassaden; im Frühling zeigten sich Risse, so dass der Verputz in Stücken herunterfiel. Das Flickwerk des Dachdeckers Egger aus Langenthal, der eine zehnjährige Garantie für das Flachdach übernommen hatte, genügte nicht.

▷ Die Moderne fasst Fuss in Langenthal: Der Neubau von Gottfried Anliker und das Schwimmbad nach den Plänen Hector Eggers. (Bildnachweis: Urs Graf, Spuren der Moderne im Kanton Bern, S. 263 und 265.)



anliker möbel
möbel
anliker

Im Frühjahr 1932 liess Jakob Bösiger die sogenannte Tropicalisolation durch einen Asphaltbelag ersetzen. Die Gesamtkosten der Reparaturen beliefen sich auf etwa 4000 Franken.[23]

Diese schlechten Erfahrungen mit dem Flachdach zeitigten aber keine abschreckende Wirkung – im Gegenteil: 1930/31 baute Jakob Bösiger nach den Plänen seines Sohnes ein Doppelhaus für zwei Arbeiterfamilien, und zwar mit einem Flachdach, das sich später als undicht erwies und ohne Kenntnis des Architekten ein Satteldach aufgesetzt erhielt, obwohl dieser Eingriff dem architektonischen Charakter des Gebäudes ganz und gar zuwiderlief.

Standardhaus und Erweiterungsbau

Willy Boesiger hatte sich bemüht, eine moderne «Wohnung für das Existenzminimum» zu entwerfen. Er sprach in diesem Zusammenhang von einem «Standardhaus». Das Arbeiter-Doppelhaus an der Mittelstrasse 11d war also nicht mehr und nicht weniger als ein Versuchsprojekt für einen grösseren Plan, den schon Le Corbusier vorgezeichnet hatte. Le Corbusier wollte billige Wohnhäuser in Serie herstellen – die «Wohnmaschine» sollte die Wohnungsnot der Arbeiterklasse lindern. Ihm zufolge stand die bürgerliche Gesellschaft vor der Wahl: «Architecture ou Révolution»[24].

Um eine massenhafte Produktion zu ermöglichen, plante Willy Boesiger sein «Standardhaus» so rationell wie möglich. Er verzichtete beispielsweise auf ein Kellergeschoss und verwendete Materialien, die noch unerprobt waren und die sich nicht bewährten.[25] Das Arbeiter-Doppelhaus blieb aus diesem Grund ein Einzelstück – und auch ein Zeugnis für das soziale Engagement des Bauherrn und seines Architekten.

Zur gleichen Zeit wie das «Standardhaus» entstand 1930/31 das Wohn- und Geschäftshaus an der Mittelstrasse 15, ebenfalls mit Flachdach und mit einem Dachgarten. Dieser «Erweiterungsbau» schloss beinahe nahtlos an die Möbelfabrik Bösiger an und bildete mit jener zusammen ein organisches Ganzes. Die Pläne waren – vielleicht schon 1928 – auf dem Reissbrett Willy Boesigers entstanden; als Bauherr trat aber diesesmal nicht sein Vater auf, sondern ein Verwandter der Familie, der Textilkaufmann Carl Müller-Stampfli.

Weitere Verbreitung des «Neuen Bauens»

Dass nun auch andere Bauherren das «Neue Bauen» entdeckten und im Gefolge der Bösiger moderne Gebäude verwirklichten, zeugt vom Geist der Moderne, der allmählich auch in der Gartenstadt Fuss fassen konnte… Zu nennen wäre an erster Stelle der Geschäftsneubau der Möbelfabrik Anliker an der Ringstrasse. Wie die Firma Bösiger, so hatten auch Anlikers «Werkstätten für gediegene Wohnungseinrichtungen» in den zwanziger Jahren einen ständigen Umsatzzuwachs erlebt und sogar in Bern eine Geschäftsablage eröffnet. Der junge Gottfried Anliker, der sich während eines dreijährigen Aufenthaltes an der Kunst-Akademie Berlin-Charlottenburg zum Innenarchitekten ausgebildet hatte, sorgte bereits an der Langenthaler Gewerbeausstellung von 1922 mit seinen modern gestalteten Möbelstücken für Aufsehen.[26] Nachdem er 1930 das Geschäft selbständig übernommen hatte, begann er mit der Planung eines Neubaus an der Ringstrasse, vor der bestehenden Schreinerei. Gottfried Anliker, der dem modern gesinnten Schweizerischen Werkbund angehörte, bediente sich auch in der Architektur neuzeitlicher Formen. Er entwarf einen klar umrissenen Kubus, in dem die Möbelausstellung, ein Privatatelier und Büroräume Platz fanden, und er kopierte bereits den Dachgarten. Jener verband den Altbau mit dem Neubau; die Terrasse wurde ganz mit Erde bedeckt und mit Rasen und Sträuchern bepflanzt. Der Anliker-Neubau wurde 1931 begonnen und im nächsten Jahr vollendet. Im gleichen Jahr 1932 weihte noch die Maschinenfabrik Ammann ein modern gestaltetes Bürogebäude an der Ecke Eisenbahnstrasse/Ringstrasse ein. Der Neubau zeichnete sich besonders durch ein über die ganze Fassadenbreite laufendes Fensterband aus. Architekt dieser Eisenbetonkonstruktion war der Riedtwiler Erwin Fink.[27]

Aber nicht nur private Bauherren gingen mit der Zeit, oder gar der Zeit voraus. In den dreissiger Jahren begann auch die Gemeinde, das «Neue Bauen» zu pflegen, nachdem sie bis dahin ziemlich konventionelle Bauten ausgeführt hatte. Das 1928–1930 erbaute Primarschulhaus mit der Uhr beispielsweise wurde von Architekt Hans Klauser noch als «Vertreter bodenständiger Gesinnung» angesprochen.[28] Aber schon das 1931 fertiggestellte Wasserreservoir Schoren zeigte das Gesicht der Moderne. Zur herausragenden öffentlichen Anlage der Epoche geriet dann das neue Schwimm- und Sonnenbad in den oberen Matten.[29] Es wurde 1932/33 nach den Plänen von Architekt Hector Egger erbaut, und zwar nach dem Vorbild

anderer moderner Bäder, insbesondere von Wil (SG). Klare Formen, übersichtliche Organisation und eine zweckmässige Konstruktion zeichnen das Langenthaler Schwimmbad aus – es zählt heute, wie der Kunsthistoriker Urs Graf anmerkt, zu den beachtenswerten Zeugen der Moderne in unserem Land.

Im Abstimmungskampf über das neue Schwimmbad wurde, soweit ersichtlich, nicht über Architektur gestritten – «Neues Bauen» hin oder her –, sondern über die Geschlechtertrennung im Bad, und vor allem über Geld. Der Baukredit von 455 000 Franken bedeutete für den Gemeindehaushalt eine schwere Belastung. Am Ende setzten sich aber jene durch, die den Bau eines Schwimmbades auch als eine Massnahme zur Arbeitsbeschaffung ansahen.[30] Denn in den frühen dreissiger Jahren machte sich nun auch im Oberaargau die Weltwirtschaftskrise mit der Arbeitslosigkeit als einer Folge bemerkbar. Es war die Weltwirtschaftskrise, welche fortan die private Bautätigkeit lähmte und dem «Neuen Bauen», kaum hatte es begonnen, schon ein Ende bereitete.

Heimatschutz für die Moderne

Der moderne Baustil, der sich in der Nachkriegszeit durchsetzen konnte, griff wohl in verschiedener Hinsicht auf das «Neue Bauen» zurück. Erwähnenswert ist für Langenthal etwa die 1951 neu erbaute Leinenweberei Baumann & Co. (Architekt Fritz Ramseier, Bern). Allerdings erreichten viele moderne Gebäude während der Hochkonjunktur nicht mehr die frühere architektonische Qualität und brachten die Moderne samt Beton und Flachdach in Verruf. Wer sich für die Bewahrung der «Spuren der Moderne» aus den zwanziger oder dreissiger Jahren einsetzt, hat einen schweren Stand, auch in den Heimatschutzkreisen.

Die Pionierbauten Willy Boesigers an der Mittelstrasse sind 1980 ins Inventar der schützenswerten Bauten der Gemeinde Langenthal aufgenommen worden. Am zuerst erbauten Haus Mittelstrasse 13 waren damals einige Renovationen und Ergänzungen bereits vorgenommen worden. Die Fassade war 1963 erneuert worden; zugleich war – mit der Zustimmung von Willy Boesiger – aussen am Gebäude ein Personenlift angebaut und über der Schaufensterfront ein Vordach errichtet worden. 1970/71 war schliesslich anstelle des Hofes ein neuer Maschinensaal gebaut worden, da-

mit der Betrieb rationeller produzieren konnte.[31] Diese Veränderungen haben den Eindruck einer klaren Volumetrie beeinträchtigt.

Äusserst sorgfältig und stilgerecht erfolgte hingegen die Sanierung des Gebäudes Mittelstrasse 15 im Jahre 1991, nachdem die Familie Bösiger in den frühen achtziger Jahren in den Besitz dieses Hauses gekommen war. Ein Grossneffe des Architekten, der heutige Betriebsinhaber Markus Bösiger, liess beispielsweise die ursprüngliche Struktur und Farbe des Verputzes ermitteln und wieder herstellen. Auch originale Details wie die Fensterbeschläge entgingen nicht seiner Aufmerksamkeit.[32] Die kantonale Denkmalpflege beteiligte sich an der Sanierung, nachdem das Wohn- und Geschäftshaus Mittelstrasse 15 am 6. März 1991 ins Inventar der geschützten Kunstaltertümer des Kantons Bern aufgenommen worden war.[33]

Der zeitlebens bescheidene Willy Boesiger hat von dieser späten Anerkennung seines Werkes nichts mehr erfahren. Er starb im Dezember 1990 in seiner Wahlheimat Zürich.[34]

Anmerkungen

1 Vgl. Urs Graf: Spuren der Moderne im Kanton Bern. Bern 1987.
2 Vgl. Alfred Roth, Architekt der Kontinuität. Zürich 1985. S. 142 ff.
3 Eugen Kohler: Alt Langenthal in Wort und Bild. Langenthal 1932. S. 12.
4 Vgl. Eugen Kohler: Zur Baugeschichte des Theaters Langenthal. In: Langenthaler Heimatblätter 1935.
5 Langenthaler Tagblatt (LT), 31. Juli 1928.
6 LT, 28. Oktober 1929.
7 Hans Grogg: Langenthal vor einem halben Jahrhundert. In: Langenthaler Heimatblätter 1974. S. 163.
8 Vgl. Daniel Fuchs: 100 Jahre Tierpark Langenthal. In: Jahrbuch des Oberaargaus 1991.
9 Verkehrskommission der Einwohnergemeinde Langenthal (Hg.): Führer durch Langenthal. Langenthal 1935. S. 3.
10 Vgl. Judith Bösiger-Burren: Zum 70jährigen Bestehen der Firma Bösiger Langenthal, Oktober 1965. Typoskript im Archiv der Familie Bösiger.
11 Alfred Roth: Amüsante Erlebnisse eines Architekten. Zürich 1988. S. 37.
12 Hans Girsberger: Zum 7. Band des Gesamtwerks. In: Willy Boesiger (Hg.): Le Corbusier. Œuvre complet. Band 7, Zürich 1965. S. 11.
13 Eine Kopie des Briefs befindet sich im Archiv der Familie Bösiger, Langenthal.
14 Willy Boesiger (Hsg.): Le Corbusier. Œuvre complet. Band 8, Zürich 1970. S. 8.
15 Zit. bei: Jeannine Pilloud / Annacatrin Locher: Regionales Bauen – Neues Bauen. Eine Synthese? Zum Werk von Willy Boesiger. In: Archithèse, Nr.6, 1989. S. 46.

16 Vgl. Bernard Gachet: Architecture industrielle et rationalisme. In: Architecture de la raison. La Suisse des années vingt et trente. Lausanne 1991. S.142.
17 Vgl. S. Zimmermann/B. Frutiger: Wohn- und Geschäftshaus, Langenthal 1928/29, Willy Boesiger. Mémoire d'Histoire d'Architecture (Typoskript). Lausanne (?) 1985.
18 Schreiben der Baukommission an Jakob Bösiger vom 15. Dezember 1928. Im Archiv der Gemeinde Langenthal.
19 Schreiben von Willy Boesiger an die Baukommission vom 26. Dezember 1928. Im Archiv der Gemeinde Langenthal.
20 Willy Boesiger: Der Dachgarten als erweiterte Wohnfläche. In: Schweizerische Zeitschrift für Bauen und Wohnen. Zürich 1951.
21 Alexander von Senger: Krisis der Architektur. Zürich 1928. S.28.
22 Oscar Stonorov: Über moderne Architektur. Beilage zum «Langenthaler Tagblatt» vom 16. November 1929.
23 Bericht über die Terrassenreparaturen am Hause des Herrn Jakob Bösiger in Langenthal. Im Archiv der Familie Bösiger, Langenthal.
24 Vgl. Le Corbusier: Vers une Architecture. Paris 1923. S. 211.
25 Vgl. Pilloud/Locher, a.a.O.
26 Vgl. Kant. Gewerbemuseum in Bern (Hg.): Ausstellung Langenthaler Industrien. Bern 1932. S. 9ff.
27 LT, 20. August 1932.
28 LT, 14. Juni 1930.
29 LT, 12. Mai 1933.
30 ebenda, und LT, 6. Februar 1932.
31 Vgl. Max Bösiger: 50 Jahre Liegenschaft Bösiger oder Le Corbusiers Ideen in Langenthal. Vortrag, gehalten vor dem Lion's Club Langenthal, 23. Mai 1978. Typoskript im Archiv der Familie Bösiger.
32 Vgl. Raum und Wohnen, Nr.3, 1992. S.48.
33 Regierungsratsbeschluss vom 6. März 1991.
34 Vgl. NZZ, 27. Dezember 1990.

DIE HOHLWEGE VON BOLLODINGEN

Der Bundesgerichtsentscheid zu einem historischen Wegsystem

HANSPETER SCHNEIDER

Traditioneller Forststrassenbau oder Erhaltung eines nationalen Kulturgutes? – Der Fall Bollodingen hat weit über die bernische Kantonsgrenze hinaus die Gemüter bewegt. Das Bundesgericht hat sich im Juli 1990 zugunsten eines historischen Verkehrsweges für eine Rückweisung des Forststrassenprojektes «Humberg» bei Bollodingen entschieden und damit die Beschwerde des Schweizer Heimatschutzes gutgeheissen.

Neue Interessenabwägung

Eigentlich ging es anfangs um ein ganz gewöhnliches Forststrassenprojekt zur Erschliessung einer bisher eher extensiv genutzten Waldung in Hanglage. Wie bei den meisten derartigen Projekten sollte eine zweckmässige Erschliessung auch künftig eine wirtschaftliche Nutzung des Waldes gewährleisten. Erst die parallel zur Forststrassenprojektierung laufenden Arbeiten am Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz IVS, insbesondere aber die Entdeckung eines der bedeutendsten, noch intakten grösseren Hohlwegsysteme des Mittellandes, haben einerseits Fragen zum konkreten Projekt aufgeworfen, anderseits aber auch die grundsätzliche Kontroverse um die wichtigsten Waldfunktionen «Nutzung», «Schutz» und «Erholung» ausgelöst.

Das Hohlwegsystem von Bollodingen

Das Hohlwegsystem Bollodingen im Humbergwald ist als ein «Objekt von nationaler Bedeutung» gemäss Bundesgesetz über den Natur- und Heimatschutz im IVS aufgenommen. Das historische Wegsystem ist in bezug auf

seine Ausdehnung, seine morphologische Ausprägung sowie in bezug auf die Anzahl der feststellbaren Trassen aussergewöhnlich (Abb. 1). Die Wahl der Linienführung der einzelnen Spuren, die sehr steil verlaufen und teilweise sogar senkrecht zum Hang liegen, entspricht dagegen für die Verhältnisse des Mittellandes und der voralpinen Hügelzone durchaus dem klassischen Bild einer historischen Weganlage. In früherer Zeit versuchte man möglichst auf direktem Weg aus den Tälern Anschluss an die über die Hügelzüge verlaufenden Höhenwege zu gewinnen.

Als bekannte Beispiele solcher Höhenwege aus der weiteren Umgebung kennen wir die spätmittelalterliche Strasse Bern–Luzern über Burgdorf, die Lueg und Huttwil sowie den Wägesse zwischen Boll und Schafhausen, der Bern mit dem Emmental verband. Beide Verbindungen haben an ihren steilen Aufstiegen vom Tal auf die Höhe bedeutende Hohlwegsysteme hinterlassen, die vom IVS ebenfalls als Objekte von nationaler Bedeutung eingestuft werden.

Bei der Anlage von Verkehrswegen wurden die Höhenzüge im allgemeinen aus Sicherheitsgründen den überschwemmungsgefährdeten Talböden vorgezogen. Namentlich enge Täler, wie in unserem Fall der Stouffenbach zwischen Mättenberg und Bützbergwald, bildeten eine stete Gefahr und wurden nach Möglichkeit gemieden.

Die steile Anlage der Wegspuren in den Geländestufen zwischen Talgrund und Plateau wurde vermutlich bewusst gewählt, weil bei den damaligen Erdwegen ohne befestigte Wegoberfläche die Unfallgefahr (Abrutschen der Saum- oder Zugtiere oder des Karrens) dadurch herabgemindert wurde. Falls Fahrwege bestanden, wurde das Problem der starken Steigung durch Vorspanndienste gelöst.

Bis zum Bau der heutigen Strasse von Thörigen durch den Humbergwald verlief die eine von zwei Hauptverbindungen aus der Talebene von Bollodingen/Bettenhausen/Thörigen auf das südlich anschliessende Plateau von Humberg/Spych/Oschwand durch das Hohlwegbündel Humberg (Abb.2).

In der Neuzeit führte der Verkehr dabei mit Sicherheit durch den tief eingeschnittenen Karrweg, der als Hauptspur die aufgelassenen, mittelalterlichen Hohlwegspuren diagonal begleitet und auf der heutigen Landeskarte eingetragen ist. Der Aufstieg durch die Talrandstufe am Humberg ist für das 18. und 19. Jahrhundert durch verschiedene alte Karten und Pläne archivalisch belegbar:

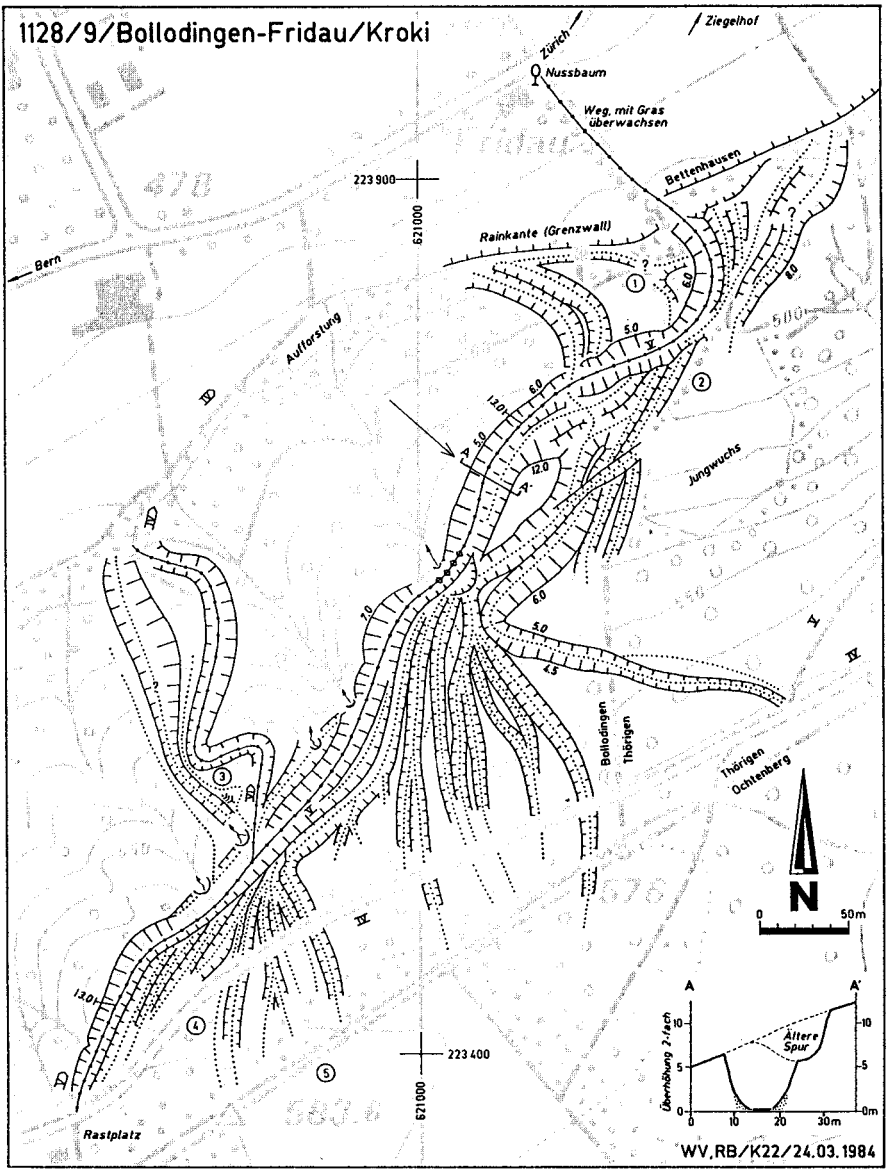


Abb. 1: Das Kroki zeigt die Dimensionen des einzigartigen Hohlwegsystems. Das Profil in der unteren Ecke bezieht sich auf die Strecke von A–A′ (mit Pfeil gekennzeichnet).

- Die Karte von Ingenieur Pierre Bel «Carte topographique de la Grande Route de Berne à Zurzach» von 1787 enthält nebst den Hauptverbindungen auch wichtige Nebenrouten und Abzweigungen. Bei Bollodingen ist der Hof Fridau mit der Abzweigung ins Hohlwegsystem Humberg dargestellt (Abb. 3).
- Ein Plan des Gerichts Thörigen und Bettenhausen der Herrschaft Burgdorf von 1791 (Staatsarchiv Bern, AA IV Nrn. 1135 und 1143) zeigt die Fridau, den Hauptweg des Bündels in seinem nördlichen Teil sowie einige Nebenstrassen.
- In der Erstausgabe der Dufourkarte von 1861 ist der Hauptweg des Hohlwegbündels als Karr- oder Saumweg vermerkt.
- Im Topographischen Atlas der Schweiz (Siegfriedatlas Blatt 180) figuriert 1886 der Hauptweg des Hohlwegbündels als Fahrweg ohne Kunstanlage.

Für die Zeit vor dem 18. Jahrhundert fehlen eindeutige archivalische Quellen. Der geländearchäologische Befund lässt aber den Schluss zu, dass die Hauptbenützungszeit des Hohlwegbündels zeitlich weit zurückreicht und wohl im Mittelalter anzusiedeln ist:

- Die morphologische Ausprägung des Aufstiegs als Hohlwegbündel ist typisch für mittelalterliche Wegverhältnisse.
- Die Sprunghöhen zwischen dem neuzeitlichen Karrweg und den abgeschnittenen, seitlich einmündenden Nebenspuren betragen stellenweise mehrere Meter. Daraus ergibt sich für die abgeschnittenen Hohlwege ein Zeitpunkt der Auflassung, der weit zurückliegen muss.

Dass das Hohlwegbündel während seiner Hauptbenützungszeit kaum nur lokalen Bedürfnissen diente, sondern regionale oder gar überregionale Bedeutung hatte, wird allein aus dessen aussergewöhnlicher, flächenhafter Ausdehnung klar ersichtlich. Es ist durchaus möglich, dass das Hohlwegbündel Teilstück einer ehemaligen zähringischen Nord-Süd-Achse durch die Schweiz darstellt, ausgehend von der Reichsstadt Rheinfelden via Oberen Hauenstein, Aarwangen, Herzogenbuchsee, Sumiswald, Thun und die Achsen Grimsel–Gries und Lötschen–Moro. Grosjean hat in seinem 1973 herausgegebenen «Planungsatlas Kanton Bern» aufgrund der geopolitischen Situation vom 11. bis 13. Jahrhundert und aufgrund der auffälligen Reihe zähringischer Ministerialen oder befreundeter Stützpunkte diese Verbindung postuliert (Grosjean 1973: 33). Das Hohlwegbündel liegt genau in dieser Achse.

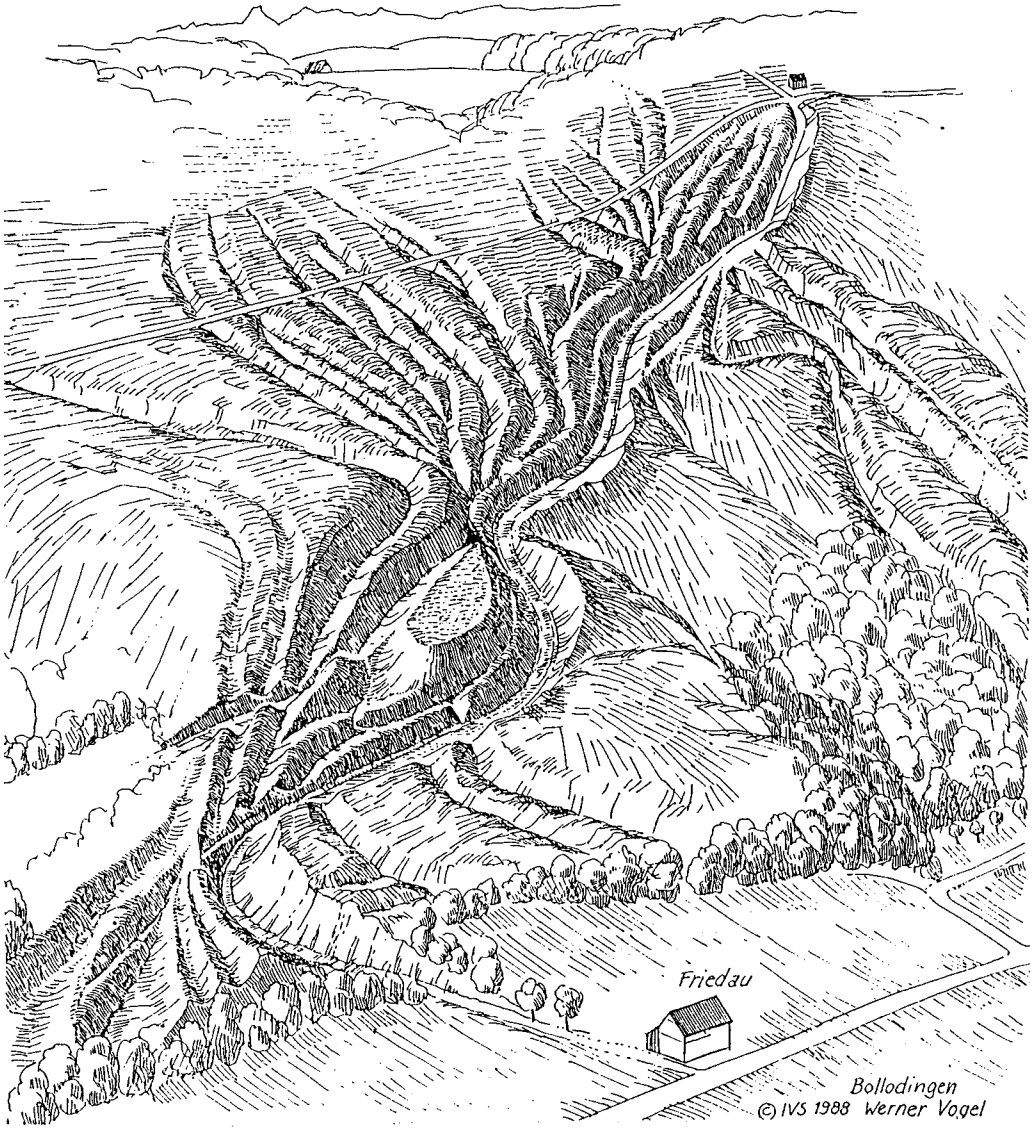


Abb. 2: Ansichtsskizze der Hohlwege Bollodingen, Fridau-Humberg.

Für das 16. Jahrhundert lässt sich das Strassennetz des alten Bern dank den geographischen Aufzeichnungen des Berner Arztes Thomas Schöpf aus dem Jahre 1577 recht genau rekonstruieren. Von der Hauptstadt aus läuft eine Spinne alter Königsstrassen, welche durch weitere tangentiale Strassenzüge ergänzt wird. Als eine dieser Tangenten lässt sich wiederum, wie schon für die Zähringerzeit, aus einzelnen Ausgaben die Verbindung Klus–Wangen–Herzogenbuchsee–Affoltern–Sumiswald–Trachselwald–Zollbrück–Signau–Martisegg–Würzbrunnen (Wallfahrtskirche)–Röthenbach–Raum Thun nachzeichnen (Grosjean 1973: 40). Einige der bereits geschilderten, morphologischen Überlegungen und historischen Fakten sprechen dafür, dass das Hohlwegbündel Teilstück dieser Tangente war.

Der Wald unter Druck

Bezüglich der allgemeinen Lage und des Zustandes unserer Wälder zeigt das Beispiel Bollodingen kein aussergewöhnliches, untypisches Bild. Obwohl die Waldfläche gesamtschweizerisch in den vergangenen fünfzig Jahren nicht abgenommen hat, spielen sich heute auch hier die gleichen Rückbildungen ab wie im offenen Kulturland seit Jahrzehnten: die Artenvielfalt bei Pflanzen und Tieren nimmt drastisch ab, natürliche Waldgesellschaften und die durch den Schutz des Waldes bisher noch erhalten gebliebenen wertvollen Kulturlandschaftselemente (beispielsweise alte Grenzsteine, archäologische Stätten, Köhlerplätze oder eben auch historische Verkehrswege) sind insbesondere durch neue Forsterschliessungsprojekte zunehmend gefährdet.

Auslöser für diesen ständig wachsenden Druck bilden primär wirtschaftliche Überlegungen zur ökonomischeren Nutzung des Waldes. Es muss allerdings deutlich betont werden, dass sich die wirtschaftlichen Überlegungen jeweils nur auf die Art der Bewirtschaftung sowie auf die Aufwendungen der Forstleute bezieht, nicht aber auf die durch die Gemeinwesen «Bund» und «Kanton» geleisteten Subventionen. Ein zusätzlicher wirtschaftlicher Druck wird natürlich indirekt auch durch den internationalen Holzmarkt ausgeübt. Denn Holz und Holzprodukte gelten im Gegensatz zu den Agrargütern im internationalen Handel als Industriegüter und unterliegen demzufolge schon heute mit Vorbehalten «EG-ähnlichen» Preisbedingungen. Die Waldbewirtschaftung bleibt unter solchen Rahmen-

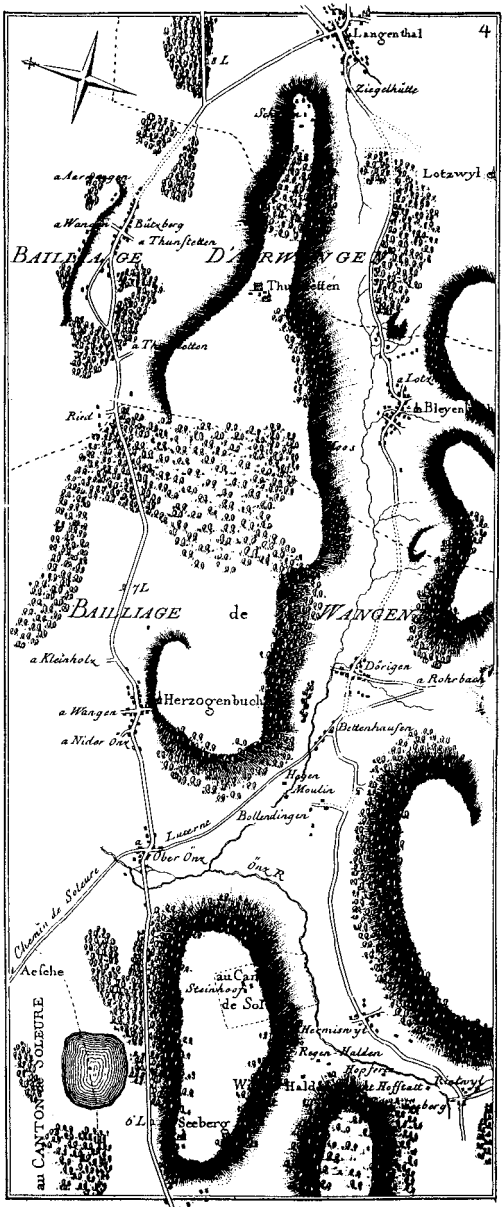


Abb. 3: Ausschnitt Seeberg–Langenthal der Strassenkarte von Pierre Bel 1787.

Abb. 4: Das mächtige Hohlwegbündel ist im Bild kaum festzuhalten. Durch die Person in der Hauptwegspur werden wenigstens ansatzweise die Grössenverhältnisse offensichtlich.

bedingungen meist defizitär, eine kostendeckende Waldnutzung wird unter rein wirschaftlichen Gesichtspunkten immer unrealistischer.

Für Bund und Kantone ergibt sich daraus die dringliche Notwendigkeit, das forstliche Subventionswesen grundsätzlich zu überdenken und eine neue Interessenabwägung unter den vielfältigen Waldfunktionen in Betracht zu ziehen. Bedauerlicherweise hat aber gerade die jüngste Entwicklung im Zusammenhang mit dem Waldsterben und den Windwurfereignissen des Jahres 1990 die traditionelle Forststrassenpolitik der letzten Jahre noch verstärkt. Dies, obwohl einerseits gemäss Schweizerischem Landesforstinventar (1988: 241 und 250) kein Zusammenhang zwischen der Waldstabilität und der Nutzung respektive der Erschliessung festgestellt wurde und anderseits immer mehr zur Kenntnis genommen werden muss, dass gerade durch den Forststrassenbau, etwa im alpinen Raum, häufig erst Wind-, Erosions- und Wasserhaushaltsprobleme ausgelöst werden.

Abb. 5: Markante Hohlwegspuren eines der grössten Wegsysteme des Mittellandes.

Bollodingen als (forst-)wegweisender Fall

Den neuesten Erkenntnissen und Entwicklungen versucht man von seiten der Eidgenössischen Forstdirektion heute schon so weit wie möglich Rechnung zu tragen. Dies kommt etwa auch in entsprechenden Wegleitungen wie derjenigen zur Berücksichtigung des Natur- und Heimatschutzes beim forstlichen Projektwesen (BFL 1987) zum Ausdruck. Auch im Fall Bollodingen spielte das Eidgenössische Forstamt eine wichtige Rolle, indem es im Rahmen des bundesgerichtlichen Vernehmlassungsverfahrens die Schutzwürdigkeit des einzigartigen Hohlwegbündels unterstützte.

Zwar hat sich das Bundesgericht beim Bollodingen-Urteil noch einmal dem schwerwiegenden Entscheid einer konkreten Interessenabwägung unter den Waldfunktionen «Nutzung», «Schutz» und «Erholung» entzogen, indem es lediglich die Rückweisung des Forststrassenprojektes an das Eid-

genössische Departement des Innern (EDI) beschloss. Allein die Tatsache der Projektablehnung zeigt aber, dass wir uns bereits in Richtung der Anwendung des neuen Waldgesetzes mit einer sorgfältigen und sachgerechten Interessenabwägung befinden. Das neue Waldgesetz sieht nämlich ausdrücklich die Möglichkeit der Ausscheidung von Waldflächen zur extensiven Bewirtschaftung vor, in welchen die Schutz- und Erholungsfunktionen Vorrang haben.

In Anlehnung an das alte Forstgesetz wird schliesslich das Prinzip der Nachhaltigkeit entscheidend sein, also die Bestandeswahrung in Zukunft folgerichtig nicht nur auf die Nutzung zu beschränken, sondern diese auch auf die Schutz- und Erholungsfunktion auszudehnen (SBN 1989). Letztlich dürften aber befriedigende Lösungen sowohl für den Waldbewirtschafter als auch für die Öffentlichkeit erst dann gefunden sein, wenn es gelingt, die gemeinwirtschaftlichen Leistungen des Waldes (beispielsweise den Wert des Waldes für den Schutz des Alpenraumes oder seine Funktion im Zeitalter des Erholungs- und Tourismusmenschen) in eine Kosten/Nutzen-Rechnung einzubeziehen. Die Summe dieser effektiven, «aktuellen» Leistungen des Waldes dürfte den Wert der heutigen Nutzung und der dazu aufgewendeten Subventionen bei weitem übersteigen. Und damit hätten wir auch die Basis für eine künftige, zielgerichtete Ausschüttung von gemeinwirtschaftlich- und nicht produkteorientierten Direktzahlungen.

Neues Forststrassenprojekt

Trotz des für die Weggenossenschaft negativen Bundesgerichtsentscheides hat gerade der Fall Bollodingen jüngst gezeigt, dass bei guter und frühzeitiger Zusammenarbeit zwischen Forststrassenplanern und dem Landschaftsschutz auch bei schwierigen Projekten gute Lösungen sowohl für die Nutzungs- als auch für die Schutzfunktion des Waldes gefunden werden können. Das neu überarbeitete Forststrassenprojekt konnte 1991 mit Zustimmung des IVS von Kanton und Bund genehmigt werden. Es erschliesst nun den Humbergwald ohne jegliche Beeinträchtigung des alten Hohlwegsystems.

Chronologie im Bundesgerichtsfall von Bollodingen

August 1987: Das IVS entnimmt einer Pressemitteilung, dass zur Erschliessung einiger benachbarter Waldungen in der Nähe von Herzogenbuchsee eine Weggenossenschaft gegründet wurde. 1988 soll die erste Etappe eines generellen Projekts aus dem Jahre 1985 realisiert werden.

September 1987: Abklärungen ergeben, dass im Humbergwald, innerhalb des Planungsperimeters gelegen, ein Hohlwegsystem von nationaler Bedeutung von der Forststrasse durchschnitten werden soll.

Oktober 1987: Das IVS informiert das kantonale Forstinspektorat und den zuständigen Kreisoberförster über die Konfliktsituation.

April 1988: Das Detailprojekt für Etappe 1 wird praktisch unverändert und ohne Wissen des IVS in den betroffenen Gemeinden öffentlich aufgelegt. Keine Einsprache folgt.

Juni 1988: Beitragsgesuch des kantonalen Forstinspektorats an die Eidgenössische Forstdirektion.

Oktober 1988: Die Eidgenössische Forstdirektion sichert trotz der unbereinigten Konfliktsituation einen Beitrag von 30% zu. Die damit verknüpften Auflagen sind kosmetischer Natur und billigen die Durchschneidung des Hohlwegsystems.

November 1988: Der Schweizer Heimatschutz deponiert beim Bundesgericht eine Verwaltungsgerichtsbeschwerde gegen die Subventionsverfügung.

Dezember 1988: Das Bundesgericht erkennt der Beschwerde aufschiebende Wirkung zu.

Januar bis September 1989: Erste Vernehmlassungsphase. Die Weggenossenschaft sowie die Forstdirektionen von Bund und Kanton widersetzen sich der Beschwerde.

Oktober 1989: Augenschein des Bundesgerichts mit sämtlichen Beteiligten. Der Archäologische Dienst des Kantons Bern bescheinigt dem Hohlwegsystem nationale Bedeutung.

Dezember 1989: Ein unabhängiges forstliches Expertengutachten beurteilt das forstliche Detailprojekt als zweckmässig.

Oktober 1989 bis Juni 1990: Zweite Vernehmlassungsphase zu gezielten, vom IVS 1990 zuhanden des Bundesgerichts beantworteten wissenschaftlichen Detailfragen und zum forstlichen Expertenbericht. In dieser

Phase anerkennt die Eidgenössische Forstdirektion die nationale Bedeutung des IVS-Objekts.

Juli 1990: Das Bundesgericht heisst die Beschwerde des Schweizer Heimatschutzes gut, hebt die Subventionsverfügung des EDI (Forstdirektion) auf und weist das Verfahren an das Departement zurück.

Literatur

BFL 1987: Wegleitungen und Empfehlungen Natur- und Heimatschutz beim forstlichen Projektwesen. EDMZ, Bern.

Grosjean Georges 1973: Kanton Bern. Historische Planungsgrundlagen. Bern.

SBN 1989: Thesen für mehr Natur im Wald. Beiträge zum Naturschutz in der Schweiz, Nr. 11; Schweizerischer Bund für Naturschutz, Basel.

Schweizerisches Landesforstinventar 1988: Ergebnisse der Erstaufnahme 1982–1986. Bericht Nr. 305. EAFV, Birmensdorf.

SCHELLENGEBIMMEL UND GLOCKENGELÄUTE

KARL STETTLER

Prolog

«Glockenschall, Glockenschwall supra urbem, über der ganzen Stadt, in ihren von Klang überfüllten Lüften! Glocken, Glocken, sie schwingen und schaukeln, wogen und wiegen ausholend an ihren Balken, in ihren Stühlen, hundertstimmig, in babylonischem Durcheinander.»

Thomas Mann: «Der Erwählte»

«Vivos voco, Mortuos plango, Fulgura frango.» Ich rufe die Lebenden. Ich beklage die Toten. Ich zerbreche die Blitze.
Schillers Motto für sein Lied von der Glocke (Inschrift auf der «Schillerglocke» in Schaffhausen, Museum zu Allerheiligen).

«Guter Freund, das ist nicht löblich, wenn man so etwas alle Tage hört und sieht, und fragt nie, was es bedeutet.» Johann Peter Hebel

Schelle und Glocke

Lärm galt seit Urzeiten als Abwehrmittel gegen schadenbringende Geister. Lärmumzüge in der Winter-Frühlingsperiode, an Fastnacht, zwischen Weihnachten und Dreikönigstag spielen eine hervorragende Rolle. Mit Pfeifen und Peitschen, aber auch mit Schellen und Glocken wird die Lärmkulisse produziert. So weit der Schall reicht, sind Dämonen und Hexen machtlos, ist das Geflügel vor dem Wolf sicher. Dass vor allem der Klang des Erzes dämonenvertreibend wirke, ist eine bei den Völkern der Antike wie auch bis in die Neuzeit geläufige Vorstellung (obschon die Hinter-

gründe all der Katzenmusik sich mehr und mehr verlieren und einer vordergründigen Folklore Platz machen).

Beim prominenten Volkskundler Richard Weiss lesen wir: «An die genieteten oder gelöteten Schellen aus Eisen- oder Kupferblech (welche offensichtlich die älteren Toninstrumente sind als die gegossenen Glocken) knüpfte sich ursprünglich der im Alpengebiet heute noch anzutreffende Glaube, dass ihr Ton die bösen Mächte banne und so das Vieh vor Unglück schütze. Neben dem praktischen Zweck, verirrte Weidtiere nach dem Schellenklang wieder zu finden, ist der Glaube an die apotropäische (= Unheil abwehrende) Wirkung des Klanges der ursprüngliche Beweggrund, dem Weidvieh und auch den Zugtieren Schellen anzuhängen.»

Gegossene Glocken

Die Kulturhistoriker melden, dass die gegossenen Glocken seit dem neunten Jahrhundert vor Christus in Vorderasien nachweisbar sind. Jahrhunderte vergingen, bis das Abendland das Glockenerbe des Ostens antrat. Offensichtlich erschallte die gegossene Glocke in unseren Landen vorerst bei magischen und weltlichen Anlässen, bis sie nach ihrer Verbreitung in Europa auch im sakralen, kirchlichen Bereich Einzug hielt.

Erst um das fünfte Jahrhundert nach Christus wurden die Kirchtürme zu eigentlichen Glockenträgern, nachdem sie vorerst Wehranlagen gegen feindliche Überfälle oder Treppen für höhere Stockwerke des Gotteshauses gewesen waren.

Abergläubisches Geranke um Glocken und Glockenschall

«Wie dem Klang der älteren Schelle, so wird auch dem der gegossenen Glocke, besonders der Kirchenglocke, unheilabwehrende Wirkung zugeschrieben», schreibt Richard Weiss. Aus der dämonenvertreibenden Eigenschaft der Glocke hat sich zum Beispiel ihr besonderer Charakter als Wetterglocke entwickelt, ihre wichtigste Funktion im Volksglauben. Sagen erzählen, wie Hexen, die mit Gewitter, Sturm, Hagelschauer, Hochwasser, Steinschlag Unheil über den Menschen heranwälzen, durch beginnendes Läuten der Kirchenglocken in ihrer verderblichen Tätigkeit gelähmt werden.

Kirche Lotzwil. Foto Wilhelm Felber, Langenthal

Für die Verpflichtung, bei Gewittern zu läuten, erhielt der Sigrist oder Schulmeister die sogenannten «Glockengarben» (auch Wettergarben oder Donnergroschen genannt). «Noch im Jahre 1518», lesen wir in der bernischen Kirchengeschichte von Guggisberg, «befahl die bernische Obrigkeit, sobald man zur Vertreibung dieses Unwetters die Glocken läute, solle jedermann niederknien und fünf Paternoster und Avemaria beten.» Auf die Magie des Glockenklangs wollten viele auch nach der Reformation nicht verzichten.

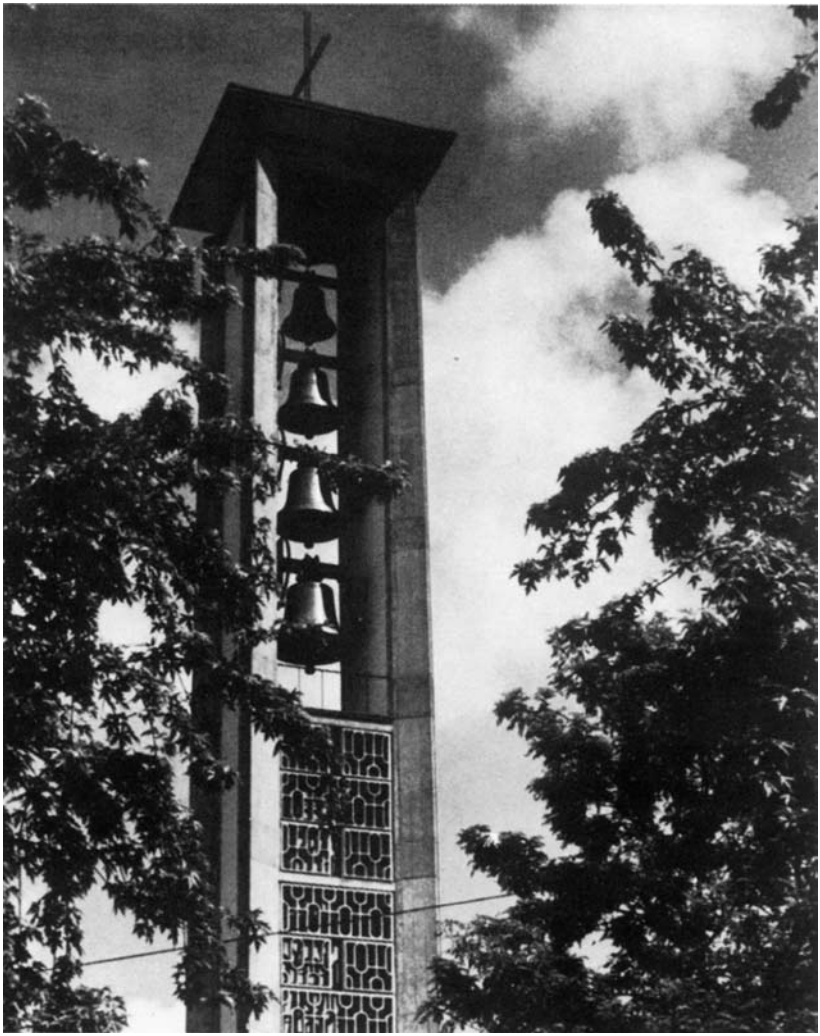
Nach Einführung der Reformation aber, am 18. Mai 1528, untersagte ein Verbot das Wetterläuten zum Vertreiben des Gewitters; im Oktober 1529 verschwand auch das Ave-Maria-Läuten. Untersagt wurde ferner das Läuten der Glocken bei Begräbnissen. Als immer wieder Übertretungen vorkamen, statuierte der Rat ein Exempel. Am 2. Juli 1530 wurden «die wyber, so über das wetter gelütet, drei stund in die kheby» gelegt.

Wie im Lexikon des Aberglaubens zu lesen ist, wirkt Glockengeläute entzaubernd, vorbeugend, heilend:

- Schlangen, Mäuse, Ameisen werden in die Flucht gejagt.
- Diebe werden bei kurzem Läuten gebannt und können sich nicht mehr von der Stelle bewegen.
- Glockengeläute hilft vor Zahnweh, hilft Warzen vertreiben und heilt Krankheiten aller Art.
- Langes Läuten bei der Taufe bewirkt, dass das Kind klug wird.
- Wer während des Glockenläutens Grimassen schneidet, dem bleibt das Gesicht in der Verzerrung stehen.

Der Glockenklang hat nicht nur die Macht, Geister zu vertreiben, er vermag sie auch herbeizurufen. So ist zum Beispiel beim Eingang von Dorfkirchen und Kapellen oft ein Glockenzug angebracht, den der Eintretende benutzt, um mit kurzem Läuten Gott auf sein Kommen aufmerksam zu machen und ihn herbeizunötigen.

Auch die Vorstellung vom prophetischen Charakter des Glockentons ist überall auf deutschem Sprachgebiet nachweisbar. So zeigt zum Beispiel ein Selber-Anschlagen oder das Selbstläuten der Glocke ein besonderes Ereignis an: den Tod eines besonderen Menschen, aber auch drohende Feuersgefahr usw.



Katholische Kirche Langenthal. Foto Hans Zaugg, Langenthal

Glockensagen

Die Verschmelzung von heidnischen und christlichen Vorstellungen hat zu einer überaus reichen Sagenbildung geführt.

«In der deutschen Volkssage», lesen wir im Lexikon des Aberglaubens, «erscheint die Glocke immer wieder als beseeltes, vernunftbegabtes Wesen, das selbständig fühlen und handeln kann: Sie wehrt sich gegen das Fortschaffen, indem sie in die Erde, häufiger ins Wasser versinkt… Verkauft, wandert sie zurück… Die gestohlene Glocke will gerettet, die versunkene gefunden sein… Sie kann ihren Ort verlassen und sich durch die Luft anderswohin begeben…»

Hierher gehört die deutsche Sage von der Romreise der Glocken in der Karwoche: Drei Tage vor Ostern «sterben» alle Kirchenglocken und fliegen nach Rom, um erst am Karsamstag zurückzukehren und die Auferstehungsfeier einzuläuten. Sie fliegen nach Rom, um zu beichten, vom Papst gesegnet oder geweiht zu werden, um zu beten, mit dem Papst Mahlzeit zu halten, Milchbrot zu essen, Kaffee zu trinken, um die Ostereier zu holen, die sie bei ihrer Rückkehr im Vorüberfliegen ins Gras werfen.

Die Auffindung von Kirchenglocken, welche in Zeiten von Krieg und Gefahr von den Ortsbewohnern versteckt oder von Feinden geraubt wurden, hat die Phantasie des Volkes mächtig angeregt und zur Bildung der sogenannten Ursprungssagen geführt. Liegen diese Glocken in der Erde von Wiese, Wald und Berg, werden sie etwa von einem Hirten gefunden, von einem Bauern herausgepflügt, meist aber von einem Eber, einer Sau, einem Stier, einer Ziege usw. herausgewühlt.

Die Sage von der «Herzogenbuchseeglocke», aufgezeichnet von Georg Küffer in «Sagen aus dem Bernerland» (siehe auch Jahrbuch 1979) liefert ein typisches Beispiel dieses Sagenstoffes: «Als sich in wilder Kriegszeit fremde Soldatenmassen durch die Schweiz wälzten, eilten die Herzogenbuchseer zum Turm und holten ihre kostbare Glocke herunter, als sie noch vom Sturmläuten hin- und herpendelte, und rasch verlochten sie sie. Der Krieg fletschte so bluttriefend durch das Land, dass allen Leuten der Schrecken noch jahrelang in den Gliedern zitterte, und er hatte ihnen solche Bilder vor die Seele gemalt, dass kein Mensch mehr an die Glocke dachte. Dort wurde später ein Haus errichtet, und ein Brunnen plätscherte daneben. Als einmal der Ziegenhirt seine Herde tränkte, blieb der Ziegenbock dort stehen und scharrte, und als sich dies wiederholte, grub der Hirt weiter

und spürte etwas Hartes. Er holte Männer herbei, sie pickelten, und da glänzte die schöne Glocke hervor. Sie hängten sie wieder in den Turm, und seither läutet sie immer den gleichen Spruch: Bis Brachers Brunne het mi der Geissbock gfunge.»

Die Glocken im Dienste der christlichen Gemeinde

Frühzeitig hat die Kirche die segensreichen Möglichkeiten von Glocke und Glockenton erkannt und sie in ihren Dienst genommen. Es ist bekannt, dass Mönche die ersten Glockengiesser waren. Zuerst haben die Geistlichen wohl die Glocken mit Stöcken geschlagen, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Damit das Volk in nah und fern besser erreicht werden konnte, wurden dann die vorhandenen Kirchtürme, die zuerst als Wehr- und Beobachtungsanlagen dienten, in Glockentürme umfunktioniert.

Hans Stohler schreibt: «Erst um das fünfte Jahrhundert nach Christus wurde der Turm zum eigentlichen Glockenträger und die Glocke zum Lehrer und Mahner der christlichen Gemeinde.»

In ewiggültigen, hochgestimmten Worten besingt Friedrich Schiller die christliche Bestimmung der Glocke:

«Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr im Fluge sie die Zeit:
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge

Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, dass nichts bestehet,
Dass alles Irdische verhallt.»

Die frühe christliche Kirche wollte mit dem metallnen Mund der Glokken vor allem ihre Gebets- und Gottesdienstordnung immerwährend in Erinnerung rufen. Es entstanden die christlichen oder kanonischen Horen, die dem frommen Kirchenvolk durch Glockenzeichen bekanntgegeben wurden (Hora, Mehrzahl Horen = Gebetsstunden zu verschiedenen Tageszeiten).

Um das Jahr 500 n. Chr. unterschied man sieben Horen:

Matutin	das Morgenlob, zwischen 5.00 und 6.00 Uhr
Prima	(die erste Stunde), gegen 7.30 Uhr, kurz, bevor es hell wird
Tertia	(die dritte Stunde), gegen 9.00 Uhr
Sexta	(die sechste Stunde), 12.00 Uhr mittags; in Klöstern, deren Mönche im Winter nicht auf den Feldern arbeiteten, war dies auch die Stunde des Mittagsmahls
Nona	(die neunte Stunde), zwischen 14.00 Uhr und 15.00 Uhr
Vesper	(der Abendgottesdienst), gegen 16.30 Uhr, bei Einbruch der Dämmerung (der Regel zufolge musste das Abendmahl eingenommen werden, bevor es dunkel war)
Komplet	(das Nachtgebet, auch Completorium genannt), gegen 18.00 Uhr; um 19.00 Uhr hatten die Mönche zu schlafen

Das sind dieselben Zeiten, nach denen noch heute die Breviergebete der katholischen Geistlichen geordnet sind. Die Horen entsprechen der heiligen Zahl sieben, die uns in den sieben Tagen der Schöpfung, den sieben Bitten des Vaterunsers, den sieben Leiden des Herrn, den sieben Worten am Kreuz, den sieben (katholischen) Sakramenten entgegentritt.

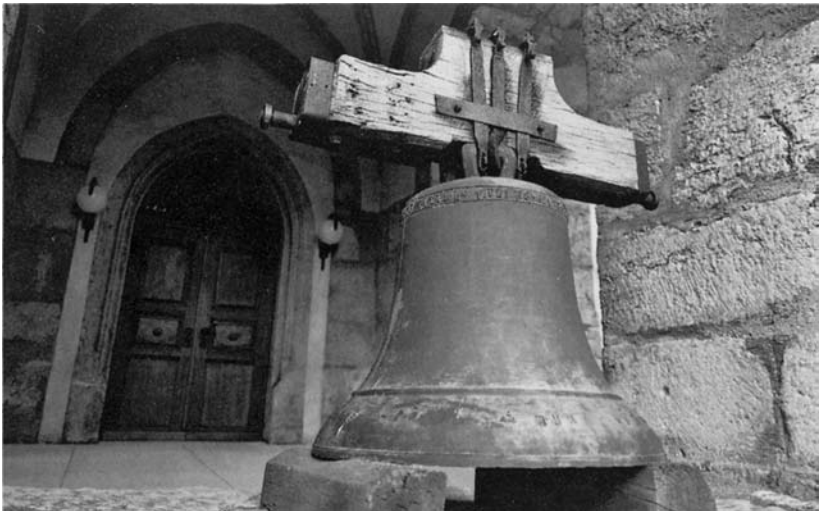
Die reformierte Kirche hat die Horengebete abgeschafft. Anklänge an die Horengeläute aber sind geblieben: Überreste sind Morgen-, Mittags- und Abendläuten. In unserer Region ist das Morgenläuten weitgehend abgeschafft worden. Die Mittagsglocke hingegen, mit der ursprünglich zu Gebeten für die Erflehung des Friedens aufgerufen wurde, erschallt noch landauf und landab.

Kirche Wynau. Bleistiftzeichnung Carl Rechsteiner

«Das Abendläuten diente», wie Hans Stohler schreibt, «schon früh auch als Zeichen für Feierabend (Feierabendläuten), für Feuerlöschen, Torschluss, Antreten der Nachtwache usf.»

Neben den besinnlichen Anrufen aber erschallten die Glocken auch, um Katastrophen zu künden: Beim Einfall feindlicher Horden, bei bedrohlichen Wasserfluten und bei Brandfällen. Noch bis weit in unser Jahrhundert hinein wurde bei Brandausbrüchen Alarm geläutet. In Schillers «Lied von der Glocke» lesen wir:

«Hört ihrs wimmern hoch vom Turm!
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!»



Alte Glocke im Eingang der Kirche Oberbipp. Foto Christoph Schütz, Langenthal

Seit Sirenen und Telefonalarm die Hilfsmannschaften aufschrecken, schweigen die Kirchenglocken bei Brandfällen.

Einen gewichtigen Dienst leisten bis heute die Glocken, verbunden mit der Ziffer-Turmuhr, als Zeitkünder. Auch in unserer Ära der mannigfaltigsten persönlichen Uhren achten wir noch auf Viertel-, Halb- und Ganzstundenschlag.

Der Dienst der Glocken in der heutigen Zeit

Als Beispiel dienen die Verhältnisse in der Kirchgemeinde Lotzwil.

Glockeninventar

Fünf Glocken bilden das Geläute der Kirche Lotzwil. Die vier grösseren befinden sich im vierten Kirchturmgeschoss und die kleinste hängt in der Glockenlaube unter dem Turmhelm.

Im Läute-Plan werden die fünf Glocken mit den Nummern 1 bis 5, eingeteilt nach ihrer Grösse, wobei Nr. 1 die grösste ist, angegeben.

Läutezeiten

Tag und Zeit		*Nr. der Glocken*	*Läutedauer*
Montag bis Samstag	11.00 Uhr	1	5 Minuten
Montag bis Samstag	16.00 Uhr	2	5 Minuten
Freitag	9.00 Uhr	2, 3	5 Minuten
Samstag			
im Sommer	20.00 Uhr		
im Winter	19.00 Uhr	1, 2, 3, 4	15 Minuten
Sonntag			
Zeichenläuten	8.15 Uhr	1	5 Minuten
Einläuten	9.15 Uhr	1, 2, 3, 4	15 Minuten
Ausläuten nach der Predigt		1	5 Minuten
Hochzeiten, Einläuten		2, 3	je nach Umständen
Beerdigungen:			
Zeichenläuten	11.00 Uhr	5	5 Minuten
Beerdigung	12.00 Uhr	1	5–6 Minuten
Silvester:			
Ausläuten des Jahres	23.30 bis 24.00 Uhr	1, 2, 3, 4	30 Minuten
Einläuten des Jahres	24.00 bis 0.30 Uhr	1, 2, 3, 4	30 Minuten
Gründonnerstag			
vor Karfreitag	19.00 Uhr	1, 2, 3, 4	15 Minuten
Auffahrt	20.00 Uhr	1, 2, 3, 4	15 Minuten
1. August	20.00 Uhr	1, 2, 3, 4	15 Minuten

Bemerkungen zu diesen Läutezeiten

Die werktäglichen Läutezeiten von 11.00 und 16.00 und am Samstag abend sind (weitgehend vergessene) Erinnerungen an Gebetsaufrufe.

Warum an den Freitagen in Lotzwil um 9.00 Uhr mit zwei Glocken geläutet wird: Bei Karl Wälchli lesen wir: «Die Abschaffung der Messe (Reformationsmandat vom 7. Februar 1528) bedingte eine Neugestaltung des Gottesdienstes, in dessen Zentrum nun die Predigt gestellt wurde. Predigtgottesdienste sollten in der Hauptstadt Bern täglich, auf dem Lande immerhin – neben dem Sonntag – an drei Wochentagen abgehalten werden: nicht nur für die Pfarrer, sondern auch für das Volk eine starke Belastung, erschien doch 1546 eine Weisung des Rates, dass aus jedem Haus bei jeder Predigt mindestens eine Person anwesend sein müsse. Der Pfarrer – oder der Sigrist – hatte beim Gottesdienst auch öffentlichen Verlautbarungen – von

den obrigkeitlichen Mandaten bis hin zur Anzeige verlorener und gefundener Gegenstände – bekanntzugeben.»

Der Stress von drei Werktagspredigten konnte nicht durchgezogen werden. Ein Überbleibsel war in Lotzwil die Freitagspredigt für Wöchnerinnen. Pfr. Johann Flückiger, Geistlicher in Lotzwil von 1909 bis 1942, erzählte, wie er zu Anfang seiner Amtszeit dieses Angebot der Kirche noch habe beibehalten wollen. Da aber schliesslich die Kirchenbänke leer blieben (allerdings nicht aus Mangel an Wöchnerinnen), musste der alte Brauch fallengelassen werden. Geblieben ist der Glockenaufruf.

Zum Läuten bei Beerdigungen: In vergangener Zeit wartete der Sigrist im entsprechenden Tor der Kirchumfassungsmauer, bis der bekränzte, von einem Pferd gezogene Totenwagen und das schwarzgewandete Totengeleite in Sicht kamen. Dann gab er das Zeichen zum Läuten. Unterschiedliche Läutezeiten konnten dabei nicht ausbleiben, wenn man bedenkt, dass sich die Trauerzüge oft vom obersten Rütschelen oder untersten Steckholz zu Fuss nach Lotzwil bewegten.

Zum Silvester- und Neujahrsläuten: Als noch von Hand geläutet wurde, war es das Vorrecht von vier Lotzwiler Oberschülern (Sekundarschüler hatten dabei keine Chance), das alte Jahr aus- und das neue Jahr einzuläuten. Die Privilegierten wurden dann vom Sigristenpaar festlich mit Speise und Trank bewirtet.

Seit kurzer Zeit auch Glockenschwall am 1. August: Bekenntnis, Dank, Notwendigkeit.

Literatur

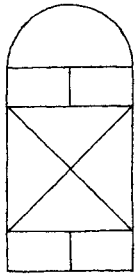
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens
Guggisberg Kurt, Bernische Kirchengeschichte.
Jahrbuch des Oberaargaus 1979.
Stohler Hans, Frühere Zeitmessung im Baselbiet.
Wälchli Karl u.a., Berner – deine Geschichte, Berner Enzyklopädie, Band 2.
Weiss Richard, Volkskunde der Schweiz.

KINDERSPIELE ANNO DAZUMAL

WERNER OBRECHT-KUNZ

Nur noch wenige können sich erinnern an die für uns «goldene Zeit» der Kinderspiele, die in Wiedlisbach bis in die Kriegsjahre 1914–1918 hineinreichte. Im Städtli war die Strasse weniger breit. Beidseits reichte die alte «Bsetzi» bis zum Strassenrand, wo sie als Regenwasserschale etwas vertieft verlief. Die Dachkänel hatten keine Abfallrohre. Aus Speiern wurde das Wasser in die Bsetzischale hinausgeworfen, wo es natürlich aufspritzte, was jedoch die Frauen nicht besonders beeindruckte, trugen sie doch ihre Röcke bis auf die Knöchel hinab. Ostwärts lief das Regenwasser beidseits bis zum Brüggbach. Die Strasse selber war bekiest, wurde jeweils im Herbst frisch «übergrient» und im Winter von den eisenbereiften Wagenrädern, Schlittenkufen und Radschuhen glatt gewalzt.

Auf diese Art glatt gewordener Boden eignete sich bestens zum *Hüpfen ins «Himmelreich»*. Vor dem Krieg störte kaum einmal im Tage ein Auto. Mit einem Knebel oder spitzen Stein kratzte man ein «Ries» in den Boden. Die Teilnehmer hüpften der Reihe nach durch die acht Felder, um in das halbkreisförmige «Himmelreich» zu gelangen. Es gab verschiedene Schwierigkeitsgrade. Die Ränder der Felder durften nicht betreten werden. Auch musste ein flacher Stein oder eine Scherbe stets ins nachfolgende Feld geworfen werden und zwar nur auf einem Bein stehend. Wer das betreffende Feld nicht traf, musste wieder vorn anfangen, bis er endlich fehlerfrei im «Himmelreich» landete. Es gab auch andere «Strafen».



Seiligumpe war eigentlich Mädchensache, doch machten auch die Buben oft und gerne mit. Im Alleingang wurde das kurze Seil über Kopf und Füsse geschwungen, mehr oder weniger rasch und auch ohne den Boden zu berühren, meist an Ort und Stelle, aber auch vor- und rückwärts. In Gruppen hingegen ging das viel interessanter. Zwei Kinder mussten ein vier bis sechs

Meter langes Seil schwingen. Man sprang seitlich oder direkt ins schwingende Seil hinein. Je nach Länge desselben konnten bis fünf Kinder miteinander «gumpen». Machte eines einen Fehler, wodurch das Seil gestoppt wurde, musste es ein seilschwingendes Kind ablösen oder eine Runde lang warten. Das Seil wurde verschieden rasch geschwungen. Beim Ruf *Honig* ging's langsam, *Milch* lief gemächlich, *Salz* jedoch rasch und *Pfeffer* so schnell, wie das Seil überhaupt geschwungen werden konnte. Wurde Wasser verlangt, durfte das Seil den Boden nicht berühren. Man musste auch im Städtli nur hie und da ausweichen, etwa, wenn ein Pferde- oder Kuhgespann vorbeitrottete. Kam ein Pferdegespann dahergesprengt, hörte man das ja schon von weitem.

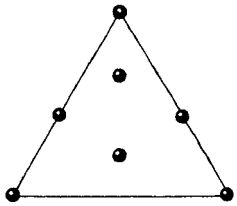
Im Städtli konnte man auch sehr gut *«Ball spielen»*. Meist gab es zwei Parteien von bis etwa acht Kindern, Mädchen und Buben. Der Standplatz befand sich beim «Pintli»-Brunnen. Von dort weg warf man den Ball («die Balle») Richtung Baseltor. Die eine Partei, verschieden weit verteilt, musste den heranfliegenden Ball mit der Hand zu «fassen» versuchen. Gelang dies drei- bis viermal, so wurde Partei gewechselt. Zum Werfen brauchte man ein Ballbrett, am besten jedoch flog der Ball, wenn man einen festen Haselstecken oder Besenstiel benützte. Traf man den Ball gut damit, flog er am weitesten. Nicht alle hatten damit «Breichis» und mussten das Brett benützen. Wenn man nicht spätestens mit dem dritten Hieb den Ball traf, gab es wieder Parteiwechsel. Wer weder mit Brett noch Stecken traf, der warf den Ball so weit wie möglich mit der Hand. Die Bälle waren aus Kautschuck, besonders gute Qualität nannte man Gatschum. Es kamen langsam auch Vollgummibälle auf. Weich gewordene Bälle wurden nicht mehr akzeptiert.

Es wurde auch so gespielt: Wenn der Schläger den Ball getroffen hatte, schmiss er das Brett zu Boden und hatte etwa 40 Meter weit in gleicher Richtung zum «Büt» zu rennen. Wer den Ball «gefasst» hatte, versuchte den Heranspringenden mit demselben zu treffen. Traf er ihn, bevor er das Büt erreicht hatte, musste Partei gewechselt werden. Ballspiele gab es in allerlei Variationen, für Einzelne und Gruppen. Während des Krieges wurden Gummibälle immer rarer, da wurden Bälle aus Wollresten und altem Garn hergestellt, die, fest gestopft (und schön umstrickt), auch recht gut brauchbar waren.

«Ziibele» spielte man oft und gerne in der kalten Jahreszeit. Acht bis zwölf Buben waren hiezu nötig. Einer musste als «Chüssi» an die Wand stehen, am liebsten an ein Tennstor. Drei bis fünf Buben machten das

«Pferd», d.h. sie hielten in gebückter Haltung einander fest. Von der Gegenpartei kann nun einer nach dem andern auf das «Pferd» grätschen, ohne aber mit einem Fuss den Boden zu berühren, sonst wird Partei gewechselt. Diejenigen, welche den Buckel hinhalten mussten, durften sich schütteln, nicht aber gerade aufstehen oder das «Chüssi» fallen lassen. Brach aber der eine oder andere Träger zusammen, so mussten diese alle noch einmal herhalten, bis einer der Springenden einen Fehler machte. Diese waren: mit einem Fuss den Boden berühren, herabfallen oder beim Aufspringen den Ruf *«ziibele»* vergessen.

Im Vorfrühling war das *Marmelspiel* Mode. Man sagte hier «warmele», nicht marmele. Der bevorzugte Spielplatz hiefür war die «Konsumterrasse» (zwischen Haus Greiner und Bäckerei Werthmüller). Die beiden Schöpfli wurden viel später erbaut. Von da aus sah man gut auf die Schmiede (Gander, später Eichelberger) hinunter und auf das «Rybeli» hinüber. Gut marmeln konnte man aber auch auf den Holzladen der Bschüttlöcher und auf dem «Schmittbrüggli» vor der Schmiede Känzig, wo sich jetzt der Metzgereiladen Lüthy befindet. Es ging auch überall auf ebenen Strassen und Wegen. Die Spielregeln waren nicht überall die gleichen. In Wiedlisbach ging das so: Die Marmeln kamen auf ein dreieckiges Ries, d.h. auf dessen Ecken, Seitenlinien und Mitte, je nach Anzahl der Mitspieler. Aus vier bis fünf Meter Abstand wurde der «Boli» zum Ries hingerollt. Die Boline waren aus Steingut von etwa drei Zentimeter Durchmesser. Während des Krieges kamen die Bleikugeln auf. Diese waren schwerer und behielten die Richtung besser inne. Damals wurden auch die «Warmeli» rar. Da behalf man sich mit Knöpfen aus Mutters Nähtruckli. Zwei solche wurden aufeinander gelegt und ins Ries gesetzt. Traf der Boli, so flog der obere Knopf weg und man durfte beide nehmen. Die raren Marmeln wurden bei den Buben zum Handelsobjekt, mit dem man dies oder jenes einhandeln konnte. Bei Spielbeginn wurde die Reihenfolge ausgeknobelt. Oft wurde gerufen: «Hutz und Anger ruume d'Pfanne» (d.h. der Letzte und der Zweite räumen auf). Wer beim Wurf im Ries eine Marmel traf, aber hinter demselben auch den Boli eines Vorgängers, durfte noch ein zweites Stück aus dem Ries nehmen. Dieses damals so beliebte Spiel ist in Vergessenheit geraten.



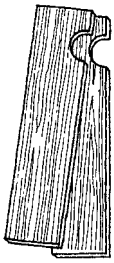
Das *Kugeln* war ein Spiel mit einer etwa zwei Kilogramm schweren Blei-

kugel, das meist vier bis sieben Mann an schönen Sonntagnachmittagen machten. Jeder hatte seine eigene Kugel und versuchte diese jeweils so weit wie möglich zu rollen. Dies geschah meist auf der Holzgasse, Richtung Walliswil-Bipp. Wer am besten warf, die Unebenheiten des Weges kannte und zuerst beim Ziel anlangte, hatte gewonnen. Bei schönem Wetter ergab das Ganze einen fröhlichen Familienspaziergang bis zur Wirtschaft Oberli, wo nun das wohlverdiente Zimis unter schattigen Bäumen neue Kraft für den bevorstehenden Heimmarsch verlieh.

Das *«Stöckle»* kam zeitweilig die grössern Buben an. In trockenen Boden kritzten sie einen Kreis von etwa 70 cm Durchmesser. Ein Rundholz, ungefähr 7 cm dick und 30 cm hoch, wurde mitten in den Kreis gestellt. Jeder Teilnehmer legte einen Fünfer, seltener einen Zehner darauf. Ein Spieler nach dem andern warf aus etwa 12 m Distanz einen faustgrossen Stein nach dem Holz. Traf man, so fiel das Stöckli um und die Münzen fielen zu Boden. Was über den Kreis heraus flog, gehörte dem Schützen. Was innerhalb des Kreises blieb, kam wieder auf das Stöckli. Der Wurf musste genau bemessen sein, sonst flog das Holz einfach unter den Münzen weg und diese blieben innerhalb des Kreises. Wenn alle Geldstücke «gewonnen» waren, wurde wieder ganz neu aufgelegt. Wenn die meist zahlreicheren, weniger treffsicheren Schützen all ihre Fünfer verspielt hatten und Nachschub kaum mehr aufzutreiben war, ging auch die Stöckle-Saison zu Ende.

Buben von etwa fünf bis zwölf Jahren vergnügten sich bei trockenem Wetter mit Vorliebe mit *«Reifeln»*. Wir sagten natürlich «reiffle». Anfänglich sah man dünne Holzreifen, ringsum in verschiedenen Farben gestrichen. Diese aber waren leicht und liefen auf unsern holprigen Wegen nicht gut. Aber schon gab es alte Velos mit Metallfelgen. Wurden die Speichen wegmontiert so blieb ein solider Metallreif, der ein rasches Tempo erlaubte. Mit einem etwa 30 cm langen Steckli schlug man mehr oder weniger schnell drauf, je nachdem man neben dem Reif mitlaufen mochte. Bald hatte man heraus, dass man das Steckli bloss senkrecht zwischen den Felgenwülsten zu halten brauchte, um den Reif vorwärts zu schieben. Interessant war es, den Reifen von der Schulter weg nach vorn zu schleudern, jedoch mit einem kräftigen Dreh in der Gegenrichtung. Auf diese Weise flog der Reif wohl zuerst nach vorn, sobald er aber den Boden berührte, rollte er rückwärts zum Besitzer.

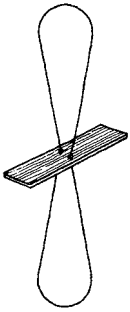
Was man in letzter Zeit auch hier wieder zu sehen bekommt, ist das *Stelzenlaufen*. Das machte man zu verschiedenen Jahreszeiten. Die Buben fertig-



ten sich ihre Stelzen meist selber an. Je höher die Trittbrettchen befestigt wurden, desto längere Schritte konnte man machen, aber umso schwieriger war es draufzusteigen, ohne eine Mauer oder einen Stuhl zu benützen.

Chlefele war Bubensache. Dazu brauchte es zwei harthölzerne Brettchen, etwa 13 cm lang und gut 3 cm breit, aber nur 3–4 mm dick. Nahe am oberen Ende wurde eine fingerdicke Kerbe eingeschnitten. Beide Hölzchen wurden so zwischen Zeig- und Ringfinger gehängt, der Mittelfinger dazwischen. So schwenkte man die halbgeschlossene Hand hin und her. Dadurch schlugen die Hölzchen gegeneinander. Wer es «los» hatte, konnte ganz gut Trommeltakte damit erzeugen.

Mit einem etwa 10 cm langen, gegen 2 cm breiten, flachen Hölzchen stellte man sich eine *«Schnurre»* her. In der Mitte desselben wurden zwei Löcher gebohrt und eine Schnur hindurch gezogen, so dass auf beiden Seiten eine Schlaufe von etwa 30 cm Länge entstand. Drehte man das Brettchen einige Male um die eigene Achse und zog dann rhythmisch an beiden Schlaufen, wirbelte das Hölzchen propellerartig um sich selber, hin und her, wodurch sich die beiden Schlaufen aufzwirnten. Je energischer die aufgezwirnten Schlaufen auseinander gezogen wurden, desto heller surrte der «Propeller», deshalb der Name «Schnurre».

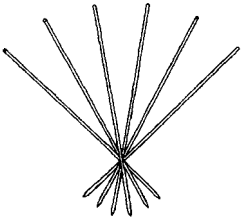


Eine runde Holzscheibe, verschiedenartig gefärbt, eignete sich auch sehr gut und ergab ein interessantes Farbspiel. Wer es verstand, fertigte sich eine Schnurre mit einem etwa fingerdicken Knochen an, was ein ganz besonderes Schnurren ergab. Einen Finger gegen den rotierenden Knochen zu halten, war nicht ratsam.

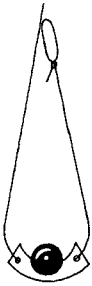
So um 1919 kam das allererste *Trottinett* in Wiedlisbach in Erscheinung, ganz in Holz, nur die kleinen beiden Rädchen schmal mit Eisen bereift. Auf der Bsetzi unbrauchbar, auf der steinigen Strasse nur mühsam in Gang zu bringen, auf grössern Terrassen jedoch ein begehrenswertes Vehikel. Mit den Asphaltstrassen und Plätzen erschienen nach 1945 die heutigen Metalltrottinette mit luftgefüllten Pneus, quasi eine Vorstufe des Velofahrens.

In den letzten Jahren sind die *Rollbretter* in Erscheinung getreten, mit welchen schon Kinder im Vorschulalter erstaunliche Fertigkeit erreichen, die jedoch beim heutigen immensen Verkehr recht gefährlich sein können, wohl aber Behendigkeit und Aufmerksamkeit fördern.

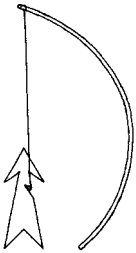
Geknebelt haben fast nur die Hinterstädtlibuben und zwar unmittelbar nördlich bei den damaligen Gartenzäunen, auf Grasboden, wenn das Gras kurz und trocken war. Nötig war ein etwa 40–60 cm langer, auf einer Seite zugespitzter Buchenknebel. Jeder Teilnehmer musste einen solchen haben. Einer nach dem andern musste diesen in den Grasboden schmeissen, dass er in schräger Stellung stecken blieb. Der Nächste schmiss den seinen ganz knapp über den oder die schon steckenden Knebel. Bei fünf bis acht Spielern ergab dies einen straussähnlichen Büschel. (Der Berichterstatter war stets nur Zuschauer und hat den Sinn des Spieles nie ganz verstanden. Es machten's ohnehin nur einige Spezialisten).



Steinschleudern war seitens der Lehrer und auch der meisten Eltern nicht gestattet. Aber man tat es doch. Ein Stückchen geschmeidiges Leder wurde beidseitig mit je einer 68–80 cm langen Schnur versehen, eine davon aussen geschlauft, um mit Zeig- oder Mittelfinger durchschlüpfen zu können. Auf das daran hängende Lederchen wurde ein zirka zwetschgengrosser Stein geladen und dann an den Schnüren hängend energisch im Kreis herum geschwungen, ein ungefähres Ziel anvisiert, dann die eine Schnur fahren gelassen und der Stein konnte wegfliegen. Die Schleuder aber blieb an der andern Schnur, dank der Schlaufe, am Finger hängen. Je schneller ein Kiesel auf der Schleuder herumgeschwungen wird, desto weiter fliegt er natürlich. Die freie Schnur muss genau im richtigen Moment fahren gelassen werden, damit der Stein in gewünschter Richtung wegfliegt, sonst kann er bloss steil in die Höhe oder direkt in den Boden hinein fliegen. Ein Steinwurf mit Schleuder ist nicht zielsicher und sollte nicht in Hausnähe vorgenommen werden.

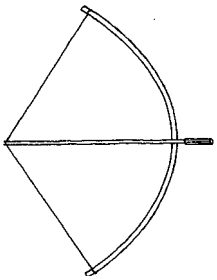


Pfeilschleudern wurden auch gemacht, aus flacher Holzschindel geschnitzt. Ein zügiger Haselstecken von gut einem Meter Länge wird mit einer etwa 60 cm langen Schnur versehen, mit einem starken Knoten am freien Ende, der in eine Kerbe hinter der Pfeilspitze geschoben wird. Nun wird der Pfeil fest in der linken Hand gehalten und mit der rechten mit aller Kraft der Haselstecken zum Bogen gespannt. Wird nun der Pfeil fahren gelassen, schnellt der Haselstecken zurück, der Pfeil klinkt aus dem Knoten und kann so bedeutend höher fliegen als ein vom Pfeilbogen



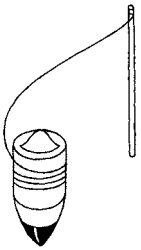
abgeschossener. Meister in diesem Spiel war zu seiner Zeit der Öuermiu (Oeler-Emil).

Das besondere Vergnügen war im Herbst das *Pfeilbogenschiessen*. Ein kräftiger Haselstecken ergab den Pfeilbogen von 70 cm bis 1,20 m Länge, je nach Alter und Kraft des Knaben. Ein trockenes Schilfrohr als Pfeil, an dessen Spitze ein 6–7 cm langer Holunderzapfen gesteckt wurde; ein fingerdicker, grüner Holderzweig diente dazu. Die Buben wollten natürlich möglichst hoch schiessen; wer kann's am höchsten? Im Städtli flog ab und zu einer auf ein Dach und blieb dann im Känel stecken oder liegen.



Im Frühherbst gab es noch spezielle *Wurfgeschosse*, die man mit geschmeidigen Haselruten in die Höhe schleudern konnte. Man hatte ungleich mehr Apfelbäume als heutzutage. Von denselben fielen jeweils viele «überzählige» kleine Äpfelchen herunter. Solche las man als Munition zusammen und steckte sie an die Haselrute, die zugespitzt worden war. Mit kräftigem Schwung flogen dann die Äpfelchen von der Rute weg, zumindest über ein Hausdach oder einen grossen Apfelbaum.

Auf Terrassen oder sonst glattem Boden liess sich gut mit dem *«Hurrlibueb»* spielen, einem kleinen Holzkreisel mit eisenbeschlagener Spitze. Auch dazu brauchte man Stecken mit einer peitschenartig befestigten Schnur. Der Hurrlibueb war etwa 7 cm gross und gut 3 cm im Durchmesser. Es brauchte einige Geschicklichkeit, um diesen Kreisel zu starten. Man nahm ihn zwischen beide Handflächen und drehte ihn energisch ringsum, wodurch er einige Sekunden kreiste. Man hatte knapp Zeit, um die Geissel zu ergreifen, und damit sofort, ein wenig ziehend, auf den Hurrlibueb zu schlagen, wodurch er sich rasch und rascher drehte, wenn man richtig traf, bis er regelrecht zu schnurren begann. Man konnte ihn sogar zum Tänzeln und Hüpfen bringen.



«Knietsch» war ein ziemlich forsches, aber doch zeitweilig beliebtes Spiel, eine Art Fangis, jeder Teilnehmer mit einer Hasel- oder Weidenrute bewaffnet. So rannte man einander nach und suchte den andern auf den Rücken, Hintern oder über die Waden zu schlagen, musste aber dazu «knietsch-knietsch» rufen. Hiebe ohne Knietschruf wurden nicht akzeptiert, galten als Fehler.

Blühender Löwenzahn hat hohle Stengel, mit denen man Flötchen machen kann. Mit zwei bis drei, verschieden dicken konnte man zwei- bis drei- «stimmig» flöteln.

Damals gab es überall noch kleine Hecken mit Schlehdorn, Pfaffenhütchen, Brombeerbüschen, aber auch Weiden. Den Weiden sagten wir *«Pfyffehouz»*. Wenn Pfeifenholzzweige so richtig im Saft waren, schnitt man einen solchen, nässte die Rinde ein Stück weit mit «Spüifer» und klopfte mit einem Taschenmesserschaft rings herum, wodurch sich die Rinde vom Holz löste und man diese vom Kambium wegschieben konnte. Das Röhrchen, das so entstand (etwa 6 cm lang), drückte man auf der einen Seite etwas zusammen, wodurch beim Hineinblasen ein mehr oder weniger hoher Flötenton entstand. Wer Geschick und Geduld hatte, löste mit einem scharfen Messer die Weidenrinde von einem etwa 50 cm langen Ast in einen 2, höchstens 4 cm breiten Streifen, der gut zu einem Signalhorn zurechtgerollt werden konnte. Das oben erwähnte Röhrchen kam in die schmale Öffnung des Hornes und das Signalhorn konnte weit hörbar erschallen.

Vor und noch eine Zeitlang nach dem Ersten Weltkrieg wurde nach dem Emdet kaum mehr gemäht, besonders nicht auf den abgelegeneren Wiesen. Dann war die schöne Zeit des Weidganges angebrochen; die Bauern liessen ihr Vieh jetzt auf die Weide treiben und zwar oft von grössern Schulbuben und auch Mädchen, welche während der Herbstferien Zeit hatten, Kühe, Rinder und auch Geissen zu hüten. Es gab ja auch noch eine ganze Anzahl «Geissenbauern». Fast jeder Bauer hatte sein eigenes Geläute, Glocken und Treicheln verschiedener Grösse und Klangfarbe, aber auch Glöckchen und Schellen für Jung- und Kleinvieh. Wie schön war es doch, die kleinern und grössern Herden vorbeitrampen oder «gumpen» zu sehen mit vielstimmigem Geläute und Gebimmel, was insbesondere innerhalb des Städtchens zur Augenweide und zum Ohrenschmaus für die Anwohner wurde. Auf dem Lande richteten sich die Schulferien noch ganz nach den Bedürfnissen der Landwirtschaft. (Herbstferien neun Wochen für Primar- und sieben Wochen für Sekundarschulen. Drei Wochen Osterferien zur Anpflanzzeit, 14 Tage je für Heu- und dann Ernteferien. Über Weihnachten und Neujahr 10 bis 14 Tage.) Die Bauern waren froh, Hüterbuben zu bekommen, aber auch junge Hilfskräfte für die Kartoffel- und Runkelernte. Hüterbuben hatten aber ihre eigenen *Geisseln*. Jeder sorgte für guten «Zwick», damit die

Geissel auch zünftig klepfte. Auch nach der Weidezeit wurde noch «geiselet», bis das Marmelspiel wieder Trumpf war.

Zu verschiedenen Zeiten wurde, insbesondere während der grossen Schulpause, *«Orbär»* (man hörte auch «Urbär») gespielt, eine Art Fangis. Es bildeten sich zwei Parteien. Immer zwei Buben, die einander die Hand geben mussten, jagten nach den frei Herumlaufenden der Gegenpartei. Konnte so einer berührt werden, so musste dieser ins «Büt» und dort warten, bis alle andern seiner Partei ebenfalls ins Büt mussten. Wenn ein Verfolgerpaar einen Davonrennenden der Gegenpartei einholen wollte, so mussten die beiden Verfolger dies unbedingt Hand in Hand tun. Liess der eine die Hand des Kameraden fahren, um den Gejagten schneller berühren zu können, so galt diese Berührung nicht, der Berührte musste also nicht ins Büt. Waren jedoch endlich alle Verfolgten im Büt, so wurde Partei gewechselt, die vorherigen Jäger wurden nun von den andern gejagt. In der viertelstündigen grossen Pause langte die Zeit meist nur zu einem, höchst selten zu zweimaligem Parteiwechsel.

«Versteckis» war immer sehr beliebt, wird auch heute noch gemacht. Im Städtchen, besonders aber im Hinterstädtchen, wo fast in jedem Haus Stall und Tenne leicht zugänglich waren, Scheiterbeigen und Miststöcke standen, war es nicht so leicht, das Versteckte zu finden. Auch bei diesem Spiel gab es ein Büt, von welchem aus die Schar der Suchenden ausschwärmte, um die Versteckten aufzustöbern. Wurde so einer sicher entdeckt, so musste der Finder zum Büt rennen, um den Gefundenen «anzuschlagen», und rufen: «Agschlage Fritz…» Die Gefundenen versuchten aber auch zum Büt zu rennen. War so z.B. Anni um einen Augenblick früher beim Büt, so durfte es sich bei der nächsten Runde wieder verstecken und musste nicht suchen helfen.

Tschuepp-Tschuepp war auch eine Art Versteckis. Versteckte, welche gefunden wurden und sich im Büt aufhalten mussten, bis alle gefunden waren, durften den noch Versteckten helfen. Sahen sie vom Büt aus, dass ein noch Verstecktes in Gefahr war, gefunden zu werden, so riefen sie tschuepp-tschuepp. So konnte sich dasselbe besser verstecken oder versuchen, das Büt vor einem Suchenden zu erreichen.

Rauhe Novemberstürme waren den Buben nicht unwillkommen, insofern sie einen *«Drachen»* besassen oder in der Lage waren, einen solchen herzustellen. Es gab in Städtlinähe noch viele offene Matten, wo man Drachen unbehindert steigen lassen konnte. Gute Drachenbauer, die lange

Schnüre hatten, wurden natürlich bewundert. Einer von ihnen, freilich schon erwachsen, hat es fertig gebracht, seinen Drachen vom Gerzmattweg bis über den grossen Turm hinüberfliegen zu lassen.

«Müetis» war nicht nur bei Mädchen, sondern auch bei Buben beliebt. Puppenstuben oder Bäbiwägeli waren dazu überflüssig. An trockenen Wintertagen wurde Müetis vor allem in der grossen Schulpause, meist im Windschatten der damals hölzernen Schulhausscheune, gespielt. Zweiglein und welke Blätter gab es immer. Mit Sand und Steinchen liess sich auf grössern, flachen Steinen gut ein «Essen» servieren. In den Häusern kamen Puppenstuben, meist als Weihnachtsgeschenk auf. Heutzutage gibt es ja ganze Mini-Wohnungen für die künftigen Hausmütter.

Im Zusammenhang mit «Müetis» wurde etwa auch *«Stopfis im Chrueg»* «… was isch im Chrueg?» gespielt. Ein Frag- und Antwortspiel, das in Vergessenheit geraten ist. Schon bald kamen die «Frag- und Antwortspiele» auf, die man käuflich erwerben konnte.

«Watte-watte-wiläwo», wer erinnert sich noch? Zwei Gruppen Kinder stellten sich in etwa sechs Meter Entfernung einander gegenüber. Nun ging eine Reihe, händehaltend, auf die andere zu, rufend: watte-watte-wiläwo (aus dem Welschen kommend: «vas-t-en, vas-t-en, vilain veau!» übersetzt: geh weg, geh weg, wüstes Kalb) und ging dann, rückwärtsgehend, auf ihren Platz zurück. Nun ging die andere Partei gleicherweise auf die erstere zu, nun aber rufend: «Nei, mir hei no vüu de schöner watte-watte-wiläwo.» Dies ging so mehrmals hin und her. Das Spiel verschwand gegen Ende des Ersten Weltkrieges, sein eigentlicher Sinn ist uns nie recht klar geworden.

Ähnlicherweise mussten ebenfalls zwei Gruppen hin und her gegeneinander zugehen, jedoch ausschliesslich Mädchen, wobei eine Gruppe zunächst nur aus zweien bestand; diese ging nun auf die grosse Gruppe zu, rufend: «Es kommt ein Herr mit ein'm Pantoffel, ade-ade-ade» und rückwärts zurückgehend. Nun geht die grosse Gruppe auf die kleine und frägt: «Was will der Herr mit ein'm Pantoffel, ade-ade-ade!» Nun kommt die kleine Gruppe wieder und zwar fordernd: «Das schönste Mädchen müssen wir haben, ade-ade-ade!» Die grosse Gruppe kommt ihrerseits und meldet grimmig: «Das schönste Mädchen geben wir nicht, ade-ade-ade!» Wieder kommen die andern und melden: «Da schleichen wir ins Haus hinein, ade-ade- ade!» Die andern wehren ab: «Da schliessen wir die Türe zu, ade-ade-ade!» Neue Drohung: «Da schlagen wir die Fenster ein» – Antwort: «Da schliessen wir die Läden zu»… Nochmals wird gedroht: «Da stecken wir

das Haus in Brand, ade-ade…» Darauf prompt: «Da holen wir die Polizei.» Aber die Forderung bleibt dieselbe: «Das schönste Mädchen müssen wir haben!» Die Antwort der mürbe gewordenen: «Was soll es für ein Röcklein tragen, ade- ade-ade?»

Die Freier bezeichnen nun ein Mädchen, das z.B. ein blaues Kleidchen trägt: «Es soll ein blaues Röcklein tragen, ade-ade-ade»! Das betreffende Kind wechselt nun die Gruppe und das Spiel kann weitergehen, bis zwei oder drei Kinder herausgeholt werden. Meist aber hatten die Teilnehmer schon nach der zweiten Eroberung genug.

«Es steht ein Pfalzgraf wohl an dem Rhein, der hat zwei schöne Töchterlein» wurde ab und zu von einigen schon grösseren Mädchen gesungen. Die traurige Mär geht dahin, dass die eine Tochter der andern den Liebhaber weglockt, wonach die lieblichere krank wird und stirbt. Wonach gesungen wird: «Man sagt, der Sarg sei von Marmorstein, die Nägel seien von Elfenbein … » Nach dem Ersten Weltkrieg war es auch mit dieser Romantik vorbei.

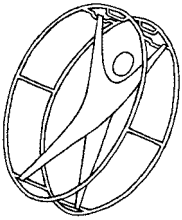
Ein zweites, von spielenden Kindern oft und gerne gesungenes Klageliedchen ähnlicher Art lautete: *«Maria sass auf einem Stein,* einem Stein, einem Stein, Maria sass auf einem Stein, einem Stein! Da kam der Bruder Karl zu ihr, Karl zu ihr, Karl zu ihr, da kam der Bruder Karl zu ihr, Karl zu ihr … und stach Maria in das Herz, in das Herz, in das Herz … Da kam der Bruder Paul zu ihr, Paul zu ihr, Paul zu ihr, da kam der Bruder Paul zu ihr, Paul zu ihr. Dieser frägt: Maria, warum weinest Du, weinest Du, weinest Du, Maria warum … Maria antwortet: Der Karli het mi gstoche, gstoche, gstoche, der Karli het mi gstoche, gstoche!» Der Singsang endet, von allen Beteiligten gesungen: «Der Karli isch e böse Bueb, böse Bueb, böse Bueb …» Aber dann: «Der Paul isch es Ängeli, Ängeli, Ängeli …» Auch dieses Trauerspiel verschwand zur gleichen Zeit wie der «Pfalzgraf».

Ein nicht unähnliches, jedoch munteres Hin- und Her-Fragespiel ging so: Zwei oder drei Buben gehen auf eine Schar Leute (Kinder) zu und melden: *«Wir kommen aus dem Schwabenland* und bieten gute Arbeit an». Die Leute fragen: «Was für welche»? Die Handwerksburschen antworten: «Schöne, gute» und gestikulieren, wie ein Schreiner, Maurer, Spengler, Bäcker usw. arbeitet.

Bummelte eine Schar Buben «über Feld», kam ab und zu das *«Böckligumpen»* in Fahrt. In lang gezogener Reihe grätscht der Hinterste über die sich leicht bückenden Vordermänner und stellt sich als sodann Vorderster

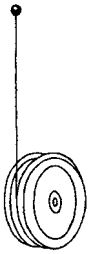
nun seinerseits als «Böckli» hin. So konnte es eine schöne Strecke weit gehen.

Ende der zwanziger Jahre kam von Deutschland her das *Rhönrad* auf, das den ganzen Körper, besonders Sehnen und Skelett in Anspruch nahm. Mit



gegrätschten Beinen und hochgestreckten Armen musste der Fahrer oder die Fahrerin in das grosse Rhönrad hineinstehen. Für Füsse und Hände waren «oben und unten» Bügel angebracht, um hineinzuschlaufen. Das Rhönrad war eigentlich ein Doppelrad. Zwei genau gleich grosse Räder waren gut 40 cm exakt nebeneinander befestigt, konnten also aufrecht hingestellt werden. Der darin eingespannte Fahrer konnte damit kopfüber-kopfunter herumfahren und zwar genau senkrecht oder in etwas schräger Stellung. Von Unfällen bei diesem anspruchsvollen Sport hat man nie gelesen, eigentlich schade, dass er nicht mehr ausgeübt wird.

In den fünfziger Jahren machte das *Hula-Hop* Furore. Einen leichten Holzreifen musste man um die Lenden kreisen lassen, es war schon eine gewisse Schnelligkeit nötig, wenn der Reifen nicht zu Boden rutschen sollte. Dies war eine recht gute Gymnastikübung.



Das *Yo-Yo*, etwas früher in Erscheinung getreten, war eine zeitlang geradezu eine Besessenheit. Auf vielerlei Weisen wurde die zweiteilige Scheibe auf und nieder, hin und her kreisen gelassen. Es wurden damit auch Meisterschaftsspiele ausgetragen. Nach wenigen Jahren verschwand das Spiel und wird heutzutage nur noch ganz vereinzelt angeboten, jedoch nur noch in Plastik, womit lange nicht die gleiche Wirkung erzielt werden kann wie ursprünglich mit Holz.

Chuderbüchsen wurden auch «fabriziert». Ein Holunderast von etwa 6 cm Durchmesser und 30 cm Länge und ohne Seitenzweige wurde ausgehöhlt, d.h. nur gerade das Mark in der Mitte wurde herausgestossen, wodurch der Gewehrlauf entstand. Eine exakt gleich dicke Rute bekam auf der einen Seite einen Knauf, um sie gut durch den «Büchsenschaft» hindurchschieben zu können, diese musste genau so lang sein wie der Gewehrlauf. Ein Büschel Chuder (Hanf, vom Spengler zu bekommen, der solchen braucht, um Eisenröhrengewinde abzudichten) wurde ins Wasser getunkt, zu einem Pfropfen zusammengepresst und vorne in die

«Büchse» gestopft, so fest wie nur möglich. Damit war die Büchse geladen. Die erwähnte Rute wurde nun in den Lauf geschoben und dann ganz energisch hindurchgestossen, was den Chuderpfropfen wie ein Geschoss bis 20 m weit fortschnellte. Je genauer die Rute in den Büchsenlauf hineinpasste und je fester der Chuder hineingepresst wurde, desto weiter flog der Pfropfen. Nur wenige Buben konnten eine solche Chuderbüchse herstellen, aber alle hatten hierfür grosses Interesse.

Als alle grossen Bälle aufkamen, wurde bei uns *Völkerball* gespielt, eine Art Vorläufer des Fuss- und Volleyballspiels, bei dem auch zwei Parteien gegeneinander spielten.

Zu jeder Jahreszeit hat die Natur in Fülle geboten, womit sich Kinder beschäftigen und spielen konnten. Es brauchte einige Behutsamkeit, um einen *Nusshöck* aufzustellen. Drei Wallnüsse aneinandergestellt und eine vierte obendrauf ergeben eine hübsche Pyramide. Man kann so ein ganzes Dörfchen aufstellen. In Eichelmastjahren erfreute man sich daran, die Eicheln aus ihren «Becherchen» herauszuheben. Diese wurden über die Ohren gehängt oder als Pfeife in den Mund genommen.

Zwei Löwenzahnblüten ergeben eine Brille, nur muss man oben- oder untendurch gucken, um sehen zu können. Im Herbst ergeben «Pfaffenhütchen», aber auch Rosskastanien schöne Kettchen, da sie an Schnur oder Faden aufgezogen werden können. Mit Rosskastanien und zugespitzten Zündhölzchen kann man lustige Männlein oder Tierchen erstellen. Oft machten die Mädchen aus Buchenlaub oder aus Massliebchen hübsche Kränze, um diese um die Stirne oder über die Schultern zu winden.

Die Buben gaben sich eher mit Tann- und Föhrenzapfen ab. Ein Taschenmesser durfte doch in keiner Hosentasche fehlen, immer gab es etwas zu schnefeln. Vernarbte Buchstaben, Wappen oder Herzen findet man immer noch in der Rinde alter Buchen.

Geschicklichkeitsspiele mit Schnüren, mit denen man Schlaufen und Knoten in vielen Variationen machen kann, erfordern einige Fingerfertigkeit. Meister in dieser Sparte sind die Chinesen.

Immer noch werden Gänsespiel, Leiterlispiel, Eile mit Weile, Flohspiele, Halma, Domino, Mikado, Mühle und Dame (Nünistei) und Schach angeboten und gespielt. Laufend kommen neuartige Spiele auf den Markt, insbesondere Puzzles und Legespiele, Monopoly und Memory, die sich richtig eingebürgert haben. Viel anderes kommt und verschwindet, besonders auch was an technischem Spielzeug in Metall und Kunststoffen auf den Markt

kommt. Der Jass aber ist und bleibt das Nationalspiel der Schweizer bei jung und alt.

Das für Kinder im Vorschulalter anregendste Spielzeug sind immer noch die hölzernen *Bauklötze*. Damit lassen sich Häuser, Brücken, Kirchen und Türme in allen möglichen Ausführungen errichten und, so vorhanden, mit Tierchen und Püppchen beleben. Vorlagen stören nur, Phantasie und eigene Einfälle erbringen die besten Ergebnisse.

Das Spielzeug der Mädchen war, ist und bleibt die *Puppe* und die *Puppenstube*, am liebsten mit entsprechenden Möbelchen. Puppenküchen und Kochherde gibt es längstens. Schon um 1918 haben Unterschüler mit Taschenlampenbatterien und «Glühbirnchen» Puppenstuben zu beleuchten versucht. Schwieriger war vor allem, die feinen, isolierten Kupferdrähte zu beschaffen. Selbstgebasteltes hat immer besonderen Wert. Im Kindergarten fabrizierte man Hosenträger, mit «Chrüzlistich»-Arbeiten verziert, man flocht Peddigrohrkörbchen, umnähte Ansichtskarten und erstellte damit brauchbare Körbchen. Die Buben strickten am liebsten Wäscheleinen aus dünnen Schnüren; mit einer Fadenspule, versehen mit vier kurzen Nägeln, ging das prima. An Stelle einer Waschleine strickte man aus Wollgarn eine lange Kordel. Diese wurde spiralförmig zusammengenäht, was eine wunderbar warme Mütze ergab.

In den Kriegsjahren 1917 und 1918 herrschte im Sommer eine enorme Kohlweissling-Plage. Die flatternden weissen Wesen waren an sich harmlos, doch ihre Raupen, die in unglaublichen Mengen das Gemüse in Gärten und Pflanzplätzen wegfrassen, richteten bedrohliche Schäden an. Da wurden die Schulkinder mobilisiert und zum Einfangen der Kohlweisslinge aufgefordert. Für jeden in der Schule abgelieferten Schmetterling erhielt das Kind einen Rappen. Das war damals eine begehrte Jagdprämie. Mit 280 Stück hat Anna Hostettler das höchste Resulat erzielt, was ihr Fr. 2.80 eintrug.

Das *Maikäfer-Sammeln*, alle drei Jahre im Flugjahr, war für die Schuljugend halb Pflicht, halb Spiel. Immer aber war es ein Ereignis, wenn an milden Maiabenden dichte Wolken von heranfliegenden Maikäfern die Luft mit unbeschreiblichem Gesumme erfüllten. Was nicht schon unterwegs in frischgrünen Kirschbäumen landete, flog in den Stierenweidwald, um sich dort am jungen Buchen- und Eichenlaub gütlich zu tun. In aller Herrgottsfrühe zog tags darauf gross und klein aus, ausgerüstet mit Tüchern und Kesseln, um die in der Kälte noch starren und schlafenden Tiere herunterzuschütteln. Je nach Grundbesitz mussten mehr oder weniger Käfer ab-

geliefert werden, jedenfalls aber ein Mindestquantum pro Familie. Was über das Pflichtquantum abgeliefert wurde, erbrachte eine entsprechende Vergütung. Zu allen Zeiten ist das Spiel in irgend einer Weise Ernst geworden. Einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg hat die moderne Chemie mit dem Maikäfer (endgültig?) aufgeräumt.

Winterspiele von anno dazumal: schlittle, zyberle, schlyfschuehne

Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte man oft lange und sehnsüchtig auf Schnee gewartet. Wenn es doch gegen Mitte Christmonat richtig zuschneite, gab es fast immer kurz vor Weihnachten Tauwetter. Die «Gfätterlischuel» war damals im Untergeschoss des «Konsums« beheimatet, dort wo die BKW später ihre Reparaturwerkstätte betrieben. Das Mühligässli war nur schmal. Von der Britsche bis zum Eingangstor gab es einen Tannlihag, an welchem entlang der Brüggbach floss, offen in seinem etwa 80 cm tiefen Bachbett. Vor dem Tor floss er unter der Strasse durch, dann wieder offen der Schmiede Gander entlang bis ins Rybeli, von dort zur «Walki», von hier der Wangenstrasse entlang, wo er beim Moos-Bauernhof links abschwenkte, um dann weiter, als Moosbach, unter dem Kanal durch in die Aare zu münden.

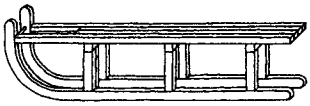
Wer damals Gfätterlischüeler war, mag sich gut erinnern, dass auch in den Jahren 1912 bis 1918, wenn im Kindergarten unter einem grossen Tannenbaum Weihnachten gefeiert wurde, der Brüggbach Hochwasser führte, weil Tauwetter herrschte. Vor dem Baum, im Kerzenschimmer, sagten wir den anwesenden Müttern und Komiteefrauen unsere Värsli auf, sangen Weihnachtsliedli, von der «Tante» Lena (Känzig) bestens einstudiert, und nahmen hernach die kleinen, aber wohlschmeckenden «Bäremutze» in Empfang. Wegen des fehlenden Schnees trösteten uns die Grossmütter, der Neujahrmutti werde uns schon noch Schnee bringen, und das traf dann meist auch ein. Vier-, sechsspännig wurde alsdann mit der «Schneeschnützi» gebahnt, so dass Fuhrwerke und Fussgänger bequem zirkulieren konnten. Die grossen Brückenwagen wurden an den Vorderrädern mit Radschuhen versehen, damit standen diese in deren eisernen Schneekufen fest, während die Hinterräder sich normal drehten. Holzstere und Astholz wurden auf niedrigen Schlitten, meist zweispännig und auch mit Kuhgespannen aus

den Wäldern geholt. An Stelle der Bockwagen wurde auf leichteren Schlitten gefahren, so auch die Postkutschen, die noch bis 1918 im Bipperamt zirkulierten. Ab 1918 wurden diese von den Postautomobilen verdrängt.

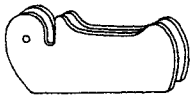
Durch all diese Wagen, Schlitten und Wägelchen entstanden auf den Strassen festgepresste, glatte Fahrspuren, die man gut als Zyberlibahnen brauchen konnte. Buben und Mädchen trugen damals am Werktag durchwegs Holzschuhe, die sich zum *Zyberle* am besten eigneten, besonders wenn sie noch nicht beschlagen waren. Dann passierte es aber, dass diese Holzsohlen innert einer Woche abgeschliffen wurden und ersetzt werden mussten, die dann aber sogleich mit starken Schuhnägeln beschlagen wurden. Das aber gab Kratzer in die Zyberlibahnen und zuweilen Streit, weil die Träger unbeschlagener Schuhe die kantigen Holzschuhnägel nicht dulden wollten. Es kam mehrmals vor, dass vom Bürgerhaus bis zum Mühlegässli eine Zyberlibahn entstand, so glatt geschliffen, dass man die ganze Strecke auf einmal durchgleiten konnte, insofern man unterwegs nicht umpurzelte. Weil solches aber auch Erwachsenen passieren konnte, die gar nicht zyberlen wollten, wurde bald einmal Holzasche auf die Bahn gestreut, und man musste sich anderswo mit kürzeren Strecken begnügen.

In jener Zeit war das Wort «Sport» den Kindern noch unbekannt. Man ging scharenweise einfach *«go schlittle»*. Die alten hölzernen «Chruckli» waren Einsitzer, unten mit Eisenstäben zusammengehalten an denen Ringe hingen, die auf den holprigen Wegen jeweils klingelten. Stark vertreten war der Davoser Schlitten, zwei- bis sechsplätzige waren im Gebrauch. Es gab auch noch den Grindelwaldner Schlitten und sogar die selten gewordene «Gibe», höher gebaut, die Kufen vorne stark aufragend, an denen man sich beim Bäuchlings-Schlitteln gut festhalten konnte. Das «büchlige» Schlitteln wurde zwar von den meisten Eltern untersagt, ein Verbot jedoch, das nicht einmal alle Mädchen einhielten. Wurde bei 30 bis 40 cm Neuschnee gebahnt, entstanden bald herrliche Schlittelbahnen. Der meistbefahrene «Stutz» war damals der Öleweg. Die Abfahrt war herrlich und vor dem Bahnbau fast nie gestört. Drei bis fünf Kinder sassen auf dem Schlitten, die Füsse auf den Kufen, um nicht zu bremsen, vorne sass meist ein Knabe mit Schlittschuhen, um das Gefährt damit zu lenken. Im Bipperamt sagte man nicht länke oder wyse, sondern «reise» oder «reiserle». Die Kleinen kamen auf dieser Abfahrt bis fast zur damaligen Schreinerei Känzig, die Grossen, mit Schlittschuhen gelenkt, erreichten die Hauptstrasse und konnten noch weiterfahren bis zum Mühlegässli und zur Schmiede hinunter. Beim Hin-

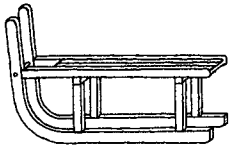
untersausen war oberstes Gebot, die Heraufstapfenden rechtzeitig zu warnen und zwar mit dem gut hörbaren Ruf «hooorg», was eigentlich «Sorg» bedeutete. Wer da nicht sofort Platz machte, wurde sogleich gerüffelt, war doch die Schlittbahn schmal und ein Zusammenprall gefährlich.



Davoser



Chruckli



Gibe

Der andere, viel benützte Schlittweg war der Stockrain. Vom Lysbühl an fuhr man zur Käserei hinunter und von dort aus die alte Wangenstrasse hinab, am Bauernhaus Känzig-Kobel vorbei in dessen Hofstatt hinunter, wo sich alljährlich ein beliebter «Satzhoger» bildete und auf dem Schlitten «Gümp» bis zu 5 m ergab. An der sehr steilen Böschung der Wangenstrasse entlang lief ein kleiner, mit Weiden bestandener Bach. Wenn dieser zugefroren war, fuhr ab und zu einer über das steile Bord hinunter, um das Bachbord als Satzhögerli zu benützen. War das Eis zu schwach, konnte man sich dort auch «Schuhwasser» holen.

Diese kurze Strecke von der Käserei bis hinab zur Wangenstrasse wurde ab und zu so intensiv beschlittelt, dass der Untergrund gefährlich glatt wurde und die Rechtskurve vor dem grossen Kastanienbaum nur mit grosser Mühe «genommen» werden konnte.

Die Erwachsenen hingegen wussten noch eine ganz andere Piste. Diese begann in der Gunzenei; von dort fuhr man hinab Richtung Dettenbühl bis zur scharfen Linkskurve, von vielen gefürchtet; wer nicht rechtzeitig abbremste, «flog» über das steile Strassenbord hinunter in den Schnee. Wurde die Kurve glücklich gemeistert, ging es weiter über die «Schwyzere» hinab bis zum Blauchenhof. Ab 1918 war auf die vorbeifahrende «Bipperbahn» zu achten, bis Jahrzehnte später die Bergstrasse nördlich des Geleises verlegt wurde.

Wer allein schlittelte, fuhr meist «büchlige», was schnelleres und sicheres Fahren ermöglichte. Ein mit mehreren Personen besetzter Schlitten wurde von einem Schlittschuhträger gelenkt. Schlittschuhfahrer liebten aber auch, stehend über die Schlittbahnen hinunterzufahren. Wangenstrasse, Stockrain und Öleweg eigneten sich hiefür besonders gut.

Heutiges «Spielzeug», hier am Beispiel Musterplatz, Langenthal. Foto Christoph Schütz, Langenthal

Waren aber das «Öhrlimoos» oder sogar die näher gelegene «Erzele» mit einer blanken Eisdecke überzogen, kamen scharenweise *Schlittschuhfahrer*. Es wurden Spiele gemacht, Fangis, Orbär, Wettläufe und auch «Kunststücke» und Kurven. Am besten konnten das Fritz Kobi, Sekundarlehrer und Hans Knuchel-Wyler, der ab und zu Schokolade zum Verteilen bei sich hatte. Eishockey war hier noch unbekannt, das kam erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf.

Als die an- und abschraubbaren Schlittschuhe allmählich verschwanden, nahmen die Buben zum «Reisen» kürzere Schlitten zum Lenken der besetzten grössern Schlitten, legten sich bäuchlings darauf und hängten die Füsse vorne am besetzten Schlitten ein. Wenn die Schlittbahn nicht allzuglatt ist, funktioniert das recht gut, ist aber nicht so zuverlässig wie das Lenken mit Schlittschuhen. Grössere Buben, welche das nötige Material und die Werkzeuge zur Verfügung hatten, bauten sich eigene Bobsleighs für gut acht Personen. Auch für diese war die Bergstrasse ab Gunzenei die beliebteste Strecke. Der schwere Schlitten wurde meist von zwei Burschen hinaufgezogen. Zur Abfahrt sass der Bremser zuhinterst, der mit den Bremsen mithel-

fen konnte, das Gefährt in der gewollten Fahrbahn zu halten. Den beiden, Lenker und Bremser, konnte es abwärts meist nicht schnell genug gehen. So geschah es auch, dass der vollbesetzte Bobsleigh bei der vorerwähnten Linkskurve über das Strassenbord hinausfuhr, mit dem Vorderteil in den Schnee hineinsteckte und fast aufrecht stehen blieb, wobei die Fahrgäste einen lachenden und kreischenden Menschenknäuel bildeten. Nennenswerte Verletzungen hat es merkwürdigerweise dabei kaum je gegeben.

Heutzutage ist das Schlitteln auf Autofahrbahnen nicht mehr möglich. Höchstens wird ein kurzer Nebenweg den kleinen Schlittenfahrern freigegeben und für Autos gesperrt. Im Winter 1973/74, als das Autofahren wegen Benzinmangels verboten war, konnte man noch einmal aufholen. Damals war es sogar möglich, ab Hinteregg und auch ab Schmiedenmatt bis fast zum Stadthof hinunterzuschlitteln. An einigen Abenden konnte man ab Wiedlisbach bis Farnern zweimal mit dem Postauto bequem hinauffahren und von dort bis Wiedlisbach hinunterschlitteln.

Skifahren kommt auf

Gegen 1915 begannen die Buben, es mit dem Skifahren zu versuchen. Schon die Erstklässler probierten, sich «Skier» zu basteln und dazu musste man sich Fassdauben beschaffen. «Fassdoueli» sagten wir. Von kleinen Fässern gab es nur sehr kurze, diese aber waren besser gewölbt, man steckte damit weniger ein als auf solchen von grössern Fässern. Die Bindungen waren meist stümperhaft. Ein kurzes Lederriemli wurde beidseits angenagelt, so dass man mit den Schuhen hineinschlüpfen konnte. «S'Glausers Hoger» eignete sich am besten als Übungspiste, dort wo jetzt das Gebäude der Landwirtschaftlichen Genossenschaft steht, d.h. im ehemaligen Stadtgraben, der noch gut erhalten und mit Gras überwachsen war. Durch dessen Sohle wand sich ein hübsches, weidenumsäumtes Bächlein, das vor dem Öleweg in einem Zementrohr, auf der andern Seite, wo jetzt das Coop-Gebäude steht, in den dortigen offenen Bach floss, um sich weiter unten in den Brüggbach zu ergiessen. In diesen Stadtgraben hinein haben die Kinder früher nur geschlittelt, meist auf Chruckli und kleinen Schlitten. Über dieses Bord hinab machte man nun die ersten Versuche mit den Fassdoueli. Neuschnee klebte meist daran, es gab «Stogle» wie an den

Holzschuhen, die man abklopfen musste, um dann, wenn es gut ging, zwei bis drei Meter weit gleiten zu können. Rutschte man ein nächstes Mal sogar zehn bis zwölf Meter weit, steckten die Brettchen im Schnee, man purzelte kopfüber und prompt war auch ein Lederriemchen losgerissen. Man mühte sich ab mit Flicken, einmal, zweimal, immer wieder, bis man ganz einfach wieder die Schlittschuhe anschraubte; denn mit diesen war wirklich etwas anzufangen.

Nach einigen Jahren kamen die ersten, fachmännisch fabrizierten Ski in Erscheinung, Eschenbretter mit brauchbaren Bindungen. Mit solchen wagte man sich bald einmal zum Rappenrain oder auf die Dettenbühl-Hügel. Aus dem anfänglich primitiven «Spielzeug» entwickelten sich die raffinierten Skiausrüstungen nebst entsprechender Bekleidung, Industrien und Kulten.

Altes Schaukelpferd. Aus: Friedli Em., Bärndütsch, Bd. Aarwangen, Bern 1923

WOLFISBERG

Dem Dorf am Berg zum Abschied

FRITZ UND GRETI NYFELER

Redaktionelle Vorbemerkung: Nach der kürzlichen Pensionierung verliess das Wolfisberger Lehrerehepaar Fritz und Greti Nyfeler ihre Schule und ihr Dorf. Nach einem dreissigjährigen verdienstvollen Wirken dürfen sie auf Hohfluh-Hasliberg ihre zweite Lebenshälfte geniessen. Diesem Artikel liegt ein Vortrag zugrunde, den sie als «Abschiedsvorlesung» hielten, und zwar in Mundart. Davon mag hier und dort zu spüren sein, was sich gehört, gehört doch diese «Muttersprache» als ein wesentlicher Bestandteil zur Kultur von Dorf und Landschaft.

Greti Nyfeler verfasste das Kapitel Schule, Fritz die anderen Teile. Die geografischen Bereiche des Vortrages wurden gekürzt; es sei verwiesen auf Hugo Ledermanns «Geologie des Bipper Juras» im Jahrbuch des Oberaargaus 1990 und auf die «Geografie des Oberaargaus«, Sonderband der Jahrbuchvereinigung Oberaargau, erschienen 1983 (Kapitel «Bipper Jura», Seiten 23 bis 28). – Die Arbeit an dem Vortrag «bereitete viel Freude und Befriedigung», schreiben die Autoren und danken «allen, die Informationen gaben, ganz herzlich».

Unser Dorf

Als wir im Jahre 1962 nach Wolfisberg kamen, wurde uns erklärt: Die Post kommt von Niederbipp, in die Kirche geht man nach Oberbipp, die Sekundarschule und die Kochschule besucht man in Wiedlisbach und ins Gefängnis kommt man nach Wangen. Etwas einfacher sind die Gemeindegrenzen. Die Skizze zeigt folgende Nachbargemeinden: im Westen Rumisberg, im Norden Matzendorf und Laupersdorf SO, im Osten Niederbipp mit dem Weiler Walden, im Süden Oberbipp.

Der tiefste Punkt der Gemeinde Wolfisberg mit 578 m ü.M. ist die Grenze beim Chöpfli an der Anternstrasse. Der Aussichtspunkt Hellchöpfli liegt 1232 m hoch. Bei klarem Wetter geniesst man von dort eine wunderbare Weitsicht. Im Norden ist der Schwarzwald zu erkennen. Von dort schweift der Blick über die Ostschweizer, die Innerschweizer, die Berner

und Westschweizer Alpen bis zum französischen Mont Blanc. Im Westen erkennen wir die verschiedenen Juraketten. Der Dorfkern liegt auf 670 m.

Zwei Flurnamen deuten auf vergangenes Gewerbe hin. Die *Glashütte* liegt auf der Allmend. Dort wurde vor langer Zeit Glas hergestellt. Zwei Zeugen davon, eine grünliche Glasscherbe und ein flaschengrüner Glastropfen sind im Schaukasten der Schule zu sehen. Unterhalb der Kalberweid ist die *Duftmatt*. Noch Ende des letzten Jahrhunderts wurden dort Tuffsteine abgebaut. Die Westseite des Restaurants Alpenblick besteht aus solchen Steinen.

Oberhalb Schoren wurde bis vor wenigen Jahren noch *Gips* abgebaut. Diese Gipsader wurde bei der Absackung freigelegt. Die gleiche Ader führt etwa 300 Meter unter dem Mittelland durch und kommt bei Leissigen wieder an die Oberfläche.

Schon im letzten Jahrhundert verdienten viele Wolfisberger ihren Lohn in den Fabriken der Umgebung, zum Beispiel in der von Roll in der Klus, Balsthal. Der alte «Kluserweg» ist heute noch begehbar. Wir können es uns heute kaum mehr vorstellen, was es heisst, alle Tage, Sommer und Winter, sechs Tage in der Woche eine solche Strecke zu Fuss täglich zweimal zurückzulegen. Der Kluserweg führt von Wolfisberg über Walden auf die Waldenalp. Die Erlinsburg lässt man rechts liegen und marschiert der linken Seite des Leuentälis entlang durch den Wald. So gelangt man auf das Älpeli oberhalb der Klus. Von dort steigt man zur Fabrik hinunter. In schneereichen Wintern wählten die Arbeiter den weiteren, aber bequemeren Weg über den Unterberg und das obere Lehn nach Oensingen, und von dort gelangten sie in die «Schmelzi», wie sie die von Roll-Fabrik nannten.

Geschichtliches

Im 15. Jahrhundert wurden die Gebiete der Herrschaften Erlinsburg (dazu gehörte auch Wolfisberg), Bechburg und Bipp gemeinsam von den Städten Bern und Solothurn verwaltet. Bern verlangte später eine Trennung dieser Gebiete. Aus strategischen Gründen (Hauensteinpass) übernahm Solothurn die Herrschaft Bechburg. Erlinsburg und Bipp wurden Bern zugeteilt. Ab 1463 schauten also bernische Landvögte auf Schloss Bipp für Recht und Ordnung.

1518 wurde der sogenannte «Hof von Wolfisberg» in Gegenwart des

Wolfisberg, August 1992. Fotos Christoph Schütz, Langenthal

Landvogtes «vermarchet und aufgezeichnet». Dieser Hof blieb lange Zeit ausschliesslich eine Bauernsiedlung.

Laut volkstümlicher Überlieferung wohnte dort einst ein Mann, der von den Talbewohnern «der Wülfi vom Berg» genannt wurde. Sein richtiger Name war wohl Wolfram oder Wolfrat. Auf den alten Schriften konnte man aber nur noch die erste Silbe des Namens lesen, nämlich: Wolf. Man nimmt an, dass daraus der Ortsname und auch das Wappen abgeleitet wurden.

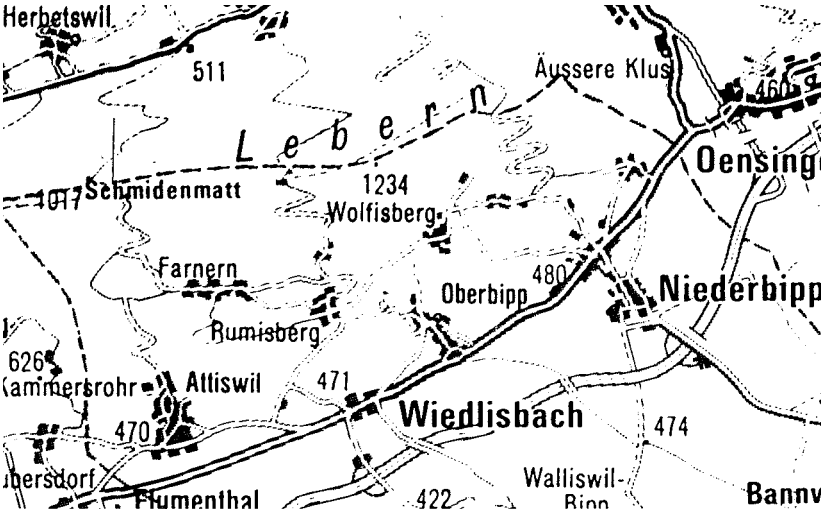
Der Hof wurde später um ein paar Häuser erweitert. Ein Eintrag von 1620 im Staatsarchiv meldet: «Der ganze Hof zählt acht Häuser und misst 157 Jucharden Ackerland und Wald.» Die acht Häuser wurden alle von Tschumi bewohnt.

Ursprünglich stammen alle Tschumi im In- und Ausland von diesen Hofbauern ab. Sie waren also in Wolfisberg heimatberechtigt. Unter diesen Nachkommen gab und gibt es angesehene Männer: Ingenieure, Notare, Fürsprecher und Professoren. Der bekannteste in unserer Zeit ist alt Regierungsrat Dr. Hans Tschumi. In seinem Wohnort Interlaken nannte man ihn den «Oberländer Heiland», denn er setzte sich enorm für die Bergbauern ein. Es wird berichtet, zum Glück sei er Regierungsrat geworden, denn finanziell sei es ihm als Tierarzt nicht so gut gegangen. Er habe oft den armen Bergbauern für seine Arbeit keine Rechnung gestellt.

1628 bewilligte die hohe Obrigkeit von Bern, trotz Einspruch der Wiedlisbacher, den Wolfisbergern eine Weide mit folgenden Marchen: «Von der Ranfelmatt zum Buchmattbrunnen, dann eine Strecke von 100 Schritten aufwärts, aber nicht weiter.» Darüber hinaus durfte kein Wald gereutet werden. Zum Holzen in der Weide selber mussten die Bauern eine Bewilligung des Landvogtes einholen.

Der Weiler Wolfisberg vergrösserte sich in den nächsten Jahren weiter. 1665 beschwerten sich die Gemeinden Oberbipp und Wiedlisbach beim Landvogt wegen der Vermehrung der Wolfisberger Hofbauern. Das Dörflein war inzwischen auf 13 Haushaltungen angewachsen.Viele von ihnen waren arme Taglöhner. Es wurde ihnen vorgeworfen, sie hätten in den Wiedlisbacher und Oberbipper Wäldern Holz gefrevelt, die Weiden genutzt und Holzbirnbäume geplündert.

Hierauf wurde die Wolfisberger Allmend genau abgegrenzt und mit einem Hag versehen. Auch wurde strenger Aufsicht geübt. In einer Eintragung heisst es: «Die Wolfisberger verpflichten sich, ihre geheimen Sün-



Geografische Lage von Wolfisberg. Generalkarte der Schweiz 1:200 000. Auszug Topografie, hier auf zirka 1:100 000 vergrössert.

den zu unterlassen und nicht mehr zu ernten und zu holzen, wo sie nicht gesät und gepflanzt.»

Aber so wenig wie die Katze das Mausen lässt, so wenig liessen die Wolfisberger das Holzfreveln sein. Die Taldörfer beschwerten sich wieder beim Landvogt: «Die Bannwarte seien die Wölfe unter den Schafen. Wolfisberg sei der richtige Name für das Dorf, und man sollte nicht den Bock zum Gärtner machen.»

Der Landvogt anerkannte die Klage. Die Wolfisberger Bannwarte wurden zu drei Bernpfund Busse verurteilt. Den Oberbipper und Wiedlisbacher Behörden gab man den Rat, den Wolfisberger Bannwarten fleissig auf die Finger und die Äxte zu sehen.

Im Urbar (das ist ein Rodel) der Grundbesitzer im Gemeindebezirk Wolfisberg wird 1666 zum ersten Mal die Alpweide Buchmatt erwähnt. Nämlich: «Oswald Tschumi, Besitzer der Buchmatt und des Hofes zu Wolfisberg, und Bernhard Tschumi, Gerber, und Besitzer der Buchmatt und des Hofes zu Wolfisberg.»

In Wolfisberg gab es bis vor kurzem drei Burgergeschlechter: *Tschumi:* ist heute noch der häufigste Name des Dorfes. *Kummli:* der letzte dieses Namens, Hannes Kummli, starb 1990 im Alter von fast 100 Jahren. *Schürch:* die letzte Vertreterin dieses Namens im Dorf war die sogenannte y«Gässli Anna» (Anna Tschumi-Schürch).

Vereinsleben

Gesangsverein

Das kulturelle Leben hat in Wolfisberg eine lange Tradition. Im letzten Jahrhundert existierte ein Gesangsverein. Die ältesten Wolfisberger erinnern sich noch daran, weil ihre Grosseltern davon erzählt hatten. Schriftliches wurde leider nichts überliefert, aber eine alte Fahne zeugt noch von diesem Verein. Sie trägt die Aufschrift «Gesangsverein Wolfisberg» mit der Jahrzahl 1860.

Musikgesellschaft

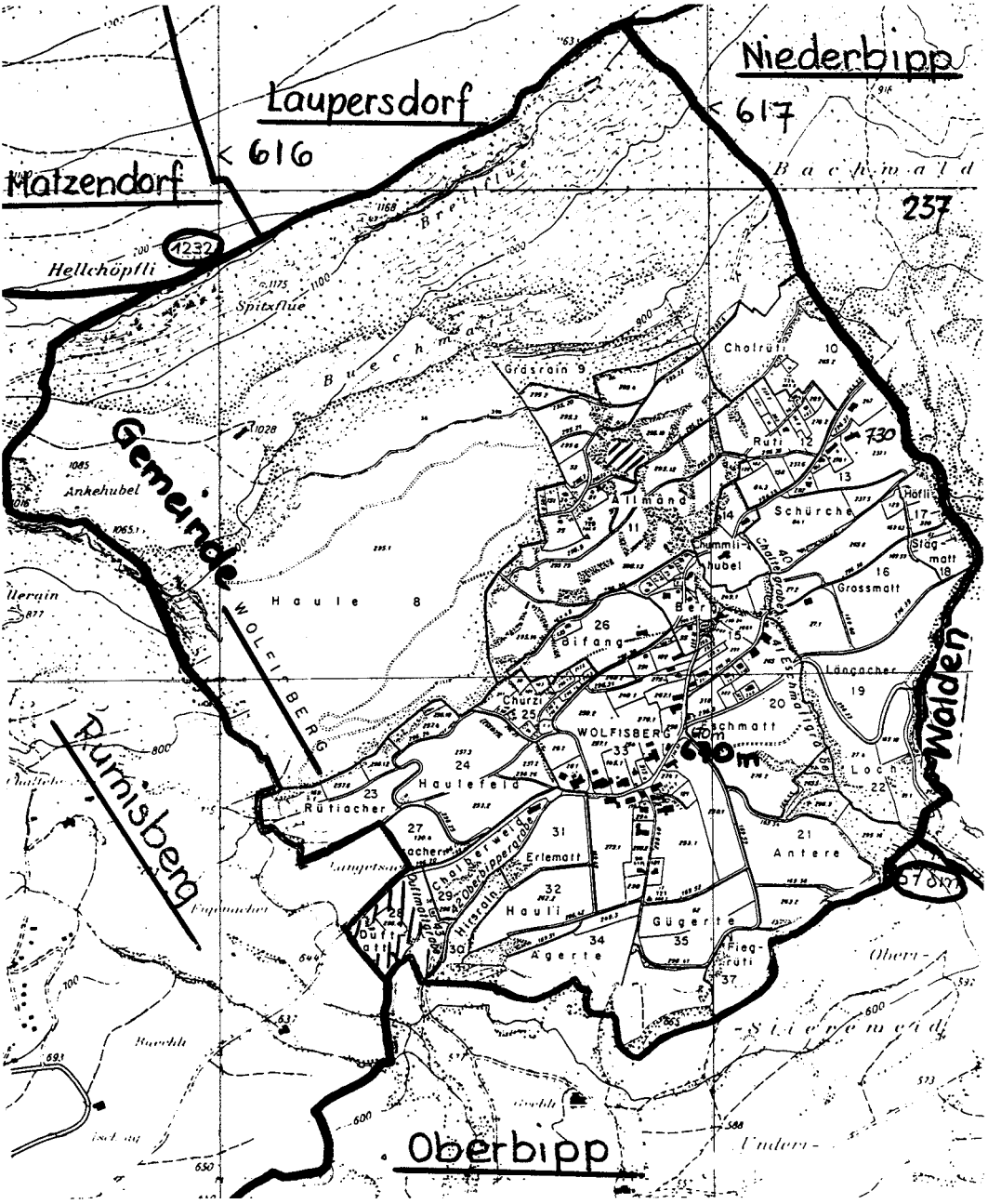
1908 begann eine Gruppe von Blasmusikanten ohne feste Vereinsform zu musizieren. 1921 wurde offiziell die Musikgesellschaft Wolfisberg gegründet. 1930 trat die Gesellschaft dem kantonalen Verband bei. Das kleine Dorf hat immer wieder ausgezeichnete Bläser hervorgebracht.

Eine Zeitlang spielten 13 Militärtrompeter in der Gesellschaft mit. Dieser Verein führte mehrere grosse Anlässe durch. In den Jahren 1932, 1957 und 1977 wurden neue Uniformen eingeweiht. Ein Oberaargauischer und zwei Amtsmusiktage fanden in unserem Dorf statt. Auch wurden neue Instrumente feierlich eingeweiht. Alljährlich führt die Musikgesellschaft die Auffahrtschilbi durch. Sie bringt Geburtstagsständli und sie verschönert viele Anlässe im Dorf mit Musik. Das Jahreskonzert im Alpenblick, oft ergänzt mit einem volkstümlichen Theater, lockt immer viele Zuhörer an. In einigen Wohnstuben des Dorfes hängen Fotos von ehemaligen Theatergruppen.

Schützengesellschaft

Auch die Schützen bildeten viele Jahre einen regen und erfolgreichen Verein. Leider gingen fast alle schriftlichen Unterlagen der früheren Jahre verloren. Oft erzielten sie bei kleineren und grösseren Anlässen Spitzenresul-

▷ Gemeinde Wolfisberg und Nachbarn. Planoriginal in 1:10 000 hier verkleinert (siehe Koordinaten)


Niederbipp
Laupersdorf
616
617
Matzendorf
Bachwald
237
1232
Hellchöpfli
Spitzflue
Buechwald
Grasrain 9
Chotrüti
10
730
Rüti
12
13
Ilmand
11
Schürche
Höfli
17
Stägmatt
18
Chummlihubel
Chalbergraben
Grossmatt
16
Ankehubel
Haule 8
Gemeinde
WOLFISBERG
Berg
Eifang
26
15
Eichhaldgraben
Längacher
19
Churzi
25
WOLFISBERG
Schmatt
Loch
22
Haulefeld
24
23
Rütiacher
27
Acher
Langetsacher
Chalberweg
Oberbippergraben
Hirsrain
Erlemat
31
21
Antere
32
Hauli
29
30
Dufmatt
Gügerte
35
34
Ägerte
Fieg-rüti
37
Rumisberg
Walden
Oberbipp

tate. Ende der sechziger Jahre errangen sie zum Beispiel die begehrte Wanderstandarte des Amtsschützenverbandes.

Etwas vorher wurde in Fronarbeit der Scheibenstand erneuert. Auch wurde die neuartige Silenta-Anlage installiert.

Gegenwärtig hat die Gesellschaft mit Mitgliederschwund zu kämpfen. Dies ist zum Teil auf die neuen Schiessbestimmungen zurückzuführen, nach denen der Schütze frei den Verein wählen kann.

Feuerwehr

Eine wichtige Einrichtung ist die Feuerwehr. 1912 wurde beim alten Schulhaus, wo heute der Dorfbrunnen steht, ein Feuerweiher gebaut. Zugleich kaufte man eine neue Spritze, die von mindestens acht Mann manuell betätigt wurde. Sie wird immer noch im Magazin aufbewahrt. 1949 erneuerte die Gemeinde die Wasserversorgung. Das Reservoir oberhalb Schürchen speist seither nicht nur die Hausanschlüsse, sondern auch das Hydrantennetz.

Auf Druck der Brandversicherung wurde 1991 ein Ersteinsatzfahrzeug gekauft. Damit kann fast das gesamte Material zum Einsatzort gefahren werden.

In der Feuerwehr herrscht seit jeher eine sehr gute Kameradschaft. Nach getaner Arbeit sitzt man jeweils gemütlich beisammen und löscht fröhlich weiter (den Durst).

Ortsplanung

Das neue Baugesetz von 1970 schreibt vor, dass nur noch in erschlossenen Bauzonen gebaut werden darf. Das Planungsbüro Steiner+Buschor aus Burgdorf übernahm die Ortsplanung von Wolfisberg. Leider wurde der Abschluss der Planung dann einige Jahre hinausgezögert. Bis 1980 war deshalb die Bautätigkeit unterbunden. Einige junge Wolfisberger verliessen in dieser Zeit das Dorf und siedelten sich in Nachbargemeinden an. Die Bevölkerung sank deshalb von 161 (1970) auf weniger als 140 (1980). In den letzten elf Jahren nahm die Bevölkerung aber erfreulicherweise wieder zu. Noch nicht abgeschlossen sind zwei für die Gemeinde kostspielige Werke: die Güterzusammenlegung und die Abwasserentsorgung.

Die Schule

Die Schule Wolfisberg wird im Jahr 1698 erstmals erwähnt. Damals war ein Martin Kummli von Wolfisberg Schulmeister. Er erhielt einen Jahreslohn von 18 Kronen.Von 1744 bis 1826 gab es vier Lehrer Tschumi, alle von Wolfisberg, und einen Lehrer Ryf von Rumisberg an der hiesigen Schule.

Die Protokolle von der Gründung der ersten Schulkommission im Jahre 1837 bis heute sind lückenlos vorhanden. Die Bücher wurden aber nicht etwa im Gemeindearchiv aufbewahrt, sondern sie lagen ganz einfach in einem Schrank im Lehrerzimmer. Zwei Bände, in der alten deutschen Spitzschrift geschrieben, habe ich durchgelesen. Allein davon gäbe es mehr als einen abendfüllenden Vortrag.

Auf der ersten Seite des Protokollbuches steht folgender Text:

«Laut Artikel 3 des Schulgesetzes soll in jeder Ortschaft eine Schulcommission gewählt werden. Zu dieser Commission wurde zum

Präsident erwählt:	Jakob Tschumi
Mitglied des Schulrathes:	Johannes Schürch
	Jakob Müller von Walden
	Schreiber Jakob Tschumi

1837, den 7. Dez. besuchte die ganze Commission die Schule.

Ordentliche Sitzung am 4. Jänner 1838

Bei dieser Sitzung wurde der Schulrodel erdauert und eingesehen, dass viele Kinder sehr unfleissig in die Schule kamen. Der Herr Pfarrer wollte haben, dass man die Anzeige beim Oberamt darüber machen solle. Die anderen Schulräthe sprachen: man wolle es noch einmal probieren und die betreffenden Eltern der Kinder noch einmal warnen. Wenn es denn nicht fruchten wolle, so müsse man es anzeigen.

Der Präsident: Jakob Tschumi
Der Schreiber: Jakob Tschumi

Ordentliche Sitzung am 1. Hornung 1838

Bei dieser Sitzung wurde der Schulrodel wiederum erdauert und eingesehen, dass die vorher ergangene Warnung nicht fruchtlos abgelaufen ist.

Der Präsident: Jakob Tschumi
Der Schreiber: Jakob Tschumi»

Das Problem Nummer 1 waren die «unfleissigen» Kinder. Dieses zieht sich wie ein roter Faden durch alle Protokolle bis zum Jahr 1866. Wenn ein Kind mehr als die Hälfte der Schulzeit fehlte, wurde dessen Vater vom Dorfsäckelmeister vor die Schulkommission zitiert. In einem Protokoll vom Dezember 1849 heisst es, die meisten Väter hätten die Ermahnungen der Schulkommission stillschweigend angenommen. Ein Johann Tschumi, Bannwarts, habe aber Einwendungen gemacht.

1. wer befiehlt den regelmässigen Schulbesuch,
2. die Wolfisberger seien in dieser Sache viel strenger als andere,
3. die Kinder sollten zu Hause helfen. Wenn man sie sommers und winters zur Schule schicke, «sei das nur Faulenzer und Bettler gepflanzet».

Wenn alle Ermahnungen nichts nützten, wurden die Väter beim Gerichtspräsidenten in Wangen angezeigt, und sie erhielten eine Busse. Es gab aber auch Entschuldigungsgründe für das Fernbleiben vom Unterricht. Nämlich: Krankheit. Zum Beispiel wurde Johann Tschumi im «Einschlägli» wegen Auszehrung von der Schule dispensiert. Ds «Ischlegli» war ein Wohnhaus auf jenem Platz, wo heute Eggers Scheune steht.

Andere Entschuldigungsgründe waren «schlechtes Wetter, und da es ihnen an Kleidern fehle» oder «sie haben Beeren gesammelt und verkauft und dadurch den Unterhalt ihrer Familie erworben».

Fräulein Alice Tschumi erzählte mir, dass ihre Grossmutter als Schulkind jeweils am Morgen um vier Uhr in der Lebern Beeren gesammelt habe. Danach sei sie mit den gefüllten Körbli nach Herzogenbuchsee gewandert und habe dort die Beeren verkauft. Anschliessend sei sie zu Fuss wieder nach Wolfisberg zurückgekehrt.

Das erste Schulzimmer befand sich wahrscheinlich im Haus, wo heute Hugo, Helen und Alice Tschumi wohnen. «Chrämer-Schang» erzählte einst meinem Mann, in seinem Elternhaus sei früher Schule gehalten worden. 1846 begann man mit dem Bau des ersten Schulhauses beim Dorfbrunnen. Auf Anraten des Pfarrers wurden die Schüler im Winter 1846 im «Tanzsaal des Hans Ulrich Kummli» unterrichtet. Damals war das Bauernhaus in der «Chalberweid» eine Wirtschaft, und der Tanzsaal befand sich im ersten Stock. Peter Kellerhals besitzt noch ein altes Schild mit dem Namen «Pintenwirtschaft» und eine Foto des Hauses.

▷ Schulkommissions-Protokoll vom 31. Mai 1847, verkleinert.

1847. den 31. Mai: Besichtigung der Schulkommission
Unterseind: Alla. u. Verhandlungen

1. Infrage zur Sprache erklärte sich die Alla als daß sie eine jährige Schule nicht mehr länger bestehen zu können, weil er auf keine andere (die Unterschule zu Lommiswil) befördert worden sei; daher wurde beschlossen, die Schule aufzuheben.

2. Ausschreibung: der Schule zu Wolfisberg, Kirchgemeinde Ober-Bipp. Pflichten: ein gesundes, dazu sonntägliches Kindersehen im Winter; Anwesenheit der Kinder in der Kinderlehre im Sommer; ebenso sind mit der übrigen Lehrerschaft der Kirchgemeinde; Besorgung Kinderhaltung u. Heizung des Schulzimmers. Besoldung: in Geld Fr. 95; Wohnung im neuen Schulhause bzw. eine neue mit Inventar, Fr. 15; Pflanzland und eigener Pflanzgarten (sogenannten Schulmatte auf der Allmend), Fr. 16; ein Stück Gartenland und die Schulsäuhe, verteilt gesamt Fr. 130. Dazu an Holz für den Gebrauch der Schule, inbegriff: 3 Klafter Stöcke u. 200 Wellen, genug zum Hause geliefert, wirft noch einige Holz zur Heizung der Schulhaus wird an Bauern in gering andere Mängel gegeben. Die Schulgasse beträgt gegenwärtig 65. Besuchung der Lehrer bei im Schulhause zu besorgen. Verhandelt den 24. Juni 1847.

Namens der Schulkommission, der Präsident:
J. Schmi Gbr. Rieser
Der Schreiber: Joh. Jos. Lindner Lehrer

Nach dem Neubau des Schulhauses wurde eine Lehrerstelle ausgeschrieben (Abb. Seite 95):

«1847, den 31. MaiSitzung der Schulkommission
Anwesend: alle a.Verhandlungen:

1. Lehrer zur Linden erklärte sich, die Stelle als Lehrer der hiesigen Schule nicht mehr länger bekleiden zu können, weil er auf eine andere (die Unterschule zu Lommiswil) befördert worden sei, daher wurde beschlossen, die Stelle auszuschreiben.

2. *Ausschreibung:*
Die Schule zu Wolfisberg, Kirchgemeinde Oberbipp. Pflichten: die gesetzlichen
Dazu: sonntägliche Kinderlehre im Winter. Beaufsichtigung der Kinder in den Kinderlehren im Sommer, abwechselnd mit den übrigen Lehrern der Kirchgemeinde.

Sorge für Reinhaltung und Heizung der Schulzimmer. Besoldung:	Fr. 95.–
Wohnung im Schulhaus, 2 Zimmer mit Zugehör (Küche, WC, Keller, Estrich).	Fr. 15.–
Pflanzland, zirka eine Jucharte sogenannte Schulreute auf der Allmend.	Fr. 16.–
Ein Stück Gartenland unweit Schulhaus, das sogenannt «Schuelhöstetli».	Fr. 4.–
Zusammen Jahreslohn:	Fr. 130.–

Dazu Holz für den Gebrauch des Schullehrers: 3 Klafter Spälten und 200 Wedelen frei zum Hause geliefert, nicht angeschlagen.
Holz zur Heizung des Schulhauses wird ausserdem in genügender Mänge zugegeben.
Die Schülerzahl beträgt gegenwärtig 65.
Prüfung der Bewärber im Schulhaus zu Wolfisberg, Donnerstag, den 24. Juni 1847.

Namens der Schulcommission der Präsident: J. Tschumi
der Schreiber: J. zur Linden, Lehrer»

Zum Schulland kam später noch «dr alt Garte». Er lag auf der Ostseite von «Chrämers und Chorrichters» Häusern. Als wir 1962 nach Wolfisberg kamen, bot man uns auch die Nutzung der Obstbäume im «alt Garte» an.

«Wohnung im neuen Schulhaus» heisst es in der Ausschreibung von 1847. Sie war aber leider noch nicht ganz fertig. Der neu gewählte Lehrer Kellerhals konnte wegen eines Herzleidens nicht mehr alle Kinder gemeinsam unterrichten. Der alte Lehrer Tschumi anerbot sich, die jüngeren Kinder zu übernehmen, und Lehrer Kellerhals wollte mit den älteren in seiner Wohnung Schule halten, «wenn man die Wohnungstüre und das fehlende Stück Wand einsetzen werde». In der Weinmonatssitzung wurde beschlossen, «dass dies nun nächstens geschehen soll». Für den Unterricht wurde eine «russische Rechnungsmaschine» angeschafft (ein grosser Zählrahmen) und 20 Jahre später eine erste Wandtafel.

1850 führte man in der Schweiz die neue Währung ein. 1857 kam ein

Johann Jakob Obrecht von Wiedlisbach nach Wolfisberg. Er erhielt einen Jahreslohn von 350 Schweizer Franken. Mit diesem Lehrer waren alle sehr zufrieden. Am Examen erhielt er vom «Schulschaffner» (Kassier) ein Trinkgeld von 30 Fr. (mehr als ein Monatslohn) zur «Aufmunterung und als Zeichen der Zufriedenheit».

Die Pfarrer von Oberbipp, meistens als «wohlehrwürdiger Herr Pfarrer» betitelt, waren die Vorgesetzten der Lehrer. Sie prüften Kandidaten, die sich um eine Stelle bewarben, nahmen das Schulexamen ab und kontrollierten die Lehrer auch sonst. Kam ein Lehrer mit dem Pfarrer nicht gut aus, so zog der Lehrer unweigerlich den kürzern. Diese böse Erfahrung machte ein Lehrer Müller. Obwohl er bei den Eltern und der Schulkommission beliebt war, wurde er von Pfarrer Zimmermann richtiggehend fortgeekelt.

Dieser Lehrer Müller unterrichtete 80 Schüler, erste bis neunte Klasse in einer Schulstube. Die Lehrersfrau erhielt von der Erziehungsdirektion die Bewilligung, als «Lehrgehülfin funktionieren zu dürfen».

Aus jener Zeit existiert noch ein kostbares Dokument:

Schulrodel für das Winterhalbjahr 1863/64

Knaben 47 Mädchen 33 Total Schüler 80

In den allgemeinen Weisungen steht unter anderem: «Die Controlierung der Abwesenden erfolgt am sichersten durch bankweises Nachfragen nach den Fehlenden.»

Bedingt durch die hohe Schülerzahl wurde ein abteilungsweiser Unterricht eingeführt. Der Lehrer teilte die Kinder «nach Fähigkeit und Kenntnissen» in Klassen ein. Die Unterstufe bestand damals aus siebter bis vierter Klasse, die Oberstufe aus dritter bis erster Klasse. Die Schulzeit dauerte sieben Jahre.

Im Frühling und Herbst wurden die Kinder der Unterstufe am Morgen von 7 bis 9 Uhr unterrichtet und die Oberstufenschüler von 17.30 bis 19 Uhr. Dazwischen halfen die Kinder zu Hause, und der Lehrer widmete sich ebenfalls seinem kleinen Bauernbetrieb. 1865 wurde «nach den Bestimmungen des Gesetzes» ein Frauenkomitee gewählt. Handarbeitsunterricht für Mädchen gab es aber schon früher. Die Arbeitslehrerin unterrichtete jeweils am Mittwochvormittag bei sich zu Hause und am Samstagnachmittag im Schulzimmer.

Am 5. Dezember 1937 fand im Gasthof Alpenblick die Jahrhundertfeier der Schule Wolfisberg statt. An dieses Fest und an den damaligen Lehrer Meer erinnern sich die älteren Wolfisberger noch.

1955/56 wurden das jetzige Schulhaus und das Lehrerhaus gebaut. Die Gesamtschule teilte man aber erst 1959.

Im Herbst 1961 wurde Lehrer Lanz pensioniert, und im Frühling 1962

verliess Fräulein Maria Keller die Unterschule. Mein Mann und ich wurden nun an die zweiteilige Schule Wolfisberg gewählt.

Meine erste Amtshandlung war das Einladen der Ersteler in den Frühlingsferien. Frau Ruth Egger begleitete mich als Präsidentin des Frauenkomitees. Wir gingen zu den Kindern nach Hause. Ich nahm die Personalien auf, knüpfte erste Kontakte mit den Eltern und Kindern und lud sie höflich ein, am ersten Schultag dann zu erscheinen. Später verlegte ich das Einschreiben ins Schulhaus.

Susi Wirth, die für uns die Milch in der Käserei holte, gab mir Nachhilfeunterricht in Verwandtenkunde. Wir lernten die verschiedenen Dorfnamen bald schätzen, denn ohne diese wären die verschiedenen Tschumi kaum auseinanderzuhalten. 1962 bestand der Gemeinderat vollständig aus Tschumi, und auch der Gemeindeschreiber war einer. Heute ist es anders. Im jetzigen Gemeinderat ist kein Tschumi mehr vertreten, und nur gerade ein Mitglied ist hier geboren und aufgewachsen.

Im Sommer 1962 führte die Musikgesellschaft Wolfisberg den Amtsmusiktag durch. Mein Mann und ich wurden als Helfer engagiert und lernten dadurch die Dorfbevölkerung viel schneller kennen, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Es war überhaupt eine festfreudige Zeit damals. Das Bezirksspital Niederbipp wurde erweitert. Die Gemeinden des Spitalverbandes führten Dorffeste durch und trugen so zur Finanzierung des Neubaues bei. In Wolfisberg gab es 1964 einen Spitalbazar. Das Schulhaus wurde in eine Festhütte mit verschiedenen Stübli umgewandelt. Im gewölbten Keller des alten Schulhauses war der Weinkeller. Dort bezahlte Dr. Robert Obrecht grosszügig Champagner.

1971 beteiligten sich die Landfrauen an der 1000-Jahr-Feier in Oberbipp. Wir schmückten einen Brückenwagen mit grossen Blumenbouquets, und oben standen beidseitig, ebenfalls aus Blumen, die Wolfisberger Wappen. Ernst Ryf führte unseren Wagen mit prächtig ausstaffierten Pferden durch Oberbipp.

Wegen rückläufigen Schülerzahlen wurde 1975 der Schulverband Farnern-Rumisberg-Wolfisberg gegründet. Ein Jahr später kam der Kindergarten dazu. Zur Finanzierung des ersten Schulbusses und für die Einrichtung des Kindergartens wurden ebenfalls Dorffeste gefeiert. An all diesen Festen half die ganze Bevölkerung fleissig mit. Es waren arbeitsreiche, aber schöne und befriedigende Tage und Stunden.

WORT DER BESINNUNG

Maria Wasers Beziehung zur Familie Mann in den Jahren des Schweizer Exils

THOMAS MULTERER

Als Dichterin hat die Oberaargauerin Maria Waser weit über die Landesgrenzen hinaus Anerkennung gefunden. Ihre kämpferische Seite, ihr politisches Engagement ist jedoch weitgehend in Vergessenheit geraten. Maria Waser hat sich in den letzten Jahren ihres Lebens mehr und mehr auch politisch engagiert und im Sinne eines klassischen, aber auch schweizerischen Bildungsideals für hohe Werte eingesetzt. Jedes ihrer dichterischen Werke vermittelt uns dies auf seine Weise. Doch Maria Waser hat sich immer auch bemüht, diese Ideale zu leben, nicht nur davon zu dichten. Den Zusammenbruch dieser von ihr so hochgehaltenen Werte im Zweiten Weltkrieg hat sie nicht mehr erlebt. Die Jahre davor jedoch, die Zeiten des aufkeimenden Faschismus', sehen Maria Waser bedingungslos dort engagiert, wo diese Ideale bedroht sind. Von allem Anfang an hat sie sich kompromisslos gegen den Nationalsozialismus und den Rassenhass gestellt, immer auf der Seite der von der Braunen Bewegung Bedrohten und Verfolgten, selbstlos und eigener Nachteile gering achtend. Maria Waser wurde in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg zu einer moralischen Instanz in unserem Lande. In unzähligen Vorträgen, dem Frieden dienend, suchte sie vor den Folgen des Faschismus und des Rassenwahns zu warnen. Dass ihre Stimme nicht ungehört blieb, zeigt sich darin, dass das NS-Hetzblatt der «Völkische Beobachter» bereits im Juli 1934 ihren Namen zu verunglimpfen suchte.

Maria Wasers Beziehung zur Familie Thomas Manns – vor allem zu Erika Mann – steht im Zeichen dieses Engagements für zu Unrecht Verfolgte. Anhand von unveröffentlichten Briefen aus dem Nachlass soll Maria Wasers Haltung dokumentiert werden. Die Beziehung ist aber auch ein Stück Schweizer Geschichte.

Thomas Mann verlässt Deutschland

Küsnacht, den 10. V. 35

Verehrte Frau,

Ihre freundlichen Worte geben mir erst zu wissen, dass Sie neulich dabei waren. Wie freut mich das! Und wie beruhigt es mich zugleich, dass Sie nicht allzu sehr unter der Hitze im Saal gelitten zu haben scheinen – da Sie ja sogar noch den Pyramiden etwas abgewinnen konnten.

Ihre gütige Anerkennung des Gebotenen hat mir sehr wohlgetan. Ich liege mit diesem 3. Teil des sonderbaren Unternehmens noch in recht zähem Kampf. Vieles in den Anfängen ist falsch angegriffen. Man bleibt immer ein Anfänger oder wird es wenigstens am Anfang jedesmal wieder. «L'Amour est un vrai recommenceur», steht bei Goethe. Ich finde, das gilt auch für die Kunst.

Ich schicke Ihnen meinen Essay-Band, der jetzt in Deutschland ein bisschen die Rolle des Trojanischen Pferdes spielt. Möchte ein oder das andere Stück darin Ihre Anteilnahme finden.

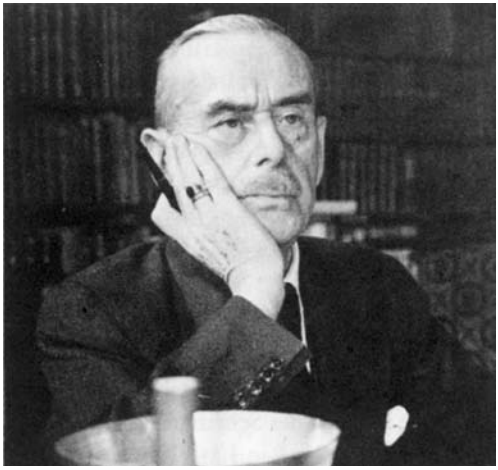
Mit herzlichen Grüssen von Haus zu Haus.

Ihr ergebener
Thomas Mann

Das ist der erste von zwei Briefen, die Thomas Mann an die Dichterin Maria Waser gerichtet hat. Er hat am 6. Mai 1935 an der Universität Zürich an einer Wohltätigkeitsveranstaltung für Emigrantenkinder aus dem Roman «Joseph und seine Brüder» vorgelesen. Dieser Roman ist das «sonderbare Unternehmen», mit dem er «noch in recht zähem Kampf» liegt.

«Schöner Brief Fr. Maria Wasers über die Vorlesung.» – verzeichnet das Tagebuch am 10. Mai 1935.[1] Gleichen Tags dankt Thomas Mann mit obigem Brief und schickt ihr den Essay-Band «Leiden und Grösse der Meister». Mann begrüsst Maria Waser als alte Bekannte, «herzlich von Haus zu Haus», von Küsnacht nach Zollikon, in den «Quittenbaum», dem Haus der Familie Waser.

Als Thomas Mann diesen Brief schrieb, lebte er bereits seit gut zwei Jahren in der Schweiz. Am 11. Februar 1933 hatten Katja und Thomas Mann München und Deutschland verlassen, um eine Vortragsreise anzutreten. Sie ahnten nicht, dass diese Reise ins Exil führen wird.



Thomas Mann

Erika Mann und ihr politisches Kabarett «Die Pfeffermühle»

Erika Mann (1905–1969), Thomas Manns Tochter, hatte am 1. Januar 1933 in München ihr Kabarett «Die Pfeffermühle» eröffnet, zusammen mit Therese Giehse und anderen. Das Programm ist politisch. «Die politischen Zustände waren schon solche, dass – wenn man ein Kabarett machte – man ein politisch stark gefärbtes machen würde, d.h. eines, das den mit ungeheurer Geschwindigkeit heraufziehenden Nazismus bekämpft.»[2] Dem Theaterunternehmen war von Anfang an ein Riesenerfolg beschieden. Innerhalb zweier Monate spielte man zwei verschiedene Programme, einmal sogar gleichsam Wand an Wand mit Adolf Hitler, der im Hofbräuhaus seine Antrittsrede als Reichskanzler hielt.

Im März 1933 pausiert das Kabarett. Erika Mann sucht ein grösseres Lokal und will dann mit neuem Programm wieder eröffnen. Doch es kommt nicht mehr dazu. Nach einem kurzen Ferienaufenthalt in der Schweiz kehren Erika und ihr Bruder Klaus nach München zurück. Überall wehen Hakenkreuzfahnen. Unmöglich, daran zu denken, ein politisches Kabarett neu zu eröffnen! Klaus Mann fährt unverzüglich nach Paris, Erika geht zurück in die Schweiz, um die Eltern zu beschwören, auf keinen Fall mehr nach Deutschland zurückzukehren. Sie wagt sich Anfang April 1933

noch einmal nach München zurück, um das Manuskript des Joseph-Romans herauszuschmuggeln.

Damit beginnt für die Familie Mann das Exil, das sie von der Schweiz nach Amerika und wieder zurück in die Schweiz führen wird. Erst 16 Jahre später kann Thomas Mann wieder deutschen Boden betreten.

Annemarie Schwarzenbach, die Freundin von Erika und Klaus Mann

Der Essay-Band «Leiden und Grösse der Meister» erschien als letzte Veröffentlichung Thomas Manns noch in Deutschland. Die Auflage ist rasch ausverkauft. «Ich habe es, offen gestanden, erwartet», schreibt Thomas Mann.[3] Das Buch ist gewissermassen die letzte Präsenz des Schriftstellers in seinem Heimatland. «Trojanisches Pferd» nennt er den Band Maria Waser gegenüber. – Infiltration des freien Geistes in einem unfreien Land.

Ein Trojanisches Pferd anderen Geistes gab es ganz in der Nähe von Thomas Mann und Maria Waser am Zürichsee. Auf der anderen Seite in Horgen liegt das Landgut «Bocken» der Familie Schwarzenbach-Wille. Es ist ein offenes Geheimnis, dass dieser Clan der aufstrebenden Diktatur in Deutschland nahe stand. Hitler war in den zwanziger Jahren sogar einmal Gast auf Bocken gewesen. Frau Renée Schwarzenbach war eine Tochter des Generals Ulrich Wille, und ihr Bruder, Korpskommandant Ulrich Wille junior, pflegte enge Kontakte zu Nazi-Deutschland.[4] Die Tochter von Renée Schwarzenbach – Annemarie Schwarzenbach – teilte die Sympathien ihrer Eltern und ihrer Familie keineswegs. Sie war mit Erika und Klaus Mann eng befreundet, trat selbst auch als Schriftstellerin hervor und lebte ein Leben, hin und her gerissen zwischen ihrem reichen Elternhaus und der Bohème-Welt der Mann-Geschwister. Diese Freundschaft war der Mutter ein Dorn im Auge; sie versuchte mit allen Mitteln eine Trennung herbeizuführen. Die Macht der Familie wird auch für Maria Waser noch eine Rolle spielen.[5]

Maria Waser und Thomas Mann

Im September 1933 geben Katja und Thomas Mann ihr gemietetes Haus in Südfrankreich auf, das sie ein knappes halbes Jahr bewohnt hatten, und suchen eine Bleibe in der Schweiz. Erika berichtet ihnen von einem Haus in

Maria Waser

Küsnacht, an der Schiedhaldenstrasse, welches zu einem gemässigten Preis zu mieten wäre. Es gehört einer Architektin, die es erbaut und auch möbliert hat: Frau Lux Guyer. Sie ist eine enge Freundin von Maria Waser. Diese hat ihr im «Schweizerischen Frauenkalender» eine würdigende Analyse ihrer Architektur gewidmet. Auch waren es Lux Guyer, Maria Waser und die Berner Chemikerin Gertrud Woker, welche für die Buchreihe «Führende Frauen Europas» als Vertreterinnen der Schweiz ausgewählt wurden.[6]

Ende September zieht die Familie Mann in Küsnacht ein, beinahe werden die beiden Familien nun Nachbarn. Es ist möglich, dass Maria Waser und Thomas Mann sich durch Frau Guyer kennengelernt haben. Das Tagebuch schweigt sich aus.

Es ist aber ebensogut möglich, dass ein erstes Zusammentreffen im Lesezirkel Hottingen stattgefunden hat. Otto Waser war ein langjähriges

Mitglied des Vorstands in dieser für die Schweizer Literatur so bedeutenden Gesellschaft. Thomas Mann hat dort oft vorgelesen, zum ersten Mal bereits 1914. Er lernte dort den Schriftsteller Robert Faesi kennen, war später auch Wohngast in dessen Haus in Zollikon, auch in der Nachbarschaft vom Hause der Wasers. Vielleicht haben sich Thomas Mann und Maria Waser auch durch den Lesezirkel Hottingen und durch die Vermittlung von Robert Faesi zum ersten Mal getroffen. Letztlich am wahrscheinlichsten jedoch fand eine erste persönliche Begegnung erst im Umfeld der Kontroverse um Erika Manns «Pfeffermühle» statt. Jedenfalls vermerkt das Mann'sche Tagebuch den Namen Waser vorher nicht.

Klaus Mann und seine Emigrantenzeitschrift «Die Sammlung»

Auch Klaus Mann ist mit Maria Waser in eine engere Beziehung getreten. Klaus flüchtete 1933 zuerst nach Paris, den Sommer verbringt er in Südfrankreich bei seinen Eltern. Dort beginnt er, an alle seine literarischen Freunde, Bekannten und Gönner Briefe zu schreiben mit der Aufforderung, sich an einer Zeitschrift zu beteiligen, welche «Die Sammlung» heissen sollte. Er hegte den kühnen Plan, eine Emigrantenzeitschrift herauszugeben, «in oppositionellem Geiste geführt, aber nicht tagespolitisch». Die Suche nach Geldgebern[7] und Autoren ist mühselig, doch im Spätsommer 1933 kann die erste Nummer erscheinen. Annemarie Schwarzenbach zeichnet als Mitherausgeberin, vor allem war sie jedoch Geldgeberin. Sie übernahm die Garantie für die Honorare der ersten Nummer. «Die Sammlung» erschien nicht – wie ursprünglich geplant – in Zürich, sondern in Amsterdam. Zürich war wohl zu emigrantenfeindlich eingestellt.[8]

Wie sehr sich Annemarie Schwarzenbach, als Produzentin einer Emigrantenzeitschrift, gegen die Werte und Ansichten ihrer Familie stellte, lässt ein Brief erahnen, den Erika Mann an ihren Vater schrieb. Sie sagt darin, Annemaries Vater fordere diese auf, doch umgehend nach Deutschland zu fahren und am Aufbau dieses neuen geistigen Deutschlands mitzuhelfen, sie solle «nicht etwa eine Zeitschrift machen, die ‹farblos-internationalistisch› wie sie sei, glatt weggespült werden müsste von den Kräften, die erfreulicherweise am Werk seien».[9] Es ist nicht verwunderlich, wenn Annemarie Schwarzenbach mit ihrer Familie in einem dauernden Zerwürfnis lebte.

Klaus und Erika Mann. Aus: Keiser-Hayne Helga: «Beteiligt Euch, es geht um Eure Erde.» Erika Mann und ihr politisches Kabarett «Die Pfeffermühle», München 1990.

Klaus Mann möchte nun unbedingt auch Maria Waser als Autorin für «Die Sammlung» gewinnen. Er schreibt ihr aus Finnland, am 31. August 1934:

z.Zt. Pekkala, Finnland
den 31. 8. 34

Sehr verehrte Frau Maria Waser –

darf ich mit einem Anliegen zu Ihnen kommen, das mir ausserordentlich am Herzen liegt? Ich hoffe, Sie werden es freundlich aufnehmen. Annemarie Schwarzenbach hat mich ermutigt, Ihnen zu schreiben. Es handelt sich um die Zeitschrift DIE SAMMLUNG, von der ich vielleicht annehmen darf, dass sie Ihnen schon einmal unter die Augen gekommen ist. Für den November bereite ich als eine Sondernummer ein Schweizer-Heft vor, in dem nur Schweizer vertreten sein werden. Sie wissen nun schon, worum es mir geht: ich möchte einen Beitrag von Ihnen. Mir ist viel dran gelegen. [...] Ich habe schon einige wichtige Zusagen, aber mir fehlt noch manches. Von ihnen hätte ich am allerliebsten eine Art von «Leitartikel», einen grundsätzlichen Aufsatz über die Rolle der Schweiz in Europa, über Demokratie und Schweizergeist, über die Chancen – oder Nicht-Chancen – des Faschismus in Ihrem Lande – und dergleichen. [...]

Mit meiner aufrichtigen Ergebenheit

Ihr Klaus Mann[10]

Maria Waser gibt auf diese Anfrage hin prinzipiell ihre Zustimmung zur Mitarbeit, sagt aber wegen momentaner Arbeitsüberlastung ab. Klaus Mann stösst in einem zweiten Brief nach, will auch die Sondernummer um einen Monat verschieben. Trotzdem kommt die Mitarbeit Maria Wasers nicht zustande, auch erscheint nie ein Sonderheft Schweiz. Dennoch sind die beiden Briefe von Klaus Mann wichtig: Sie sind Beweis für die Bedeutung Maria Wasers; ihre Meinung hat grosses Gewicht, und ihr Name vertritt die Schweizer Literatur. Der in literarischen Fragen höchst anspruchsvolle Klaus Mann hätte sonst nie einen Leitartikel von Maria Waser gewollt.

«Die Sammlung» wurde in Deutschland mit Hass und Wut aufgenommen. Der Präsident der Reichsschrifttumskammer wollte Klaus Mann verhaften lassen, um ihn «aufs Stühlchen zu setzen», oder zumindest «Thomas Mann für seinen Sohn als Geisel nehmen und ein wenig inhaftieren» in der «Herbstfrische in Dachau».[11] Es gehörte viel Mut dazu, für die Emigranten

einzustehen. Maria Waser hatte besonders viel zu verlieren. Alle ihre Bücher erschienen in Stuttgart, bei der «Deutschen Verlags-Anstalt»; sie wagte – als Freundin und Mitarbeiterin von Klaus Mann – den Verlust des deutschen Publikums und ihres Verlags.

Als es nun zur gleichen Zeit, in der Klaus Mann die Schweizer Sondernummer plante, in Zürich zu Ausschreitungen um Erika Manns «Pfeffermühle» kam, fehlte Maria Waser der Mut keineswegs, sich trotz der Gefahr des eigenen Nachteils für die Wahrheit und zu Gunsten der Gefährdeten einzusetzen.

Die November-Krawalle um Erika Manns «Pfeffermühle» in Zürich

Als es in München nicht mehr möglich war, ein politisches Kabarett zu eröffnen, dachte Erika Mann zuerst daran, nach Paris oder Wien zu gehen. Zürich lag aber dann aus verschiedenen Gründen näher für eine Neueröffnung. Mehrmonatige Suche nach einem geeigneten Saal und tausend Schwierigkeiten mit der Fremdenpolizei gingen voraus, bis am 30. September 1933 im Tanzsaal des Hotels Hirschen im Niederdorf die Première der «Pfeffermühle» im Exil stattfinden konnte. Der Erfolg ist wieder überwältigend. Thomas Mann notiert im Tagebuch: «Ein entgegenkommendes Publikum bereitete ihr [Erika] zu unserer Freude einen fast stürmischen Erfolg, und es gab viele Hervorrufe und Blumen.»[12] Der «Zürcher Tagesanzeiger» zählte 25 Vorhänge und auch die «Neue Zürcher Zeitung» geizte nicht mit Lob: «Durch Erika Mann ist das Lokal des Kabaretts Hirschen geadelt worden.»[13] Zwei Wochen waren geplant, man spielte einen Monat jeden Abend. «Der Erfolg der ‹Pfeffermühle› ist vollkommen, die Zürcher Presse einhellig im Lob, das Publikum drängt sich jeden Abend.»[14]

Nach dem Grosserfolg in Zürich begibt sich die Truppe auf eine Tournée durch die Schweiz, mit einem zweiten Programm, das wieder in Zürich zuerst über die Bühne geht, folgt eine Reise durch Holland; alle Auftritte sind von begeisterter Aufnahme begleitet.

Zwar gab sich die «Pfeffermühle» vordergründig immer als ein literarisches Kabarett, die politische Stossrichtung war aber eindeutig: Es ging mit allen Mitteln gegen Hitler-Deutschland, immer indirekt, immer nur in Andeutungen, ohne je Namen zu nennen. Dennoch wurde diese «Strategie des Indirekten» verstanden. Aus dem Lied «Kälte»:

Beteiligt Euch – es geht um Eure Erde!
Und Ihr allein, Ihr habt die ganze Macht!
Seht zu, dass es ein wenig wärmer werde,
In unsrer schlimmen, kalten Winternacht!
Die ist erfüllt von lauter kaltem Grauen,
Solange wir ihm nicht zuleibe gehn;
Wehrt Euch und kämpft – und dann lasst uns doch schauen,
Ob die Gespenster diesen Kampf bestehn![15]

Wenn Thomas Mann im Tagebuch vermerkt, dass die Presse «einhellig im Lob» sei, so konnte das nicht stimmen. Der Protest der Schweizer Faschisten gegen diese Art Kabarett war eine Frage der Zeit.

Die «Neue Zürcher Zeitung» verhielt sich dem Ensemble gegenüber zuerst lobend und wohlwollend, später eher ambivalent und ablehnend. Erika Mann schreibt an ihre Mutter, dass die Stimmung, von der NZZ gemacht, gegen die Emigranten war, «und nicht etwa, weil es deren zuviel gäbe, sondern mit einem anderen Akzent, den sie [die NZZ] sonst nirgends hat, und der einfach den Unfrieden mit der Naziregierung meint»[16].

Eine grosse Zeitung wie die NZZ hatte viele Rücksichten zu nehmen, sie war daher wohl besonders vorsichtig. Keine Rücksichten mussten die braunen Blätter nehmen. «Der Reichsdeutsche», das Blatt der in der Schweiz lebenden Nationalsozialisten, legt los: «Erika Mann, die Tochter jenes Mannes, der mehr in Synagogen als irgendwo anders zu Hause ist, darf [...] mit ihrer giftspeienden ‹Pfeffermühle› in gewissenloser Weise über alles, was deutsch ist, ihre Unreinlichkeiten ausschütten.» Die «Pfeffermühle» sei ein «im übelsten Ruf stehendes Emigrantenkabarett», das alles, was irgendwie mit nationalem Bewusstsein zu tun habe, herunterreisse, besudle und begeifere. Es «wäre daher an der Zeit, dass gegen das landesschädigende Unternehmen vorgegangen und das Nest ausgehoben würde»[17].

Diese Hasstiraden nehmen Bezug auf Erika Manns drittes Programm, welches politisch das aggressivste und deutlichste war. Geschürt wurde der Hass auch noch durch den Umstand, dass im Zürcher Schauspielhaus das antifaschistische Stück «Professor Mannheim» von Friedrich Wolf gegeben wurde. Die braune Presse tat, als ob das ganze Zürcher Kulturleben nur noch von Emigranten bestimmt würde.

Am 16. November 1934 entladen sich die Spannungen. Im Zürcher Kursaal, wo die «Pfeffermühle» jetzt spielt, kommt es zu Tumulten, auf der

Das Hotel Hirschen im Zürcher Niederdorf zur «Pfeffermühle»-Zeit und Erika Mann auf der Bühne. Aus Keiser-Hayne Helga: «Beteiligt Euch, es geht um Eure Erde.» Erika Mann und ihr politisches Kabarett «Die Pfeffermühle», München 1990.

Strasse zu einer Schlägerei. Im Vorverkauf war bemerkt worden, dass die billigen Plätze gleich blockweise aufgekauft wurden. Das liess auf eine geplante Störaktion schliessen, die Polizei wurde avisiert und war im Saal präsent, als auf einen Schlag eine Saalschlacht entstand; Tische wurden umgeworfen, Geschirr ging in Brüche, Tränengasbomben flogen, die Zuschauer gingen mit Stühlen aufeinander los. Vor dem Kursaal kam es zu Sprechchören: «Raus mit den Emigranten; Juda verrecke; Eidgenossen er-

wachet!» Die Frontisten kamen von einer Veranstaltung in der «Stadthalle», sie waren aufgehetzt und in Krawall-Stimmung. Ein Frontist wurde von einem Warnschuss der Polizei ziemlich schwer verletzt.

An den nächsten fünf Abenden gingen die Ausschreitungen weiter. Man war gut organisiert. Der Frontenführer Rolf Henne soll sogar seine Banden schriftlich zum Kampfplatz vor den Kursaal und vor das Schauspielhaus, wo auch randaliert wurde, aufgeboten haben. Die Polizei verhielt sich ausserordentlich. Sie stand ganz auf der Seite der «Pfeffermühle» und garantierte jeden Abend, dass die Vorstellungen so ungestört wie möglich vonstatten gehen konnten. Auch der sozialdemokratische Zürcher Stadtrat stand ganz auf der Seite der «Pfeffermühle». Täglich gab es Verhaftungen, auch Rolf Henne kam für zwei Tage hinter Schloss und Riegel. Erika Mann bekam dauernden Polizeischutz.

Hintergründe

Am Abend des 16. Novembers 1934 war James Schwarzenbach, der Cousin von Annemarie – 1970 bekannt geworden durch die sogenannte «Überfremdungsinitiative» – in der Vorstellung. «Im Theater gab der Zuschauer James Schwarzenbach bei der Darbietung ‹Weil ich will› mit einer Militärordonnanzpfeife das Signal zu Lärmszenen.» Dies vermerkt das Protokoll des Zürcher Stadtrates.[18] Thomas Mann kommentiert in seinem Tagebuch – wohl von Erika entsprechend informiert – die Ereignisse folgendermassen: «Sturm der Frontisten auf das Kurhaus, Schüsse der Polizei, Verhaftungen (darunter der junge Schwarzenbach), unsinnige Wut der Ruhestörer, Ovationen des Publikums für Erika, Stellungnahme der Polizei entschieden zu ihren Gunsten. Dennoch sind die Folgen für das Unternehmen vielleicht verhängnisvoll, wenn auch nähere Nachforschungen der alten Schwarzenbach recht unangenehm werden könnten.» Überhaupt liest sich Manns Tagebuch vom November 1934 wie eine Chronik der damaligen Stimmung in Zürich.[19]

Thomas Mann vermutet in Renée Schwarzenbach-Wille die Urheberin der Krawalle. Anscheinend soll «die alte Schwarzenbach» ihren Neffen James geschickt haben, um in der «Pfeffermühle» Streit anzufangen.

▷ Thomas Manns Brief an Maria Waser vom 10. Mai 1935.

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 35 (1992)

Lindnach, den 10. V. 75

Geehrter Herr,

Ihre herzlichen Worte haben mich sehr gefreut, weil sie wirklich Wahrheit waren. Dafür danke ich Ihnen! Und es beruhigt mich zugleich, weil ich allzu oft meinen Sitz im Stuhl bereits zu leichten scheinen, – wie Sie sie sagen und die Gymnasiasten schon Ihnen bestätigen können.

Ihre gütige Anerkennung der Gedichte hat mich sehr erfreut. Ich liege mit diesem 3. Teil der Gedichte noch im recht höhen Lenz. Leider in den Anfängen ich stark angegriffen. Man bleibt immer zu Anfänger oder wird es immer wieder, sobald etwas Neues entsteht. "L'Amour est un vrai recommencement", sagt der Dichter. Ich finde, das gilt auch für die Lyrik.

Ich hätte Ihnen meinen neuen Essay-Band, der jetzt in Vorbereitung ist, bitte die Rolle des bernjurischen Schriftstellers spielt. Möchte ich aber das nächste Mal Ihnen ihre Anteilnahme finden.

Mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre Familie

Ihr ergebener

Franz Zahn

Dies tat er denn auch, und zwar gab er das Zeichen zum Aufruhr bei den folgenden Worten:

Was so ein Wille will,
Ist wirklich einerlei –
Wenn er das Schlechte will,
Ist's auch egal.
Es kommt nur darauf an,
Dass einer wollen kann –
Denn dann gehorchen wir
Ihm allemal.

Man bezog offensichtlich Hitlers «Wille» auf Herkunft und Familie der Frau Schwarzenbach! Die Gründe für den Hass der Schwarzenbachs auf Erika und Klaus Mann wurden bereits erörtert. Die Mann-Geschwister trügen die Schuld an der Entfremdung der Tochter Annemarie von ihrer Familie, und sie hätten Annemarie auch der Droge Morphium und der Homosexualität zugeführt.

Ein weiteres Detail: Der Frontenführer Henne, der aktiv und in Führerposition an den Krawallen teilgenommen hat, soll – so Erika Mann – ein abgewiesener Liebhaber von Annemarie Schwarzenbach gewesen sein. Er sei nur deshalb überhaupt zu den Fronten gegangen.[20]

Annemarie Schwarzenbach selbst war zum Zeitpunkt der Ereignisse bei Ausgrabungen in Persien. Sie hat sich später öffentlich auf die Seite der «Pfeffermühle» gestellt.

Ob die Krawalle wirklich von Frau Schwarzenbach ausgingen, ist nicht mehr zu beurteilen. Es ist auch fraglich, ob der Einfluss der Familie so weit ging. Selbst wenn die Ursprünge privater Natur waren, so war es die Fortsetzung bestimmt nicht mehr.

Maria Waser setzt sich für die «Pfeffermühle» ein

Maria Waser war, kurz vor den Krawallen, auch Gast der «Pfeffermühle» gewesen. Sie schreibt einen Dankesbrief an Erika Mann, der – so muss man aus dem Antwortbrief schliessen – die bevorstehenden Ereignisse irgendwie vorausahnt. Erika Mann antwortet:

Liebe und verehrte Frau Waser,

Ich bin sehr vergnügt und glücklich mit Ihrem Brief und darüber, dass es Ihnen also bei uns gefallen hat. Ihre «Frage» oder Ihren «Einwand» werde ich mir bestimmt zu Herzen nehmen. Sie meinen, wir seien vielleicht ein bisschen zu «kämpferisch» geworden und vergässen über dem Kampf die Liebe zu dem, wofür wir kämpfen, recht deutlich zu machen. Das mag nun daran liegen, dass für uns diese Liebe die absolute Voraussetzung für den Kampf bedeutet und dass wir immer glauben, man müsste die Liebe spüren – man müsste hören, dass wir für und um etwas kämpfen – und nicht gegen etwas. Ich weiss aber, dass Sie recht haben, und ich danke Ihnen für dieses Zu-Bedenken-Geben, mehr noch als für den übrigen Brief. Ich werde es bedenken. Wahrscheinlich genügt wenig – ein paar Töne und Farben und das Bild wird zärtlicher, als es augenblicklich zu sein scheint. [...]

Ich grüsse Sie aufs herzlichst ergebene:

Die Ihre Erika Mann[21]

Bei aller Objektivität rückt die NZZ nun deutlich ab von der «Pfeffermühle»: «Die ‹Neue Zürcher Zeitung›, die natürlich die Krawalle entschieden verurteilte, wies eindringlicher als zuvor auf den tendenziösen Antifaschismus der ‹Pfeffermühle› und des ‹Professor Mannheim› hin und machte auf Konsequenzen aufmerksam, welche die Gegner daraus und aus der Hemmungslosigkeit des ihm verschriebenen Publikums ziehen könnten.»[22] Trotz Verurteilung der Ausschreitungen lässt die NZZ dann James Schwarzenbach zu Wort kommen, der seine Sicht der Dinge darstellt: «Die Mehrzahl der jungen Leute, die gegen die Darbietungen protestierten, rekrutierten sich aus politisch nicht organisierten Kreisen.»[23] Er behauptet darin weiter, dass es nur zu Tätlichkeiten gekommen sei, weil schutzeshalber gedungene Kommunisten nach den ersten Störungen handgreiflich geworden seien. Zudem sei Erika Mann ein Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands, und das «Emigranten-Kabarett» verstosse «gegen die Neutralität». Alles in allem sei die Aktion der Fronten «zufällig» mit anderen Aktionen zusammengefallen. Das «Volksrecht» fragt darauf: «Hat Herr Schwarzenbach Gründe zu verbergen, die ihn hindern, zuzugeben, dass er der Front Auftrag zu Aktionen mit bestimmten Zielen geben musste?»[24] Als in der NZZ ein weiterer «denunziatorischer Artikel»[25] – diesmal sogar anonym – erscheint, dann aber nichts mehr weiter, beschliesst Maria Waser, in die Kontroverse einzugreifen.

Wort der Besinnung

«Wort der Besinnung» nennt sie einen längeren Artikel, den sie – mit der Bitte um Veröffentlichung im Feuilleton – an die NZZ schickt. Der Artikel löst dort Reaktionen aus, wie sie Maria Waser nicht hat erwarten können.

«Grosse Ratlosigkeit bei der Redaktion der N.Z.Z. wegen eines Briefes zugunsten Erikas, den Maria Waser dorthin gerichtet.»[26]

Eines wird klar: Maria Wasers Meinung hatte ein zu grosses Gewicht, ihr «Wort der Besinnung» im Feuilleton veröffentlichen hiesse als ganzes eindeutig für das Kabarett, sogar zu Gunsten der Emigration Stellung beziehen. Das konnte und wollte man bei der NZZ wohl nicht.

Die grosse Ratlosigkeit, von der Thomas Mann spricht, ist aber in erster Linie ein Beweis für die Bedeutung und den Rang Maria Wasers. Nicht irgend jemand schreibt hier der NZZ seine Meinung, sondern eine über die Grenzen des Landes hinweg angesehene Dichterin, deren Ansichten und Aussagen in jedem Fall einflussreich und meinungsbildend sein würden.

Die «Neue Zürcher Zeitung» brachte dann am 24. November 1934 Maria Wasers «Wort der Besinnung» gekürzt und ohne Originaltitel. Auch war es vom Feuilleton in den Lokalteil abgerutscht und erst noch mit einer distanzierenden Vorbemerkung versehen. Wir bringen hier den vollen Wortlaut:

Zur «Pfeffermühle»

Nachdem wir zwei Stimmen Gehör verschafften, die die Darbietungen der «Pfeffermühle» aus politischen und psychologischen Gründen ablehnten, verlangt die Billigkeit, dass auch eine andere Beurteilung das Platzrecht beanspruchen darf, um so mehr, als es die Äusserung Maria Wasers, unserer hochgeschätzten Dichterin, ist. Die Redaktion der N.Z.Z. hält an ihren grundsätzlichen Vorbehalten fest.

Da der Wirbel parteipolitischer Demonstrationen soviel Hässliches über die jungen Künstler der «Pfeffermühle» ausgeworfen hat, scheint es mir eine Forderung des menschlichen Anstandes, wahrheitsgetreu zu berichten, wie dieses literarische Kabarett auf einen unvoreingenommenen, jenseits der politischen Parteien stehenden, literarisch interessierten Menschen wirkte. Was mich in die «Pfeffermühle» führte, war keinerlei Sensationsbedürfnis, sondern einzig der Wunsch, nach den letztjährigen Aufführun-

gen nun auch das neue Programm kennenzulernen, dem aus Basel und Bern ein günstiger Ruf vorausging.

Ich fand die Darbietung des Kabaretts unverändert in ihrer geistig sauberen Haltung, unverändert in dem durchschnittlich guten Niveau der dichterischen Leistung, und künstlerischen Gestaltung. Und doch hatte das Ganze inzwischen sein Antlitz verändert, und zwar in gleicher Weise, wie auch die Welt inzwischen ihr Antlitz verändert hat: noch einmal ein Schritt weiter weg aus der Atmosphäre des spielerisch Unterhaltsamen, des nekkisch Spottenden, ein Schritt näher heran ans menschlich Tragische, ernsthaft Kämpferische. Wenn man sich auch durch die geistreiche Aufmachung, durch den Witz des Wortes und des Bildes zum Lachen verführen liess, es wurde ein bitteres Lachen, und wenn man schliesslich beim Verlassen des Kursaales seine Ergriffenheit als Erschütterung der eigenen inneren Sicherheit erkannte, spürte man, dass es just dieses war, was die jungen Künstler und vorab ihre Leiterin und Dichterin bezweckten. Spürte, dass das vornehmliche Ziel ihrer Angriffe nicht irgendwo draussen in der Welt liegt, sondern in uns selbst, dass sie dieses träge Herz meinten, das über seinem eigenen ruhig gesunden Schlag so leicht das heisse Pochen und zerflatternde Versagen schmerzgequälter, noterstickter Herzen überhört. Und in schlaflosen Nachtstunden kam es einem zum Bewusstsein, dass der Kampf dieser begabten, leidenschaftlichen jungen Menschen weit weniger ein Kampf gegen als ein Kampf für etwas ist: mitfühlendes Eintreten für die Benachteiligten des Schicksals, tapferes Eintreten für die Opfer der Zeit. Diese positive Seite des Kampfes, der Einsatz für die leidenden Brüder jeder Art, der Appell an unsere Menschlichkeit, hinter dem man dieser jungen Menschen Glauben an das endliche Durchdringen des Guten spürt, diese humane Einstellung macht es verständlich, dass das mit den Mitteln lyrischer, grotesker und grusliger Bilder, geistreicher, aufrührender und zündender Worte und Töne wirkende Kabarett uns auf ähnliche Weise aufzurütteln vermochte wie jene schlichte, zu Herzen dringende Ansprache Emil Brunners, in der er als Vertreter des schweizerischen Hilfswerkes für deutsche Gelehrte mit dem Gleichnis vom Barmherzigen Samariter unser Gewissen angesichts des leidenden Nächsten wachrüttelte. Gewiss, die Künstler der «Pfeffermühle» machen kein Hehl aus ihrer politischen Überzeugung – wenn sie auch nicht ausdrücklich davon sprechen –, und das ist es ja auch, was uns ihr Auftreten als tapfer erscheinen lässt; denn des Angriffs Andersgesinnter mussten sie gewärtig sein. Allein, dass dieser Angriff nicht glei-

chermassen mit den blanken Waffen des Geistes geführt wurde, sondern mit den importierten Methoden plumper und terroristischer Massenpöbelei, darin liegt das für uns tief Beschämende. *Maria Waser*[27]

Reaktionen pro und contra

Der letztendlichen Veröffentlichung waren Krisensitzungen in der Redaktion vorausgegangen, Sitzungen mit Maria Waser, Sitzungen ohne sie. Die Unterredungen gipfelten in einem Brief des Feuilletonredaktors Eduard Korrodi an Frau Waser:[28]

Zürich, den 23. November 1934

Hochgeehrte, liebe Frau Doktor,

Unser Chefredaktor hat nach Rücksprache mit den zuständigen Kollegen mir überbunden, Ihnen gewisse Bedenken über Ihren Beitrag in seiner jetzigen Gestalt vorzutragen.

Ich muss, um diese Bedenken zu begründen, weit ausholen. Als ich Ihr «Wort der Besinnung» las, war ich gerührt von den edlen Argumenten und Ihrer Bereitschaft, in den Darbietungen der «Pfeffermühle» eine Stimme der Humanität zu vernehmen. Dem Zauber Ihrer Fürbitte verfallen, schloss ich das Manuskript und sann lange nach.

Da stieg die elfte Nachtstunde vom Mittwoch wieder vor mir auf. Die mit Polizei blockierten Strassen um das Kurhaus, die höchst ennervierte Polizeitruppe, die nun Abend für Abend bald beim landesfremden Schauspielhaus, bald bei diesem Cabaret stehen muss und insultiert wird. Wird, so fragte ich mich, im Kursaal so hohes Kulturgut verwaltet, dass es sich verantworten lässt, täglich die Möglichkeit zu den üblen Szenen zu verschaffen? Darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Sie erinnern sich, dass Herr Arnet in seiner Kritik höflich das Warnsignal gab, das Erica Mann zu beachten erst für wert fand, als die Polizei ihren Warnfinger erhob und es schon zu spät war. Warum soll die «N.Z.Z.» jetzt Erica Manns Cabaret ein so umfängliches Lob spenden, da sie unsere berechtigte Warnung nicht für beherzigenswert hielt und ihre Berater sie offenbar im «Durchhalten» be-

▷ Aus Maria Wasers Brief an Irène Forbes-Mosse vom 29. November 1934.

Verehrte liebe Frau,

Ihre Worte machen mich so froh, daß ich es Ihnen schnell sagen muß. Leider würde der Brief länger werden als meine Zeit und Ihre Geduld erlaubt, wollte ich Ihnen den ganzen Hergang der Sache erzählen. Nur so viel: Mit der N. Z. Z. war es ein langer Kampf und schließlich ein Kuhhandel, nach dem dann, von dem für Fürstlichkeiten gemeinten „Wort der Besinnung" diese Einsendung im lokalen Teil mit der salvierenden Vorbemerkung erschien. Als Muster sende ich Ihnen

So, nun genug! Alles Liebe Ihnen und Bobby. Natürlich ist es besser, wenn man von den Privaten Dingen nicht weiter erzählt, damit nicht wieder neue Hetzereien entstehen. Jede Bewegung ruft der Gegenbewegung, und auf einmal ist man im Strudel des Bürgerkrieges drin. Ich hoffe, daß man diesen ganzen Krawall als Warnsignal und Wecksuf für den wirklichen Schweigezeit ~~verstand~~ verstehen wird

Ihre R. Krebsling Wäber

Seien Sie froh in Ihrer Chexbres-Ruhe.

stärkten? Das Problem liegt doch wohl so: Ausser den brutalen Protesten der «Front» liegen bei einem gewissen Teil der Bevölkerung Hemmungen und Befürchtungen vor, dass Emigranten-Kunst auf zwei Bühnen uns die Wegleitung für politische Einstellung geben will: Das hat etwas Aufdringliches, Irritierendes. Diese Herrschaften kümmern sich nicht um die Schweiz, wenn sie sich nur zur Geltung bringen können. Das Abenteuer schreckt sie nicht, da sie ja von Bajonetten beschützt sind, die wir Steuerzahler bezahlen.

Wie stellt sich die Situation für die «N.Z.Z.», wenn sie morgen Ihre «Pro-Pfeffermühle»-Kritik im ganzen Umfang bringt? Neugierige werden aufs neue die «Pfeffermühle» besuchen, andere mit anderen Empfindungen als Sie, verehrte Frau Doktor, werden das Cabaret zwiespältig verlassen und ihr «Contra» einsenden. Irgendeine Stimme wird ernst zu nehmen sein und muss wieder publiziert werden. Es gibt einfach zwei Reaktionen auch im bürgerlichen Lager. Man wird also in dem Zeitpunkt, wo unser schweizerisches Literaturleben noch ganz andere Sorgen hat, für diese Mühle arbeiten müssen, von der man kaum sagen kann, «sie mahlet nichts als Liebe», denn das glauben jene nicht, die aus den früheren Leistungen die Mann-Kinder kennen. Und das düstere Bild müssen Sie sich dann ansehen, wie die Pikkelhauben für diese hohe Kunst stehen, frieren und sich insultieren lassen müssen, während das Mannsche Auto davonflitzt. So sehen wir die Dinge aus unmittelbarer Nähe.

Sie erwähnen die Flüchtlinge von 1848. Zu diesem Vergleich fehlt den Sprösslingen Thomas Manns jedes Format. In literarischen und viel weiteren Kreisen würde dieser Vergleich Widerspruch erregen. Ich bitte Sie, einen Blick in die von Klaus Mann geleitete Zeitschrift «Sammlung» zu werfen, wo er aus dem Zürcher Geistesleben die Existenz des Cabarets als das Bemerkenswerte notiert; ich bitte Sie, sich zu erinnern, mit welchem Literaturbetrieb und welcher Namensausnützung diese beiden Dichterkinder aus einer Konjunktur schöpften und wie sie ihre radikale Gesinnung auslebten.

Das «Volksrecht» hat nicht umsonst auf sein Programm gesetzt: Wir wollen die «Pfeffermühle». Wenn ein politisches Ethos in diesen jungen Leuten Platz hätte, so wüssten sie, was sie zu tun hätten. Verehrte Frau Doktor, wenn der Schlag des Schicksals uns träfe und wir in einem Gastlande Vorlesungen hielten, die von der Hälfte bewundert, von der anderen dem augenblicklichen Landesinteresse zuwider empfunden würden – ich weiss,

was wir tun würden: *schweigen*, um die Schwierigkeiten des Gastlandes nicht zu mehren.

Wir möchten Ihnen darum die Frage vorlegen, ob Sie sich nicht entschliessen könnten, Ihren Beitrag *bedeutend* zu kürzen, die Stelle über die Achtundvierziger wegzulassen, damit wir durch gewisse Dämpfungen erreichen, dass mit Ihrer Einsendung die künstlerische Wertung abgeschlossen und weiterer Diskussion entzogen wäre. Auch ein kleineres Bekenntnis Ihrerseits würde, obwohl wir Ihnen ein Opfer zumuten, in diesen erregten Zeiten den von Ihnen beabsichtigten edlen Zweck erfüllen.[29]

Die Reaktionen auf Maria Wasers Worte in der NZZ blieben nicht lange aus. «Seither regnet es Briefe», schreibt sie, «zum grössten Teil Dankesbriefe, aber auch andere».[30] Am 28. November greift das faschistische Blatt «Die Front» Maria Waser massiv an: «Frau Waser, Sie haben einmal Geschichte studiert, und sogar, soviel ich weiss, für Ihre Dissertation die Schlacht von Murten gewählt. Wo ist Ihr schweizerisch-vaterländisches Empfinden geblieben? Wo ist der geschichtliche Weitblick geblieben? Haben Sie vergessen, dass unsere Ahnen einst mit den Mitteln der Gewalt sich der ausländischen Plage erwehren mussten? Wie können Sie nur von importierten Methoden sprechen! Kennen Sie Gottfried Keller als feurigen Demokraten? Haben Sie ferner vergessen, dass der Liberalismus (übrigens eine importierte Angelegenheit), dem Sie jede Faser ihres Herzens geweiht haben, seinen Existenzkampf einst auf der Strasse durchführen musste? Kennen Sie das Wort Clemenceaus: Grosse Fragen werden auf der Strasse entschieden und nicht in Parlamentssälen. Sie aber sitzen im gepflegten Heim, setzen sich mit den psychologischen Konflikten ihrer Romanhelden auseinander oder machen von Zeit zu Zeit in ‹Demokratie›. Sie leben in einer dichterischen Phantasiewelt und sehen nicht die Jugend, der man allen Lebensinhalt und alle Ideale genommen hat und die sich nun mit heiligem Eifer wieder für eine grosse Sache, unser wahres Schweizertum einzusetzen weiss. Wenn aber der Lärm des Kampfes an die Glaswände Ihres Hauses dringt, dann ist unser Ringen um eines unserer höchsten Güter, das Vaterland, in Ihren Ohren nichts als ‹terroristische Massenpöbelei›. Sie scheinen die Jugend nicht mehr verstehen zu können. Wer aber die Jugend hat, der hat die Zukunft. Sie aber werden eines Tages schmerzlich erkennen müssen, dass sie als Vertreterin einer untergehenden Weltanschauung mit Ihren Romanhelden allein stehen werden, weil Sie es nicht verstanden haben, der Jugend von Ihrer dichterischen Gabe zu geben.»[31]

Einen sehr befremdlichen Brief erhält Maria Waser vom aus dem Oberaargau stammenden Karl Alphons Meyer.[32] Er sei hier zitiert als ein Beispiel für die Haltung von vielen, die in den dreissiger Jahren – ohne Faschisten zu sein – mit den Umwälzungen und Erneuerungen nördlich unserer Grenzen sympathisierten. Meyer schreibt, wie er sich im Moment im Emmental aufhalte und wie ihm die Vorgänge in Zürich fremd seien. «Ich war froh, mit all' dem Zeug von Pfeffermühlen, Cornichons[33], Mascottes, Corsos, Bars u. dergl. nichts zu schaffen zu haben und freute mich aufrichtig, dass auch die Redaktion der NZZ endlich warnt. [...] Zu meinem schmerzlichen Befremden werfen nun aber auch Sie sich zur Verteidigerin jener Erscheinung auf. Zum voraus bemerke ich, dass ich keineswegs einer ‹Front› angehöre. Erst Ihrer Einsendung ist es gelungen, [...] mir den Zweifel nahezubringen, ob jene Leute nicht vielleicht in manchem doch auf der richtigen Spur seien. [...] Tragisch empfinde ich es, dass nun auch Sie zu jenen allzu vielen stossen, die – ob bewusst oder nicht – für den Kommunismus wirken. Welches Erwachen wird einmal diesen idealistischen Wahngedanken folgen müssen! Schmerzlich berührt es mich schon, dass Sie überhaupt diese Veranstaltung besuchten. [...] Die berühmte Dichterin Maria Waser geht in dieses Kabarett, weil ihm ‹aus Basel und Bern ein günstiger Ruf vorausging›. Doch ich sehe, dass mich die Begründung meiner Überzeugung, dass Sie jene jungen ‹Künstler› weit überschätzen – namentlich auch aus ethischen Motiven –, viel zuweit führen müsste. [...] Mein Gefühl sei so ausgesprochen: Wer an jenen Künsteleien einmal Geschmack gefunden hat, wird nicht mehr imstande sein, mehr als die ersten zehn Seiten etwa Ihrer ‹Narren von gestern› zu lesen. [...] Die Menge, die an dieser ‹Atmosphäre des spielerisch Unterhaltsamen› einmal Geschmack gewonnen hat, wird unfähig sein, noch etwas Echtes, Reines, Grosses zu geniessen. [...] Das Auftreten gegen Deutschland ist – im Ausland – keineswegs ‹tapfer›. Es ist im Gegenteil des Lobes sicher. Sie finden es tief beschämend, dass der Angriff Andersgesinnter nicht ‹mit den blanken Waffen des Geistes› geführt wurde. Ja, das ist in der Tat beschämend. Denn schon ist es bei uns soweit gekommen, dass diese Andersgesinnten keine Möglichkeit mehr besitzen, mit Geisteswaffen kämpfen zu dürfen. [...] Es scheint mir, als ob gerade eine, wenn auch oft gutgemeinte Parteinahme wie die Ihrige ungewollt eine weit gefährlichere terroristische Massenpöbelei begünstigte.»[34]

Maria Waser antwortet auf diese Anschuldigungen folgendermassen. Ihr Brief zeigt noch einmal ihre kompromisslose Haltung.

Zollikon, 4. Dez. 34

Sehr geehrter Herr,

Eines habe ich im Leben nie vermocht: stumm und tatenlos zusehn, wie andern Unrecht geschieht; wenn ich aber beispringe, dann pflege ich nicht nach Art, Rasse, Bekenntnis dessen zu fragen, der Unrecht leidet (tat das etwa der barmherzige Samariter?), noch, ob ich mir selber mit solcher Tat schade. Den Künstlern der «Pfeffermühle» und ganz besonders ihrer Leiterin ist hier bitteres Unrecht widerfahren: Um deren Aufführung zum Anlass einer antisemitischen Massendemonstration machen zu können, wurden nicht nur die Darbietungen falsch interpretiert (ein schon im Sommer entstandenes Gedicht von Erika Mann z.B., das auf einen Appell an den *Willen* zur Wahrheit, Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit hinauslief, erklärte man als Angriff auf Oberst *Wille*), die jungen Künstler selbst wurden verleumdet, geschädigt, gefährdet. Erika Mann war ihres Lebens nicht mehr sicher, auf der Strasse bei der nächtlichen Heimfahrt zu den Eltern in Küsnacht lauerte man ihr auf, und als sie, um die Heimfahrt zu vermeiden, im Glockenhof abstieg, wies man sie aus diesem «christlichen Hospiz» aus wie eine Verbrecherin, sogar ein Komplott zu ihrer Entführung nach Deutschland wurde aufgedeckt. Das alles für Darbietungen, die in der übrigen Schweiz keinerlei Widerspruch erregten, die ein gewiss nicht kommunistisches Blatt wie die Neuen Zürcher Nachrichten geradezu als «harmlos» bezeichnet, von denen sich aber viele wie ich ergriffen fühlten, weil sie den tiefen Ernst der jungen Dichterin spürten, der hinter diesem bunten, nirgends frivolen oder gar lasziven Spiel steht. Zu ihnen gehört auch jener hervorragende Schweizer, übrigens Professor der Geschichte an der Universität und jeglichen kommunistischen Neigungen so fern wie ich, der in dem Briefe, darin er mir «im Namen von vielen Hunderten» dankt für meine Einsendung, sagt, die Kritik habe eben gar nicht gemerkt, «auf was es Erika Mann und ihren Mitkämpfern ankommt: auf einen Kampf und Aufschrei gegen die gefühls- und gedankenarme Generation der Gegenwart, die eine Gefahr erst merkt, wann es sie auf der eigenen Hand brennt, und die allen Sinn für ewige Werte verloren hat»[35].

Als die N.Z.Z. nach zwei irrtümlichen und verleumderischen Einsendungen keine Rechtfertigung brachte, sah ich es als meine Pflicht an, als ausserpolitischer Mensch im Namen der Gerechtigkeit und des menschlichen Anstandes für die Verunglimpften einzutreten, obschon ich mir klar bewusst war, dass ich solchermassen um Menschen willen, die mich persön-

lich nichts angehn, viele meiner Freunde vor den Kopf stossen und mir also recht schaden würde. Sie sehen also, sehr geehrter Herr, dass dieses Vorgehen keineswegs ausser meiner Welt liegt, dass ich da vielmehr in Wirklichkeit tat, was ich in meinen Büchern sage und darstelle, dass ich einfach meiner innern Stimme folgte, dem Drange nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Übrigens hatte ich dann auch die Freude, aus den Dankesbriefen, die mir aus allen Schichten der Bevölkerung zuströmten, zu vernehmen, dass es Ungezählte gibt, die die abscheuliche Judenhetze mit derselben Scham und Empörung erfüllt wie mich; denn solches ist nicht nur unchristlich und unmenschlich, sondern auch unschweizerisch bis ins Herz hinein. Wenn Sie wie ich, die ich mich nun seit mehr als einem Jahr mit der Hülfe besonders für Emigrantenkinder abgebe, Einblick gewonnen hätten in das namenlose Elend, dem nun Zahllose um ihrer Überzeugung willen ausgeliefert sind (und es hat unter ihnen nicht nur Juden und Linksstehende und sehr viele brave, einfache und edle, geistig hervorragende Menschen), Sie würden jenes harte Wort über die Emigranten – hart in seiner Verallgemeinerung – unterdrückt haben. Ich weiss, wie ein Jeremias Gotthelf über diese Dinge gedacht hätte. Wenn wir, altem Schweizerbrauch gemäss, wie wir es bei den beiden französischen Emigrationen und mit den Deutschen von 1848 gehalten, diesen Flüchtlingen ein wenig helfen (wie furchtbar wenig können wir heute tun!), dann üben wir nicht nur an diesen Christenpflicht, sondern auch an unseren deutschen Brüdern drüben über der Grenze, indem wir die Schuld etwas verringern, die sie in diesen schweren Notzeiten sich nun aufladen.

Es lag mir daran, sehr geehrter Herr, Ihnen als Antwort auf Ihren eingehenden Brief dieses mitzuteilen, ohne dass ich dabei an eine Antwort von Ihnen denke. Ich möchte, dass Sie mein Verhalten im richtigen Lichte sehn.

Mit hochachtungsvollem Gruss

Ihre *Maria Waser*[36]

Zum Glück waren jedoch die Briefe, die Maria Waser Anerkennung und Dankbarkeit zollten, in der überwiegenden Mehrzahl. In erster Linie muss ein Brief von Erika Mann zitiert werden, für die Maria Wasers Stellungnahme «eine entschiedene Genugtuung» bedeutete.[37] «Ich habe sehr viel und sehr dankbar an Sie gedacht in diesen letzten Wochen. Dass sich in diese Dankbarkeit ein bisschen Beunruhigung – eine Art von schlechtem Gewissen gemischt hat –, machte sie nur schwerwiegender. Ich frage mich

Frido und Toni Mann. Zeichnungen von Heini Waser aus dem Jahr 1956. Die beiden Knaben sind die Enkel Thomas Manns, Söhne von Gret und Michael Mann-Moser. Sie verbrachten längere Zeit bei ihren Grosseltern mütterlicherseits in der Nachbarschaft der Familie Waser in Zollikon.

oft, wie Ihnen Ihr schöner Aufsatz nun ‹bekommen› sein mag – und ob man Ihnen nicht zuviel Scherereien gemacht hat deswegen, daher meine Beunruhigung. Ich sehe, dass man Sie immer und immer wieder zitiert, wenn man uns irgendwo helfen will und gut gesinnt ist – in St. Gallen und Aarau, in Arbon und Biel wird Ihr Aufsatz abgedruckt.»[38]

Im Briefwechsel mit der Schriftstellerin Irène Forbes-Mosse, der Enkelin von Bettina und Achim von Arnim, zeigt sich, was Maria Waser mit ihrem offenen Brief an die NZZ riskiert hat. Sie schreibt an Frau Forbes, «dass dies einmal den Bruch mit der ganzen grossen Gesellschaft hier, bei der ich enfant gâté war, zur Folge haben würde und möglicherweise auch meine Bücher gefährden könnte, dessen war ich mir bewusst. Man hat mir denn

auch schon am Samstag abend von der deutschen Kolonie aus die Hölle heiss gemacht: man sei ‹aufs tiefste erschüttert und enttäuscht›, wenn ich nicht in irgend einer Form revoziere, drohe der Boykott meiner Bücher in Deutschland, ‹eben jetzt, da Ihr Erfolg so mächtig im Wachsen ist›. Seither regnet es Briefe, zum grössten Teil Dankesbriefe, aber auch andere! Merkwürdigerweise weniger Beschimpfungen als Beschwörungen, Klagen zum Thema: Auch du Brutus. [...] Natürlich ist das alles nicht angenehm, und ich kann nicht gerade sagen, dass ich mich auf den Brief von Papa Killper freue. Aber es musste sein, weil ich es anders nicht ertragen hätte. Wenn nur einmal die Zuschriften aufhörten.»[39]

Wenn jemand viel zu verlieren hatte, dann sie.

Das Ende der «Pfeffermühle» in Amerika

Die Zürcher Krawalle waren, im Rückblick gesehen, der Anfang vom Ende des Kabaretts. Erika Mann änderte das Programm, nahm jene Nummern heraus, welche am meisten Aufruhr gestiftet hatten. Noch einmal ging man auf Schweizer Tournée, spielte im Dezember 1934 in Herzogenbuchsee – Maria Waser erhielt eine Postkarte mit Grüssen «unter Sternen». Viele Orte aber erteilen keine Bewilligung zum Auftritt. Dann führt die Tournée nach Prag und in die Tschechoslowakei, dann nochmals nach Holland. Erst im Herbst 1935 spielt man wieder in der Schweiz, in Zürich jedoch tritt die «Pfeffermühle» nicht mehr auf. Am 20. Januar 1936 spielt das Kabarett in Langenthal.

Die Arbeitsbedingungen werden immer schwieriger. Immer mehr Hindernisse werden der Truppe in den Weg gelegt. Österreich gewährt keine Auftrittsbewilligung, und auch Holland greift im Herbst 1936 zu Zensurmassnahmen. In Europa war für dieses Theaterunternehmen kein Platz mehr.

Erika und Klaus Mann versuchten dann, die «Peppermill» in New York aufzubauen. Sie fanden aber dort aus verschiedenen Gründen keinen Nachhall. Nach über 1000 Vorstellungen und Kämpfen gegen Faschismus und Nazi-Deutschland löste sich das Ensemble zu Beginn des Jahres 1937 auf.

Thomas Mann verlässt die Schweiz

Maria Waser und Thomas Mann haben sich nach den Ereignissen mit der «Pfeffermühle» mehrfach getroffen. Mehrfach war das Ehepaar Waser Gast im Hause Thomas Manns. Man traf sich auch im Hause von Frau Lux Guyer. Eine weitere Verbindung zwischen der Familie Mann und der Famlie Waser ergab sich durch Thomas Manns Sohn Michael. Dieser heiratete 1939 Gret Moser. Die Familie Moser lebte in der Nachbarschaft der Familie Waser in Zollikon. Die Söhne von Michael und Gret Mann – Frido und Toni Mann – verkehrten später im Hause Waser, Maria Waser schickte Thomas Mann ihre Autobiographie «Sinnbild des Lebens». Er bedankte sich mit folgendem Brief. Als Thomas Mann und die Seinen 1938 die Schweiz Richtung USA verliessen, brach wohl auch der Kontakt mit Maria Waser ab.

Küsnacht-Zürich 1. XI. 36
Schiedhaldenstrasse 33

Verehrte Frau Waser:

Sie haben mich reich beschenkt – auch mich! – mit Ihrem schönen Lebensbuch. Haben Sie Dank für die wohltuenden, erwärmenden Stunden, die es mir bereitet hat, und seien Sie beglückwünscht zu der Vollendung dieses noblen, zugleich so individuellen und so gültigen Werkes! Das Vornehme und zugleich Lebensvolle, das Konservative, verbunden mit Kühnheit, Wahrheitsmut, das ist die mich eigentlich befriedigende Welt, und sie tut sich auf bei Ihrem Erzählen. Alles scheint mir auf eine sanfte, selbstverständliche und glückliche, tief gebildete Art gelungen in Ihrem Buch, das Natürliche, Figürliche und Psychologische; aber das Schönste und Dichterischste daran ist doch das tiefe, symbolische Lebensgefühl, das sein Arom, seine Melodie bildet und mit dem es unwiderstehlich den Leser erfüllt.

Ich habe wahre Freude gehabt an seinem klugen und andächtigen Sinn für die seelisch-organischen Geheimnisse des Lebens, seine unterschwelligen Übertragungen, Entwicklungen und Umbildungen eines Festgehaltenen und durch die Generationen Geführten. Wie merkwürdig-tiefsinnig ist die Geschichte von dem gespenstervollen Fenster und seinem Grauen, das der kleine Sprössling nicht mehr empfindet, obgleich er dasselbe sieht! Es ist eine der eindruckvollsten Anekdoten, die mir vorgekommen. Und wie schön schliesst sich daran der Gedanke vom Verzicht und von seiner die

Grenzen des Individuellen überschreitenden Bedeutung! Das Aperçu wäre würdig, in «Dichtung und Wahrheit» zu stehen; aber hier steht es so glücklich an seinem Platz, weil das Hinausdeuten über das – in reizvollster Einmaligkeit gegebene – Einzelleben ins allgemein Menschliche, ja der dichterische Sinn gerade dieses ganzen Buches ist.

Nehmen Sie vorlieb, liebe gnädige Frau, mit dieser im Zustande der Müdigkeit versuchten Danksagung und glauben Sie, dass sie, wie mein Glückwunsch, von Herzen kommt!

Ihr ergebener
Thomas Mann

Anmerkungen

1 Mann, Thomas: «Tagebücher 1935–1936», Hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt 1978 [Tagebücher 35/36], S. 98.
2 Erika Mann, zitiert nach: Keiser-Hayne Helga: «Beteiligt euch, es geht um eure Erde; Erika Mann und ihr politisches Kabarett ‹Die Pfeffermühle›», München 1990; [Pfeffermühle], S. 14.
3 Mann, Thomas: Briefe I 1889–1936; Hrsg. von Erika Mann; Frankfurt 1979, Brief an Ferdinand Lion; S. 386.
4 Vgl. Meienberg, Niklaus: «Die Welt als Wille und Wahn»; Zürich 1987, S. 117–119.
5 Charles Linsmayer hat in seinem biographischen Nachwort zu Annemarie Schwarzenbachs Roman «Das glückliche Tal» [Frankfurt, Berlin 1991] die Freundschaft zwischen Annemarie Schwarzenbach und den Mann-Geschwistern dargestellt.
6 Titel der Reihe: «Führende Frauen Europas»; Hrsg. von Elga Kern, Heidelberg 1927.
Vgl. Gamper, Esther: Maria Waser, Werden – Wachsen – Wirken; biographisches Nachwort zu Maria Waser: «Berner Erzählungen; Wende»; Frauenfeld 1959, S. 502.
7 Mendelssohn, Peter de: «Der Zauberer – das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann; Jahre der Schwebe: 1919 und 1933; Nachgelassene Kapitel», Frankfurt 1992 [Mendelssohn], S. 177f.
8 Vgl. Mendelssohn, S. 174–179.
9 Zitiert nach Mendelssohn, S. 177.
10 Brief von Klaus Mann an Maria Waser vom 31. 8. 34.
11 Zitiert nach: Neumann, Uwe: Klaus Mann; rowohlts monographien, Reinbek 1984, S. 61.
12 Mann, Thomas: «Tagebücher 1933–1934»; Hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt 1977 [Tagebücher 33/34], S. 199.
13 Neue Zürcher Zeitung, 2. Oktober 1933.

14 Tagebücher 33/34, S. 210.
15 Pfeffermühle, S. 98.
16 Pfeffermühle, S. 52.
17 Zitiert nach: Wolf, Walter: «Der Faschismus in der Schweiz»; Zürich 1969, S. 225f. Das zweite Zitat stammt aus dem faschistischen Blatt «Die Front».
18 Stadtratsprotokoll des Zürcher Stadtrates vom 15. 12. 34. Zitiert nach: Pfeffermühle, S. 112.
19 Tagebücher 33/34, S. 568.
20 Mann, Erika: «Briefe und Antworten» 1922–1950; München 1984, S. 60.
21 Brief an Maria Waser, 14. November 1934.
22 Glaus, Beat: «Die nationale Front», Zürich 1969, S. 297.
23 Neue Zürcher Zeitung vom 19. November 1934.
24 Zit. nach Meienberg, S. 118.
25 Tagebücher 33/34, S. 571.
26 Tagebücher 33/24, S. 572.
27 Neue Zürcher Zeitung vom 24. November 1934; Abendausgabe.
28 Leider ist dieser Brief nicht vollständig erhalten. Es fehlt die letzte Seite mit der Unterschrift. Aus der Erwähnung der Korrespondenz mit der NZZ in einem anderen Brief von Maria Waser kann jedoch – nicht ganz zweifelsfrei – auf Eduard Korrodi als Verfasser geschlossen werden. Gegen die Autorschaft Korrodis spricht allerdings die Förmlichkeit des Briefes, wenn man bedenkt, dass Maria Waser und Eduard Korrodi sich mindestens seit 1914 kannten, als Maria Waser in den Vorstand des «Vereins guter Schriften» eintrat.
29 Brief von Eduard Korrodi (?) an Maria Waser vom 23. November 1934.
30 Brief von Maria Waser an Irène Forbes-Mosse vom 29. 11. 34.
31 «Die Front» vom 28. November 1934.
32 Vgl: Flatt, Karl: «Gedenkblatt für Karl Alphons Meyer». Jahrbuch des Oberaargaus 1983.
33 Das Cabaret Cornichon war gleichsam die Nachfolgeunternehmung zu Erika Manns Pfeffermühle.
Als das Pfeffermühle-Ensemble im Herbst 1934 von der Schweizer Tournée zurückkam, war der Hirschen-Saal durch das Cornichon besetzt. Deshalb wich die Pfeffermühle in den Kursaal aus.
34 Brief von Karl Alphons Meyer an Maria Waser vom 27. November 1934.
35 Der Brief, den Maria Waser erwähnt, stammt von Hans Nabholz, dem Zürcher Historiker, datiert vom 25. November 1934.
36 Unveröffentlichter Brief von Maria Waser an Karl Alphons Meyer vom 4. 12. 34.
37 Tagebücher 33/34, S. 573.
38 Brief von Erika Mann an Maria Waser vom 13. Dezember 1934.
39 Vgl. Anm. 30. – Papa Killper: Dr. phil. Gustav Killper: Leiter der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart.

Dank

Die vorliegende kleine Arbeit stützt sich vor allem auf bisher unveröffentlichte Briefe von und an Maria Waser. Der Verfasser dankt in erster Linie Herrn Heini Waser, Zollikon, für seine Hilfe und anteilnehmende Kritik, aber auch für die Erlaubnis, diese Briefe zu publizieren. Ebenso dankt der Verfasser den Herren Golo und Frido Mann für die bereitwillig erteilte Bewilligung zur Veröffentlichung der Briefe von Thomas, Erika und Klaus Mann. Dank geht auch an das Thomas-Mann-Archiv der ETH-Zürich für wertvolle Ratschläge.

HODLER UND DER OBERAARGAU

PETER KILLER

Die wichtigsten Äusserungen über Hodlers Aufenthalte im Oberaargau verdanken wir einer Dichterin und einem Dichter: Maria Waser (1878–1939)[1] und Carl Albert Loosli (1877–1959)[2]. Glücklich der Künstler, der solch wortgewaltige Vermittler findet. Doch den Nachruhm Hodlers (1853–1918) haben die beiden Schriftsteller hier kaum gemehrt. Dass das Hodler-Denkmal, das J. R. Meyer 1958 für Langenthal vorgeschlagen hat, nie ernsthaft in Erwägung gezogen wurde, dass es im Oberaargau nirgends einen Hodlerplatz, keine Hodlerstrasse und keinen Hodlerweg gibt, zeugt davon, dass der neben Amiet grösste mit unserer Gegend verbundene Künstler nie in ein breites Bewusstsein gelangt ist. Wie hätte dies auch geschehen sollen?

C. A. Looslis Buch war bald vergriffen, und zudem geriet es ins Kreuzfeuer der Kritik: den einen passte die Ideologie nicht, den andern fehlten die präzisen Fakten. Und Maria Wasers wunderbare Schrift wiederum trat so bescheiden, so zurückhaltend in Erscheinung, dass bis heute nur wenige von der Bedeutung dieses Textes wissen. Die dichterischen Schilderungen gaben den Kunsthistorikern der letzten Jahrzehnte so wenig Konkretes in die Hand, dass sie die Finger vom Thema «Hodler und der Oberaargau» liessen und sich Aspekten in Hodlers Leben zuwandten, die besser dokumentiert sind.

Nach einigen Monaten der Beschäftigung mit dem Thema «Hodler und der Oberaargau» bleibt für mich sehr vieles nebulös. Allmählich klar wurde, dass Langenthal sicher nicht die enge Beziehung zum grossen Sohn hatte, die Loosli beschreibt. Hodler hat in den zwanzig letzten Lebensjahren seine Werke sehr erfolgreich – und weit über die Grenzen hinaus – verkaufen können. In Wien, aber auch in Solothurn, Zürich, Freiburg und Basel gab es – proportional umgerechnet – mehr verkaufte Hodler-Werke als im Oberaargau.

Aber ebenso sicher ist, dass Hodler selber sich mit Langenthal und Herzogenbuchsee eng verbunden fühlte. Die Fahrt mit der schweizerischen Centralbahn von Hodlers Wohnort Genf nach Langenthal dauerte im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts noch etwas mehr als fünf Stunden. Fast alle zwei Stunden hielt tagsüber ein Zug. Hodler war ein aktiver Mensch und viel unterwegs. Neben den längeren Oberaargau-Aufenthalten müsste man auch die kurzen Visiten, wie sie Maria Waser schildert, berücksichtigen.

Doch nicht die Quantität der Berührungspunkte ist letztlich ausschlaggebend, sondern die Qualität. Hodler hat im Oberaargau einige Meisterwerke geschaffen, die nur so meisterlich ausfallen konnten, weil ihm trotz aller Einschränkung in dieser Gegend wohl war. Hier ist die einzigartige, über mindestens ein Jahrzehnt weiterentwickelte Serie der Neukomm-Porträts entstanden. Hier malte er einige seiner lebensnahsten Handwerksszenen. Hier schuf er die beiden monumentalen Schwingerumzüge. Hier gelang ihm sein gewaltiger «Zorniger Krieger». Über hundert Werke hat er im Oberaargau gezeichnet und gemalt. Zu bedauern bleibt, dass – die auf dem Buchdeckel abgebildete Burgäschisee-Landschaft ausgenommen – im Spätwerk die Beziehung zur Region abbricht. – Im folgenden seien einige Aspekte aus dem Leben Hodlers herausgegriffen, die mit der Geschichte unserer Region unauflösbar verbunden sind.

Ferdinand Hodler ist der weltweit bekannteste Schweizer Künstler. Ähnlich berühmt geworden sind nur Paul Klee (dem aber das Schweizer Bürgerrecht vorenthalten blieb), Alberto Giacometti und vielleicht noch Max Bill.

Hodler findet bei Schuhmacher Neukomm eine neue Heimat

Wer Hodlers Namen mit Landschaften in Verbindung zu bringen versucht, denkt ans Berner Oberland und ans Genferseegebiet, sicher aber nicht an den Oberaargau. In Wirklichkeit war er aber mit dem Raum Langenthal–Herzogenbuchsee eng und herzlich verbunden. Aus zwei Gründen hat in der zweiten Lebenshälfte diese Beziehung keinen künstlerischen Ausdruck mehr gefunden. Erstens – Kunst geht nach Brot – kannte er im Oberaargau keine kaufkräftigen Förderer, und zweitens zog er im Alter heroische Landschaften einer weiten Hügelgegend wie derjenigen des Oberaargaus vor.

Ferdinand Hodler in Langenthal, um 1872. Nach einer zeitgenössischen Fotografie. Aus Loosli, 1922.

Hodlers Mutter, Margarete Neukomm, Tochter des Johann Ulrich Neukomm, entstammte einer Langenthaler Familie. Sie wurde am 13. Juli 1828 geboren und starb 1867, als Ferdinand Hodler 14 Jahre alt war. Der Ehe mit dem Schreiner Johann Hodler (er lebte von 1829 bis 1860) entstammten sechs Kinder, nämlich Ferdinand, Johann Adolf, Marie Elise, ein vor der Taufe verstorbenes Mädchen, Friedrich Gustav und Theophil August Hodler. Ferdinands Brüder starben alle im Kindes- oder Jünglingsalter.

Ferdinand Hodler, diese Kraftnatur, entspross einer Familie, in der ausser ihm alle kränkelten, in der sich die Lebensgarantie allzu schnell verzehrte. Nicht verwunderlich, dass sich das Gerücht hält, nicht Johann Hodler, sondern der kerngesunde spätere Stiefvater Gottlieb Schüpbach sei Ferdinands Vater gewesen. Margarete Neukomm war vor der ersten Heirat bereits mit Schüpbach befreundet gewesen.

Nach dem Tod ihres ersten Mannes verheiratete sich Margarete Hodler-Neukomm ein zweites Mal. Sie ehelichte den verwitweten Flachmaler Gottlieb Schüpbach (1814 in Steffisburg geboren, 1873 in Boston gestorben), Vater von ebenfalls fünf Kindern. Erst lebten sie in Bern, unten an der Aare, später in Thun, dann in Steffisburg. Gottlieb Schüpbach war musisch veranlagt, er reimte, musizierte und malte. Ferdinand Hodler betont später, Schüpbach habe in ihm den «Sinn fürs Schöne» geweckt. Zu den sieben unmündigen Kindern aus zwei Ehen kamen drei neue dazu, wovon eines kurz nach der Geburt starb.

Am 27. März 1867 brach die Mutter während der Arbeit im Pflanzplätz auf der Thuner Allmend tot zusammen. Die Kinder, Ferdinand an der Spitze, mussten die Leiche eigenhändig auf den Feldkarren laden, und schluchzend fuhren sie die tote Mutter nach Hause.

Die jüngeren Geschwister wurden nun Onkel Neukomm in Obhut gegeben. Ferdinand Hodler absolvierte eine Lehre bei Ferdinand Sommer in Thun, einem Flach-, Dekorations- und Souvenirmaler.

Vermutlich fand die Lehr- und Gesellenzeit gegen Ende 1870 ihr Ende. Der Zeitpunkt des Abbruchs des Arbeitsverhältnisses ist nicht genau bekannt, hingegen der Anlass: Ferdinand Hodler durfte eine seidene Turnerfahne bemalen. Sommer hatte ihm eingeschärft, das kostbare Gewebe ja nicht zu ruinieren, lässt doch die Seidenmalerei so gut wie keine Korrekturen zu. Was Sommer befürchtete, trat ein, und der junge Hodler machte sich Hals über Kopf davon, liess sich nicht mehr blicken und suchte bei seinem Onkel, dem Schuhmacher Friedrich Neukomm in Langenthal

«Asyl». Dass Hodler sich 1870 auf seine oberaargauische Abstammung besann, verdanken wir also einem umgestossenen Kübel Farbe oder vielleicht einem unbedacht gesetzten Pinselstrich.

Der Maler Heini Waser schreibt über seinen Urgrossvater Gottlieb Schüpbach: «Gottlieb Schüpbach war ein hochbegabter, kraftvoller, vitaler Mann, der in jener wirtschaftlich schwierigen Zeit Pech hatte. Aus der Ahnentafel sieht man, dass er aus einer bekannten Arztfamilie stammte. Vater, Grossvater und Urgrossvater übten diesen Beruf aus. Er ist übrigens später, nach dem Tod von Ferdinand Hodlers Mutter, seiner zweiten Frau, nach Amerika ausgewandert und hat in Boston ein neues Malergeschäft aufgebaut, offenbar mit Erfolg. Denn zu meiner Gymnasialzeit tauchte da auf einmal ein ‹reicher Onkel aus Amerika› bei uns auf, ein Mann über sechzig, Inhaber einer grossen Malerfirma in Boston, Ernst Schüpbach. Nach diesem Wiedersehen kam er jedes Jahr für einige Wochen oder Monate nach Zürich, stieg jeweils im Hotel Elite ab und verwöhnte die armen Schweizer Verwandten.»

Rund ein Dutzend Mal hat Ferdinand Hodler seinen Onkel liebe- und respektvoll porträtiert und dabei mit seinem ganzen Können seiner Hochachtung vor Neukomm Ausdruck gegeben. Ganz offensichtlich bestand ein enges, freundschaftliches Verhältnis zwischen dem jungen Mann und dem einfachen Handwerker, der nach Hodlers Formulierungen eine charaktervolle Persönlichkeit gewesen sein muss. Loosli schreibt: «Mit Glücksgütern war er nicht sonderlich gesegnet, und geschäftstüchtige Langenthaler (man entschuldige diesen Pleonasmus) haben mir nicht verhehlt, dass sie Neukomm für ein wenig liederlich hielten und dass er es ihrer Ansicht nach bei etwas mehr Eingezogenheit und Sparsamkeit hätte weiterbringen können.»

Anders wird Neukomm von Johann Mumenthaler-Richard in einem Brief vom 3. Februar 1948 an den Langenthaler Historiker J. R. Meyer beschrieben: «Hodlers Onkel, Schuhmacher Neukomm, dem ich in meinen Schuljahren an Winterabenden, während er bei Licht arbeitete, etwa kleine Schreibarbeiten besorgte (er war damals 1873/74 Kassier des oberaargauischen Schuhmachermeister-Verbandes), war in seinem Beruf ein fleissiger Mann, ohne viele Worte.»

Nach dem Tod seiner Schwester hat Friedrich Neukomm die Geschwister Ferdinands und später, 1886, die Tochter Albertine der in Paris verstorbenen Nichte Marie Elise Bernhard-Hodler nach Langenthal geholt. Der

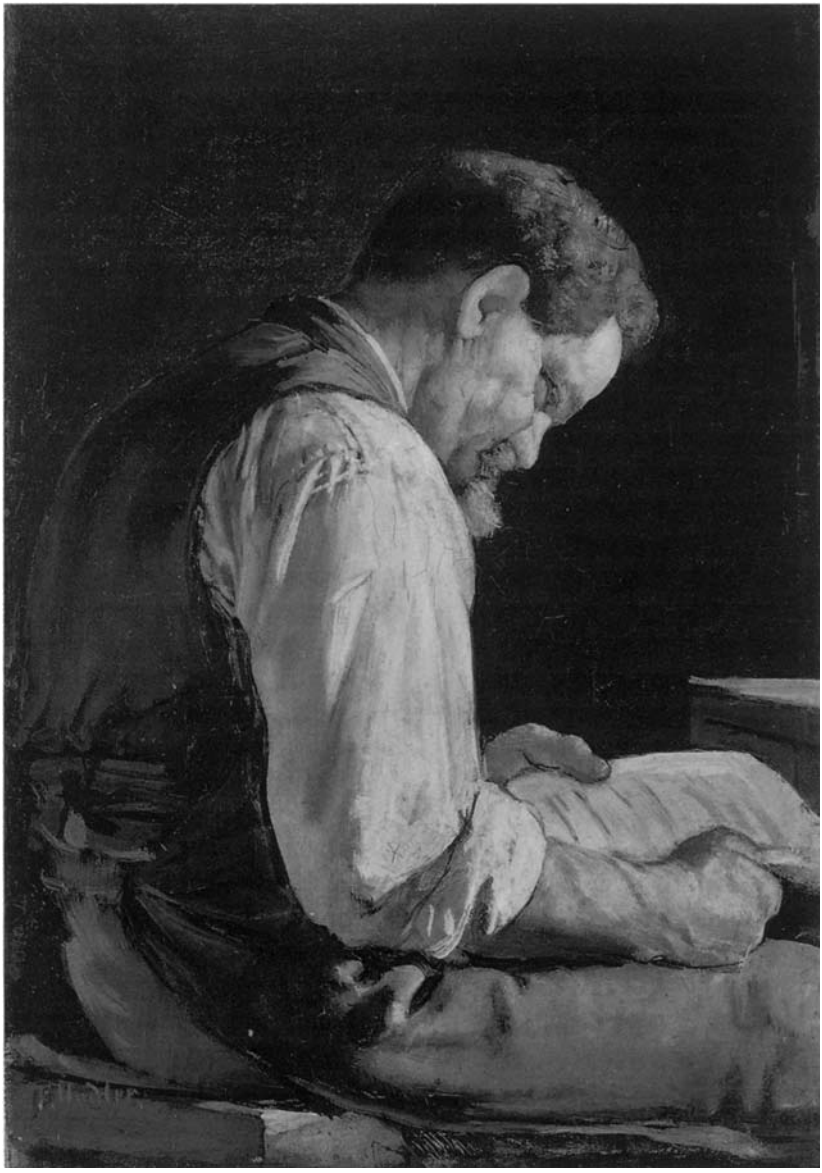
kinderlose Schuhmacher sah sich nun in die Vaterrolle versetzt, die er anscheinend mit grossem Geschick übernahm. Eine unbenannte Langenthaler Altersgenossin des jungen Malers überlieferte C. A. Loosli, Hodler habe Frau Neukomm mit einer Katze spielend gemalt. Ein Bild mit diesem Thema existiert tatsächlich. Es zeigt aber die Mutter von Augustine Dupin, der Mutter seines Sohnes Hector.

Ein Dutzend Mal hat Hodler wie erwähnt Friedrich Neukomm gemalt. Von Frau Neukomm hingegen kennen wir kein einziges Bild. Hodler erwähnte in Briefen und Gesprächen den Onkel Neukomm häufig, die Tante aber nie.

So ist es nicht verwunderlich, dass der Hodler-Spezialist Jura Brüschweiler die These aufstellte, Neukomm sei alleinerziehender Pflegvater, also gar nicht verheiratet gewesen. Werner Neukomm vom Zivilstandsamt Langenthal soll in einem Brief vom 8. April 1968 Brüschweilers Vermutung bestätigt haben. Zu andern Resultaten kommt der Langenthaler Historiker Max Jufer in seinen jüngsten Nachforschungen: «Johann Friedrich Neukomm, Schuster, wurde am 31. August 1834 in Langenthal als Sohn des Johann Ulrich Neukomm und der Anna Maria Kläfiger geboren und starb im Bezirkskrankenhaus an einem Lungenleiden. Er war in erster Ehe verheiratet mit Barbara Rutz von Herisau (1836–1890), wo 1860 auch die Trauung stattfand, und von 1892 bis zu seinem Tode mit Maria Steiger, geborene Geiser (1832–1912). Beide Ehen waren kinderlos.» Der bereits erwähnte Johann Mumenthaler-Richard wusste über Hodlers Tante Barbara: «Barbara Neukomm-Rutz besorgte, wohl kommissionsweise, Appenzeller und St. Galler Stickereien und fertigte wohl auch selber solche an, nach Vorlagen in Heften, die sie geliefert bekam.»

Am Mühlestock befindet sich eine in Holz geschnitzte Inschrift mit dem Wortlaut: «Hier fand vom Jahre 1871 an Ferdinand Hodler bei seinem Onkel Neukomm die zweite Heimat und den Weg zur Künstlerschaft.»

Friedrich Neukomm hatte seine Schuhmacherwerkstatt und seine Wohnung entgegen der Aussage auf der Gedenktafel nicht immer im untern Wuhrareal. In einem nichtgezeichneten Artikel im «Langenthaler Tagblatt» vom 16. September 1958, höchstwahrscheinlich vom Historiker und Schriftsteller J. R. Meyer verfasst, bezeugte der damals 85jährige pensionierte Schreiner Rudolf Schüpbach: «Hodlers Onkel, der Schuhmachermeister Neukomm, wohnte im Haus Andres, und seine Werkstatt, wie wir sie von dem schönen Gemälde seines Neffen her kennen, war da, wo jetzt



Ferdinand Hodler, Lesender Handwerker, um 1881 (Friedrich Neukomm). Kunstmuseum Basel.

hinter dem Laden das Büro ist.» Rudolf Schüpbach bezieht sich auf das Ölbild «Der Schuhmacher», das sich im Zürcher Kunsthaus befindet. Dank neusten Recherchen des Hodler-Spezialisten Jura Brüschweiler ist auch das Datum des Umzugs vom Mühlestock ins Andres-Haus bekannt. 1882 schreibt Ferdinand Hodler seinem Genfer Freund Marc Odier, er habe demnächst in Langenthal eine neue Postadresse. – Heute befindet sich das Kulturzentrum Chrämerhuus im ehemaligen Andres-Haus. Keinem der Künstler, die in den letzten Jahren in der Chrämerhuus-Galerie ausgestellt haben, dürfte bewusst gewesen sein, dass in einer dieser Stuben höchstwahrscheinlich Ferdinand Hodler genächtigt hat.

Der Ausreisser verdient in Langenthal sein erstes Geld

Im Jahre 1984 fand in Steffisburg die Ausstellung «Ferdinand Hodler als Schüler von Ferdinand Sommer» statt. Erst seit dieser Veranstaltung kann die Bedeutung Sommers gerecht eingeschätzt werden. Wir wissen nun, dass Sommer nicht bloss ein Fliessbandproduzent von Kitschhelgen war und dass der Kunsthistoriker Walter Hugelshofer eine zu enge Optik anlegte, als er behauptete, «der Zugang zur Kunst sei (Hodler) durch die korrumpierte Vorstellung vom Kunstwerk, wie sie bei Sommer vorherrschend war, in gefährlicher Weise verstellt gewesen».

Ferdinand Sommer – 1822 in Sachsen-Coburg geboren, durch die Heirat mit einer Thunerin in Thun 1852–1878 sesshaft geworden, 1901 in Luzern gestorben – ist kein von der Geschichte zu unrecht nicht beachteter Kleinmeister, sondern viel mehr eine schillernde, sonnseitig lebende Figur zwischen Kunst und Fremdenindustrie. Ferdinand Sommer war sensibel genug, um das Talent des halbwüchsigen Hodler zu erkennen: «Der junge Hodler kann schon jetzt mehr als ich. Wenn er nicht an seiner Armut umkommt, wird aus ihm ein berühmter Maler …» Und respektvoll äusserte sich auch Hodler über Sommer; er bezeichnete ihn später als «geschickten Lehrmeister und feinen Mann». Sommers beschönigende, mit Routine Gefühl vortäuschende Landschaften, von seinen Mitarbeitern in beliebiger Zahl vervielfacht, waren zweifellos dem Kitsch näher als der Kunst. Der Kraftnatur Ferdinand war es aber möglich, diese Lektion unbeschadet zu überstehen, ja das Beste herauszugreifen und davon zu profitieren.

Das renovierte Mühlestöckli, wie es heute noch aussieht, mit dem geschnitzten Spruchbalken. Fotos Hans Zaugg, Langenthal, um 1978

Was konnte Ferdinand Hodler bei Sommer lernen? Erstens kam er in den Genuss einer anständigen handwerklichen Grundausbildung. Was Sommer in Thun den Touristen aus aller Welt andrehte, war zumindest maltechnisch einwandfrei. Zweitens vermochte Sommer seine positive Grunddisposition zu verstärken: Hodler lernte in Thun, dass Malen nicht zuletzt Tagewerk bedeutet, dass ein Maler seine Arbeit tagtäglich zu erfüllen hat. Selbstzweifel, unrealistische Ansprüche sich selber gegenüber und die Tendenz zum inaktiven Warten auf die Inspiration, wie sie Akademieabsolventen oft anerzogen wird, kannte Hodler nie. Und drittens brachte die Arbeit im Atelier Sommers den jungen Hodler in eine innere Verbindung mit den Vedutenmalern der Vergangenheit und all den grossen Malern, die kurz vorher oder gleichzeitig das Berner Oberland bereist hatten, um die Bergwelt zu ihren Bildthemen zu machen. Ferdinand Sommers Werkstatt lag nicht in der hintersten Provinz, sondern an der Reiseroute bedeutender Künstler. Das erklärt auch, weshalb Hodler seine Lehrzeit bei Sommer nicht als vertrödelte Jahre verstanden hat, sondern als «Eintritt in die Kunst». Nirgends wurde in jenen Jahren in der Schweiz so viel gemalt wie im Berner Oberland. Dass Quantität und Qualität dabei nur selten im Einklang standen, muss nicht weiter betont werden.

Wenn Ferdinand Hodler 18jährig ausgerechnet nach Genf aufbricht, und nicht wie viele andere Deutschschweizer nach München oder Düsseldorf, hängt mit der Bewunderung zusammen, die der vedutenmalende Jüngling für den Genfer Alexandre Calame hegte, der einige der schönsten Berner-Oberland-Ansichten geschaffen hatte. Zu Fuss wanderte er Ende 1871 von Langenthal nach Genf, um dort im Museum die Bilder Calames zu kopieren. – Doch wenden wir uns nun der zwischen Thun und Genf liegenden Langenthaler Zeit zu.

Entgegen der Aussage der Kerbschnitzerei am Langenthaler Mühlestöckli sind sich alle Biographen einig, dass Hodler 1870 nach Langenthal kam. Wie lang er während seines ersten Aufenthalts bei Onkel Neukomm blieb, wird nie mit Gewissheit eruiert werden können. Während C. A. Loosli, der wortgewaltige Dichter, einmal den ersten Langenthaler Aufenthalt auf ganze zweieinhalb Jahre anberaumte und später, anlässlich eines Vortrages in Fribourg (1932 publiziert), Hodler widersprüchlicherweise von Thun aus direkt – ohne Umweg über Langenthal – nach Genf aufbrechen liess, tendierten Mühlestein/Schmidt dazu, die erste Langenthaler Zeit auf die Spanne zwischen Spätherbst 1870 und Frühsommer 1871 zu

begrenzen. Jura Brüschweiler, der beste Hodler-Kenner, der seine Aussagen stets auf gesicherte Quellen abzustützen versucht und von dessen Kenntnissen auch der Kunstverein Oberaargau bei seiner Ausstellung «Hodler und der Oberaargau» (24. Oktober bis 6. Dezember 1992) profitiert hat, steht hinsichtlich der ersten Langenthaler Zeit vor nicht wenigen Rätseln. Er nimmt an, dass Hodler gegen Ende 1870 – knapp 17jährig – in Langenthal eingetroffen und Ende 1871 nach Genf aufgebrochen ist.

Es ist bekannt, dass die Mitarbeiter Sommers ihre Bilder nicht signieren durften. Das erste signierte und datierte Bild Hodlers stammt aus dem Jahr 1870. Somit fallen höchstwahrscheinlich der Abschied vom Sommer-Atelier und die fast zeitgleiche Ankunft in Langenthal in dieses Jahr.

Für Februar 1872 ist die offizielle Niederlassung in Genf urkundlich gesichert. Und da der junge Hodler nach der Ankunft in der Rhonestadt wohl nicht schnurstracks die Einwohnerkontrolle aufgesucht hat, dürfte es richtig sein, die Ankunft in Genf einige Wochen oder wenige Monate vor diesem Zeitpunkt anzunehmen.

Hodler hat uns keine präzisen Informationen über den ersten Langenthaler Aufenthalt hinterlassen. Nachdem der Malerlehrling schon bei Ferdinand Sommer durch seine Tüchtigkeit und Vitalität aufgefallen war, wird er seinem Onkel, dem Schuhmacher Friedrich Neukomm, nicht auf der Geldbörse gelegen, sondern dem Pflegvater seiner Geschwister im Gegenteil mit seinen bescheidenen Möglichkeiten unter die Arme gegriffen haben. Nach allen Quellen verdiente der 18jährige Ferdinand Hodler in Langenthal seinen Lebensunterhalt durch Verkauf von mittelformatigen Bildern im Stil der Sommerschen Werkstatt. Überliefert ist, dass Marie Ruckstuhl-Mumenthaler (1851–1925) für achtzehn Franken das Bild «Sicht von Thun nach Hilterfingen» gekauft hat. Der Bauer Johannes Kohler-Hauert in Thunstetten erwarb 1871 gleich fünf erhalten gebliebene Veduten zum Preis von je zwanzig Franken.

Offenbar war aber die Nachfrage nach Ölbildern dieser Preisklasse sehr beschränkt. Hodler erweiterte den Markt, indem er Serien von postkartengrossen Aquarellen malte, die er für sechzig Rappen bis zu einem Franken direkt feilbot oder in den Dorfläden zum Verkauf aufhängte.

Offensichtlich fehlte es nicht völlig an der Unterstützung für den verwaisten Jüngling. Als Hodler nach Genf aufbrach, hatte er sich nicht nur seinem Onkel erkenntlich erwiesen, sondern auch noch Ersparnisse von 40 Franken in der Tasche. Von den 41 von Jura Brüschweiler eruierten

Frühwerken dürfte sicher rund die Hälfte in Langenthal entstanden sein. Dass Ferdinand Hodler aber ein Mehrfaches an Werken und Werklein in Langenthal gemalt haben muss, ist gewiss.

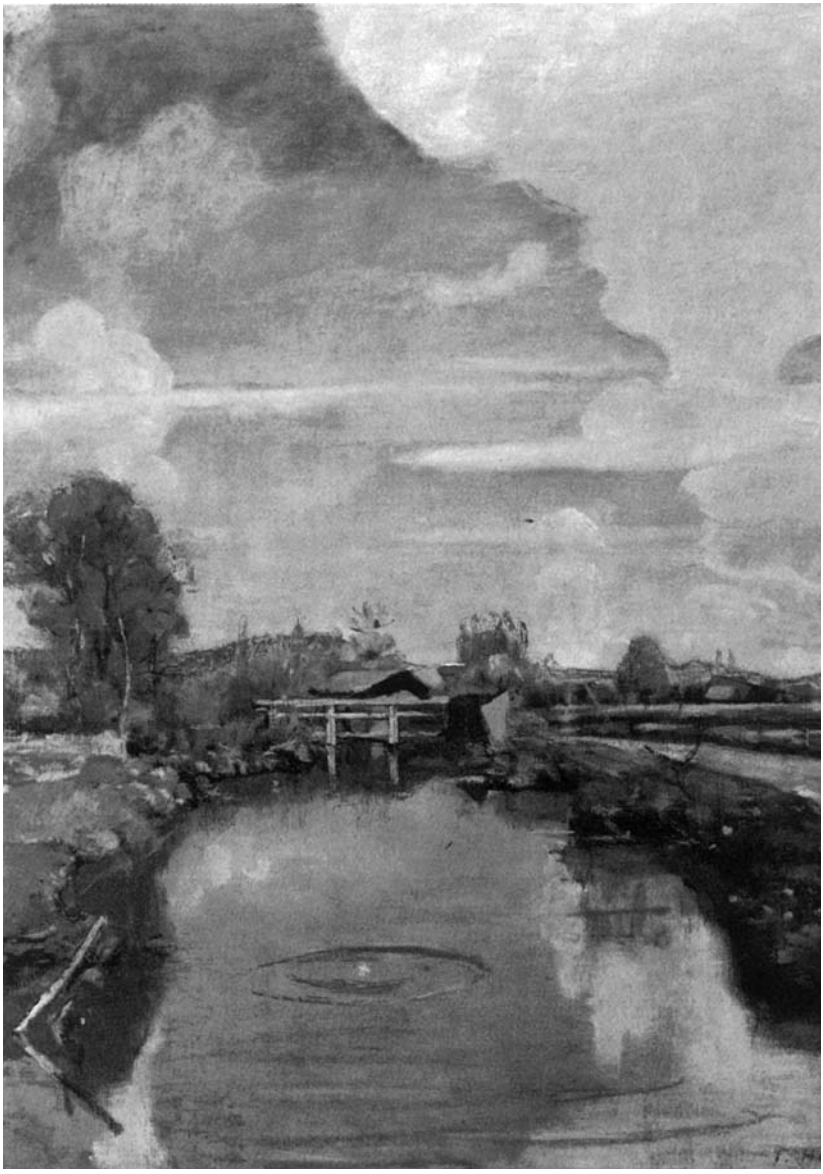
Die Bilderproduktion des ersten Langenthaler Aufenthalts stellt vor zwei Rätsel: Nur ganz wenige der heute erfassten Hodlerjugendwerke stammen von Besitzern aus dem Raum Langenthal. Was ist mit Hodlers Jahresproduktion 1870/71 geworden, mit den 40 bis 100 Bildchen geschehen, die er im besten Fall für zwanzig Franken, meist aber für ein grosses Butterbrot unter die Leute gebracht hat?

Vincent van Gogh ist wie Ferdinand Hodler im Jahre 1853 geboren worden. Viele Zeichnungen und Bilder, die der junge Vincent in den frühen achtziger Jahren in Holland geschaffen und verschenkt oder getauscht hat, sind verlorengegangen. Das ist nicht ganz verwunderlich, denn van Gogh wanderte später nach Frankreich aus, ging in der Heimat vergessen, und berühmt wurde er erst Anfang des 20. Jahrhunderts. – Bei Hodler verlief die Karriere ganz anders. Der 18jährige zeigte zwar noch keine genialen Ansätze. Aber bereits fünf Jahre später malte er Landschaften und Porträts, die zwar nicht jedermann gefielen, aber ganz offensichtlich den Stempel des Aussergewöhnlichen trugen. Dass man für ein Hodler-Werk zehn Jahre nach seinem ersten Langenthaler Aufenthalt bereits hundert Franken bezahlen musste, dürfte manchem preisbewussten Erstkäufer ebenfalls Eindruck gemacht haben. Und als auch noch die Erfolgsmeldungen von Wettbewerbssiegen, mit denen der Schuhmacher Neukomm zwar sicher nicht von Haus zu Haus gezogen sein dürfte, publik wurden, hätte man wohl den Hodler-Bildchen aus der Zeit 1870/71 vollends einen Ehrenplatz und somit eine gesicherte Position für die Zukunft einräumen müssen.

Die meisten Frühwerke, die Hodler hier verkauft hat, sind verschwunden, verschollen. Vielleicht bringt die Langenthaler Ausstellung von 1992 doch noch das eine oder andere Bildchen ans Licht.

Ein weiteres Rätsel harrt der Lösung: Wieso entstanden in Langenthal keine Langenthaler Szenen?

Unter den eruierten Werken des ersten Langenthaler Aufenthalts zeigt nicht ein einziges ein Oberaargauer Thema. Ganz im Stil seines Lehrmeisters Ferdinand Sommer malt er Ansichten des Berner Oberlands und der Innerschweiz. Hätten sich das Schloss Aarwangen, das Choufhüsi oder die Kirche Langenthal nicht besser absetzen lassen?



Ferdinand Hodler, Bach bei Langenthal, 1878. Stiftung Reinhart Winterthur.

Ganz besonders irritiert, dass einige der 1871, also in Langenthal entstandenen Malereien sich auf Vorlagen Sommers und Calames beziehen. Der Vergleich mit den Vorlagen zeigt eine solch hohe Ähnlichkeit, dass selbst der mit dem aussergewöhnlichsten Bildgedächtnis begabte sie nicht aus der Erinnerung hätte schaffen können. Es ist also anzunehmen, dass Hodler bei der Flucht aus Sommers Atelier einige seiner letzten Arbeiten und vielleicht auch die eine oder andere Calame-Lithographie mitlaufen liess. So konnte er die Arbeit in Langenthal gleich mit eigenen, rechtmässig zwar keineswegs ihm gehörenden Vorlagen fortsetzen.

Wenn sich 1871 eine Individualisierung von Hodlers Kunst erst sehr zaghaft ankündigt, dann wohl nicht aus Bequemlichkeit. Erstens dürften sich die alpinen Souvenirlandschaften besonders gut verkauft haben. (Man schaue sich den heutigen Wohnungsschmuck an: Dekoration ist sehr oft Verbildlichung von Sehnsüchten, von Reisewünschen, von Gegenwelten.) Und zweitens bot Langenthal damals nicht die geringsten künstlerischen Anregungen. Die damals entstandenen Bilder wurden fast alle in gängigem Geschmack von durchreisenden Malern geschaffen.

Nach Loosli soll Hodler bei seinem ersten Langenthaler Aufenthalt Johann Friedrich Büzberger kennengelernt haben. Büzberger wurde später höchster Berner Oberrichter. Loosli berichtet, der junge Jurist habe Hodler die Welt der Bücher und des Geistes erschlossen. Ist Langenthal Hodler zum Tor einer höheren Welt geworden? Büzberger selbst erklärte später, die erste Begegnung habe erst 1875 stattgefunden. Hätte Hodler 1871 einen starken Bildungshunger verspürt, in Langenthal wäre er kaum zu stillen gewesen. Die damalige oberaargauische Volksbibliothek besass zwar schon die stattliche Zahl von 4000 Bänden, aber begreiflicherweise keine Schriften jener Art, wie sie Büzberger dem völlig überforderten jungen Maler empfohlen und mit ihm diskutiert haben soll, nämlich kunstphilosophische Abhandlungen und Traktate zur Ästhetik. Auch die Geometrie Euklids, die Hodler mit Gewinn studierte, befand sich gemäss dem Katalog des Jahres 1876 nicht im Langenthaler Bibliotheksbesitz.

Ein Sommer in Herzogenbuchsee

Ende 1871 brach Hodler nach Genf auf, wo er Schüler von Barthélemy Menn wurde. Die Beziehung zum Oberaargau blieb herzlich und eng. Dazu

trug bei, dass seine Stiefschwester Maria Rosa sich in Herzogenbuchsee niedergelassen hatte.

Der Vater von Maria Rosa Krebs-Schüpbach, der erwähnte Gottlieb Schüpbach, war ein musisch veranlagter, aber in wirtschaftlich schwieriger Zeit ein geschäftlich erfolgloser Flachmaler. Er hatte – so klein die materiellen Mittel und so gross die Familie – seiner jüngsten Tochter aus erster Ehe den Besuch des Lehrerseminars ermöglicht. Während der Mittelschulzeit lernte sie den gleichaltrigen Walter Krebs kennen, den sie 1871 heiratete. Walter Krebs studierte Medizin und liess sich als junger Arzt mit Maria Rosa in Herzogenbuchsee nieder, wo sie hoch respektierte Einwohner wurden. Dazu ihr Enkel Heini Waser, Kunstmaler in Zollikon, der mit dem Oberaargau eng verbunden blieb: «Meine Grossmutter hatte viel von Gottlieb Schüpbachs Talenten geerbt. Als junge Lehrerin in Thun schrieb sie Gedichte und Novellen, die veröffentlicht wurden. Sie hatte damals eine Privatschülerin, die Engländerin Violet Paget, die spätere Schriftstellerin Vernon Lee, von der Bernard Shaw sagte, sie sei der einzige Mann in England. Diese Engländerin, deren Freundschaft zu ihrer einstigen Lehrerin in Thun immer lebendig blieb, wurde später zu einer wichtigen Förderin meiner Mutter Maria Waser.»

Wir wissen von einem längeren Aufenthalt Hodlers in Herzogenbuchsee im Jahr 1876. Normalerweise hielt er sich, wenn er in die Heimat seiner Mutter reiste, bei seinem Onkel in Langenthal, bei Schuhmacher Friedrich Neukomm auf. Er hatte die Einladung von Maria Rosa und Walter Krebs-Schüpbach gerne angenommen, da Onkel Neukomm immer noch für Ferdinands Geschwister Theophil August und Marie Elise aufkommen musste.

Maria Waser (1878–1939) hielt in ihrer schönen Schrift «Wege zu Hodler» wortgewaltig und anschaulich fest, was man ihr im Elternhaus von Hodlers Buchsiwochen weitergegeben hatte. Diesem 1927 erschienenen Büchlein entstammen die folgenden Textzitate.

Offenbar erlebte man im alles andere als spiessbürgerlichen Doktorhaus mit dem 23jährigen Kunststudenten manche Überraschung. «Es war ihm als Atelier ein angenehmes Zimmer eingerichtet worden; wenn man aber geglaubt hatte, er würde sich dort nach dem Rezept von Leonardos Maler benehmen, der unter Begleitung von Musik, edler Lektüre und sublimen Gedanken sich an seiner Staffelei fein und anmutig betätigt, so war das Irrtum: Was den Raum hübsch machte, musste hinaus, und als Hodler das Zimmer verliess, glich es einem Schlachtfeld, dermassen hatte der leiden-

schaftlich Malende darin gewütet mit Pinsel und Farbe. Ähnlich ging es der gutgemeinten Fürsorge in allen andern Dingen, und man merkte bald, da war einer, den man gewähren lassen musste, weil er seiner Sache sicher war, mochte einem seine Welt noch so fremd erscheinen. Selbst die liebevoll ausgesuchten malerischen Winkel unserer schönen Landschaft liess er nicht gelten: ‹Das würde keine Kunst, blosse Helgen!›» Dieses Urteil hat der Maler später revidiert und um 1905 eine Landschaft «Ufer am Aeschisee» gemalt, die heute zu den Hauptwerken des Basler Kunstmuseums gehört (Umschlagbild dieses Buches).

Wie lange Hodler in seinem Doktorhaus-Atelier «gewütet» hat, wissen wir nicht genau. Die Bilder, die er in Herzogenbuchsee gemalt hat, lassen mich vermuten, dass er mindestens zwei Monate dort war. Entstanden sind die Porträts der Stiefschwester, des Schwagers und der achtjährigen Amy Moser, ferner aufgrund von Menns Unterricht zur «anatomischen Mechanik der Tiere» eine Anzahl von Kuh- und Kalbdarstellungen. Auf der Oschwand, unter dem Dach von Cuno Amiets späterem Atelier, malte er das Bild «Der tote Bauer» (oder «Der tote Napolitaner»). Nach Jura Brüschweiler ist hier auch «Die tote Bäuerin» entstanden.

Das Hauptwerk und grösste Bild dieser Wochen ist das Porträt seiner Stiefschwester. Maria Waser war dieses Bild ihrer Mutter, das sich heute im Kunstmuseum Basel befindet, ausserordentlich lieb. «Besonders das Bild der Mutter wurde mir zum Inbegriff eines Bildes überhaupt: Leben in einer neuen, grössern Form. Und wurde mir zum Herzpunkt von Hodlers Werk.»

Die Begeisterung ob diesem Bild blieb im Doktorhaus in Herzogenbuchsee anfänglich allerdings eher mässig. «Die grosse Tat jener Wochen aber, Hodlers Hauptanliegen von Anfang an, war das Bildnis unserer Mutter. Gemalt wurde es auf ein Leintuch, dem die Mutter zur Herstellung des richtigen Formates eigenhändig ein Stück ansetzte. Auch dieses Werk bedeutete lange Arbeit; denn auch der in gar vielerlei Pflichten verstrickten jungen Frau mochte das lange, müssige Modellstehen nicht leicht fallen. Aber Hodler war mit flammendem Eifer bei der Sache und so schaffensfroh gelaunt, dass er sich sogar die Ähnlichkeitsratschläge meines Vaters gefallen liess, die bewirkten, dass Mutters Gesicht mit beglückender Wirklichkeit herauswuchs, warm, jung, lebend vom Glanz ihrer unvergleichlich leuch-

▷ Ferdinand Hodler, Porträt Maria Krebs, 1876. Kunstmuseum Basel.

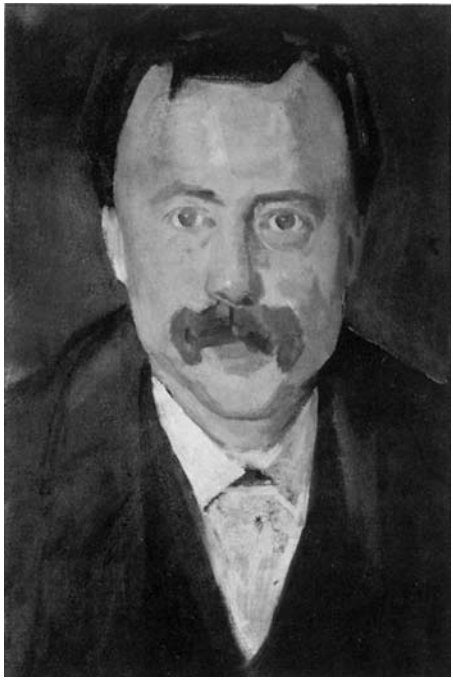
tenden Augen. Vaters Freude war gross; doch Hodler stutzte plötzlich, es ging wie Zorn über sein Gesicht, er griff nach dem vollen Pinsel, und mit einem Gitter wütender Striche löschte er das bejubelte Gesicht. An seiner Stelle entstand dann jenes stille, entrückte, flächenhaft behandelte Antlitz mit dem ernsten, fast wehen Munde und den rätselhaft forschenden Augen, das die Angehörigen bitter enttäuschte und den Maler mit inniger Freude erfüllte.

Der Schatten dieser Enttäuschung blieb an dem Bilde hangen und wuchs mit den missbilligenden Urteilen, die ihm von allen zuteil wurden, denen es vor Augen kam. Als Bildnis kritisierte man es als eine ‹Verleumdung›, als eine ‹menschliche Tapete›.

Man diskutierte das Umfangreiche im kleinen Raum und dachte nicht an seine fernwirkenden Eigenschaften, man kritisierte seine schattenlose Flächigkeit und gewahrte nicht die vornehme Schönheit in Linie, Aufbau und Farbenzusammenklang, man verkroch sich ins eigene Kunstverständnis, und das Vorurteil begrenzter Anschauung feierte Triumphe. Und man dachte nicht daran, auf die Stimme Unvoreingenommener zu achten, sondern belächelte jenes Männlein, das vom Garten aus zum offenen Fenster herein mit dem Bildnis sprach in der Meinung, unsere Mutter selbst vor sich zu haben, und lachte über die Schulkinder, die, als einst beim Hausputzen das Bild mit der bemalten Seite gegen ein Fenster des Oberstockes gelehnt worden war, die Kunde verbreiteten, die Frau Doktor stehe dort oben, oh, denk: in einem ausgeschnittenen Kleid und ohne Ärmel!

Es musste schliesslich so kommen, dass das viel geschmähte Bildnis unserer Mutter sich vor all der lieblosen Kritik selbstsichern Unverstandes aus der Stube flüchtete ins Kinderzimmer, und zwar just an jene Wand, vor die mein Bettchen zu stehen kam. So geschah es, dass mein erstes bewusstes Schauen diesem Bilde galt.

Niemals wird es mir gelingen, auszusprechen, welche Bedeutung dieses bemalte Leintuch in meinem Leben gewann. Es war mir nicht bloss das Bildnis der Mutter – ach, in meinen Augen, was für ein schönes, herzbewegend feierliches und doch wahres Bildnis –, immer mehr wurde es mir zum Symbol jener Macht, die wir nach aussen verlegen, weil es so schwer ist, die geheimen Vorgänge des Innersten zu fassen und zu nennen. Wie wäre es möglich gewesen, mit unentlastetem Gewissen einzuschlafen unter diesen still forschenden Augen, die einem überall folgten und die das frohe Leuchten und verzeihende Lächeln von Mutters lebendigem Blick nicht kannten?

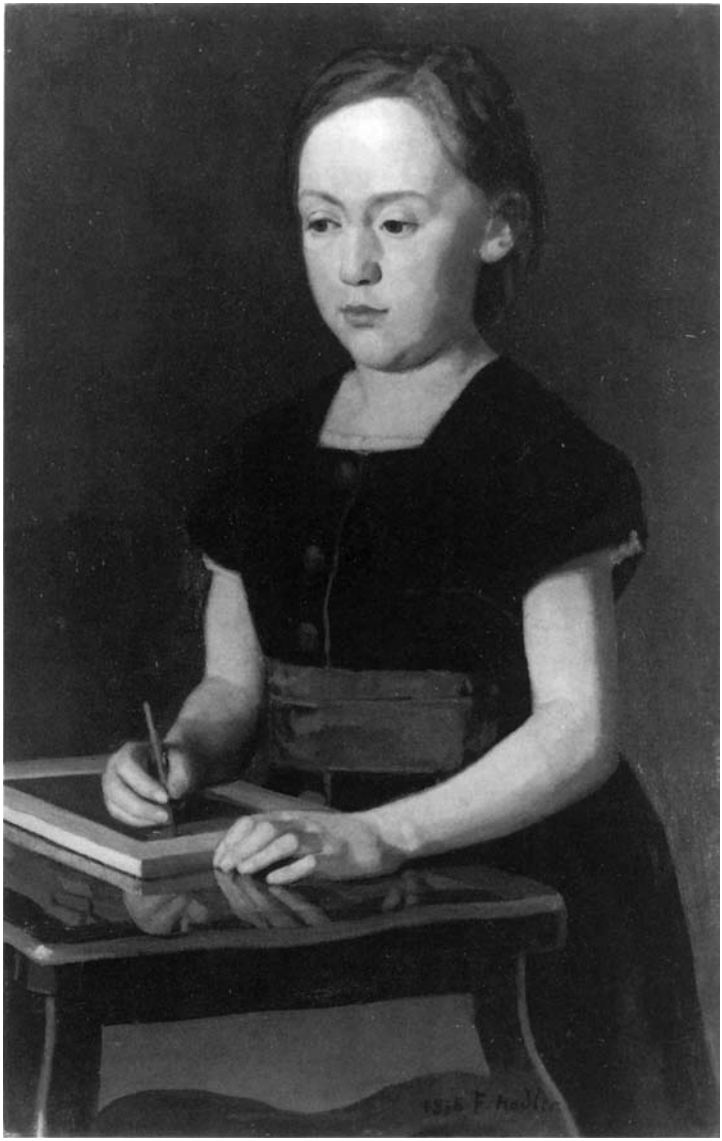


Ferdinand Hodler, Porträt Dr. Walter Krebs, Vor- und Rückseite des Bildes, 1876. Herzogenbuchsee.

Wie unter ihnen hervor in einen pflichtlosen schäbigen Tag zu entschlüpfen? Und wer, der seine ganze Kindheit lang jeden ersten und letzten Blick des Tages mit dieser feierlichen Erscheinung tauschte, hätte deren wägende und stählende Macht jemals vergessen können? So wurde das Bild mir zum Gewissen, zur Vorsehung, zu einem Wegweiser.»

Dem grossen Bildnis von Frau Krebs ging das doppelseitige von Hodlers Schwager voraus. «Seltsam erging es dem Porträt unseres Vaters. Das war ein ziemlich hartes Stück Arbeit, an dem Maler wie Modell nicht immer mit Lust sich beteiligten; denn dem jungen vielbeschäftigen Arzte war das Sitzen eine Qual. Dafür war das Ergebnis so, dass die Besteller sich darüber freuen konnten: gut gebaut, tüchtig gemalt, recht ähnlich und im Vortrag

Ferdinand Hodler, Mädchen mit Schiefertafel. Ölskizze, 1876 (gemäss Text die «fragliche» Vorstudie zu Bild rechts). Kunsthaus Zürich



Ferdinand Hodler, Mädchen mit Schiefertafel, 1876. Kunsthaus Zürich

nicht zu unvertraut. Aber Hodler war nicht zufrieden damit: ‹Das ist nichts, das habe ich zu lange gequält, so etwas sollte man in zehn Minuten zwingen können!› Und als mein Vater ihn mit gezogener Uhr lachend beim Worte nahm, kehrte er kurzerhand die Leinwand um, und innert zehn Minuten schleuderte er auf deren Rückseite – keine Skizze bloss – ein Bildnis von Kühnheit und Kraft und schier erdrückender Lebendigkeit. Und er freute sich dessen königlich, auch später, so oft er es wiedersah, und kurz vor seinem Tode noch setzte er seinen Namen darauf, den er der konventionelleren Vorderseite nicht gönnte. Für uns Kinder hatte dieses rückseitige Porträt fast etwas Erschreckendes – war aus Hodlers Erinnerung etwas von jenem Zornausbruch des Vaters, den er so sehr bewundert, hineingeraten? –, und das ganze Bild in seiner verwirrenden Doppelerscheinung bedrängte uns. Dafür suchten wir uns gelegentlich so zu rächen, dass wir nächtlicherweise die Leinwand vor ein Licht hielten, wobei dann ein rotglühendes Transparent von solch ungeheuerlicher Wirkung entstand, dass alle Bedrängnis sich in grauslicher Fröhlichkeit löste.»

Ferdinand Hodler hat sich wie kaum ein anderer Künstler mit dem Thema des Todes auseinandergesetzt. Auf der Oschwand beginnt die lange Reihe seiner Todes-Bilder. Sein Schwager führte ihn vor die Leiche des «Napolitaners». «Dieser war ein seltsamer Kauz gewesen, dem die langen Jahre in neapolitanischen Diensten die Vorurteile genommen hatten. Seine Frau tat es ihm in diesen Stücken gleich, und so hatte sie denn nichts dagegen, ihren toten Mann malen zu lassen, sondern half eigenhändig ihn auf der Tenne ihres armseligen Häuschens zur Aktstudie herrichten. Hodler war nicht allein beim Malen. Ein anderer junger Künstler, der damals mit uns im Hause wohnte, ein vielversprechender Münchner Schüler, leistete ihm dabei Gesellschaft. Wie verschieden wurden die beiden Bilder! Eine genaue, allem Detail Rechnung tragende, das Herz des Arztes erfreuende Anatomiestudie lieferte der Münchner. Hodler malte nicht Anatomie. Mit unerbittlichen, keiner Einzelheit schmeichelnden Linien schuf er das Bild des Toten, mehr noch, das Bild der letzten hilflosen Einsamkeit, der letzten grausamen Enthüllung, eine Vision des Todes selbst. Und so tat er schon in diesem Frühwerk den entscheidenden Schritt über die Leichenmalerei hinaus nach dem Ziel, das er sein Leben lang verfolgte und schliesslich auch erreichte: bildhafte Darstellung der Vernichtung des Lebendigen.

Es hat sich später um dieses als ‹Toter Bauer› ausgegebene Bild eine Legende geformt von halbem Leichenraub, Bauernskandal, Polizei und hel-

Ferdinand Hodler, Der tote Napolitaner, 1876.

denhafter Wehr; sie sei hiemit durch den Tatsachenbericht getilgt. Ein Zeuge der Tapferkeit bleibt dieses Bild dennoch, freilich nicht gassenbubenhaften Draufgängertums, sondern seelischen Mutes. Dass ein Dreiundzwanzigjähriger es vermag, den Tod in der Unerbittlichkeit seiner letzten Enthüllung zu fassen, wie viel tapfere Begegnung mit dem Gewaltigen setzt das voraus! Aber erst welche Unerschrockenheit der Seele der Versuch, durch den Einzelfall dieses Toten hindurchzudringen zum Wesen des Todes. Man hat vom Heldenhaften in Hodlers Leben viel gesprochen. Wer dies allein in seinem fast wunderbaren Widerstand gegen Hunger, Entbehrung, Feindschaft und die Betörungen des Ruhmes sieht, der hat den Sinn dieses Lebens nicht erkannt; denn er weiss nicht, dass Hunger, Entbehrung, Feindschaft und die Verführungen der Eitelkeit dem ein Kleines bedeuten, der den Heldenmut aufbringt, dessen es bedarf, um die süssandringende Vielgestalt der Erscheinung zu bezwingen, zu einigen, ins Wesenhafte zu formen und das gegenwärtige blutarme Leben zu entfleischen, zu vergeistigen, ins Sinnbildhafte zu entrücken.»

Nach dem wortgewaltigen Biographen, dem Dichter C. A. Loosli, war Hodler nach 1891, dem vermeintlichen Todesjahr von Onkel Neukomm (tatsächliches Todesdatum: 3. Mai 1895), nicht mehr in Langenthal. Maria Waser erinnert sich aber an verschiedene Zwischenhalte in Herzogenbuchsee. «Wie sein Werk Inbegriff der Kunst, so war Hodler selbst mir Inbegriff

Ferdinand Hodler, Der Mäher (Friedrich Neukomm in den Wässermatten), um 1879. Privatbesitz.

des Künstlers. Zwar erschien er bei uns nur als seltener und flüchtiger Gast – sein sommerlanger Aufenthalt im Hause meiner Eltern fiel nicht in meine Zeit; aber seine Art, die einprägsam war wie seine Bilder, bedurfte nicht langer Tage, um Wesentliches zu verraten. Und seine ungelenk vorgebrachten Worte waren so, dass man deren keine vergass. Wir sahen ihn übermütig, ernst, grimmig, im Feuer des Zorns und der Begeisterung und genossen seine nachsichtige Güte, wenn er bei der Prüfung unserer kindlichen Zeichnungen und Pinseleien so gern bereit war, auf Talent zu schliessen, wo er Fleiss, Hingabe und Feuer wahrzunehmen glaubte. Immer war er anders als alle andern Gäste unseres Hauses, seine Berufsgenossen miteingerechnet; aber – das spürte man – zu jeder Stunde so, wie er notwendig sein musste, von innen heraus.»

Um 1905 muss Hodler wieder einmal in der Gegend von Herzogenbuchsee gewesen sein. An derselben Stelle, an der Cuno Amiet 1911 seine Kamera aufbaute, um eine Ausflugsimpression festzuhalten, stellte Hodler seine Staffelei auf.

Der Burgäschisee zeigt fotografiert und gemalt eine grössere Ausdehnung als heute: Denn 1941–1943 wurde im Zug einer Landmelioration der Wasserspiegel um zwei Meter gesenkt und die Seeoberfläche stark gemindert. Es mag sein, dass Hodler einen Malausflug vom nahen Solothurn aus unternahm, wo er nicht wenige Freunde und Sammler hatte. Von einem friedvollen Augenblick im Leben des unermüdlichen Kämpfers berichtet das Seebild (siehe Umschlag).

Das ungelöste Rätsel A.M.

Alle Bilder, alte und neue, bergen Geheimnisse. Nie kann der Betrachter in alle Hintergründe eindringen. Ein geheimnisvolles Kunstwerk ist die Ölskizze mit dem Sujet der achtjährigen Amy Moser, die ein Privatsammler im zürcherischen Zollikon besitzt. Mehr als zwei Jahrzehnte haben sich die Experten gestritten, ohne zu stichfesten Resultaten zu kommen.

Klar und unangezweifelt ist ein Teil der Vorgeschichte. 1876 malt Ferdinand Hodler in Herzogenbuchsee die achtjährige Tochter der Fabrikantenfamilie Moser-Moser. – Will man den talentierten 23jährigen mit einem Auftrag aufmuntern oder nutzt man die willkommene Gelegenheit, um günstig zu einem Porträt der Tochter zu kommen?

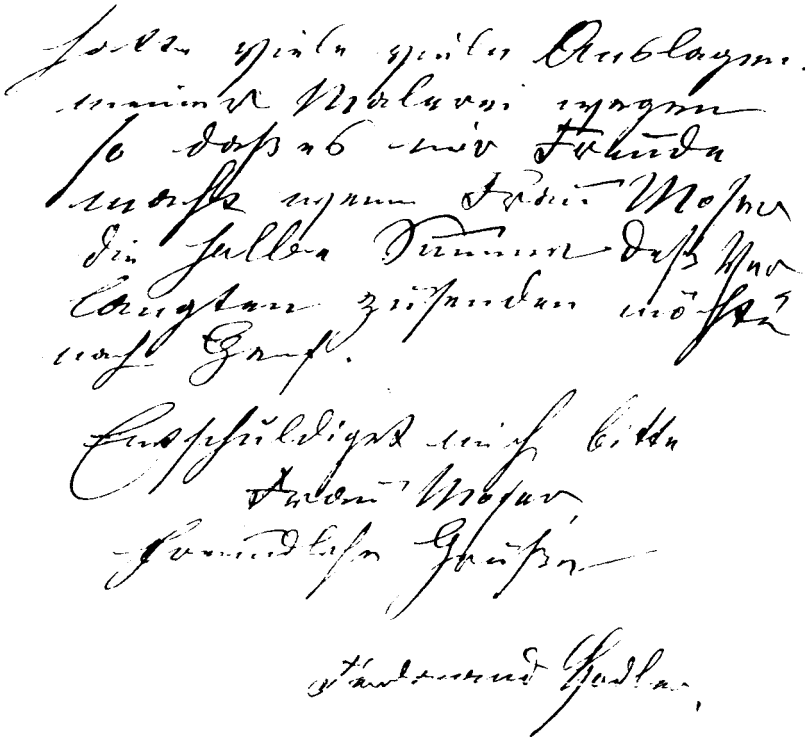
Maria Waser schrieb später über das Porträt des zehn Jahre älteren Nachbarkindes: «Man begriff durchaus nicht, weshalb Hodler in einem Mädchenbildnis die muntere Achtjährige so darstellte, als ob er nicht ein fröhliches Kind vor sich gehabt hätte, sondern einen verantwortungsbeladenen reifen Menschen; denn wer hätte damals ahnen können, dass dieses scheinbar nur zu Spiel, Musik und Lebensfreude geschaffene Mädchen dereinst freiwillig, aus Herzensdrang und Selbstverleugnungstrieb den verantwortungsschweren Beruf der Nächstenhilfe auf sich nehmen würde und dass also in diesem ernsten Kinderbild eine prophetische Hand Schicksal gemalt hatte?»

Schon 1918 kommt das Bildnis der Achtjährigen ins Zürcher Kunsthaus, wo es seinen festen Platz in der Sammlung hat. (Seit Jahr und Tag ist es allerdings falsch beschriftet, nicht Amelie Moser ist porträtiert, sondern die Tochter Amy Moser.)

1958 stirbt Amy Moser neunzigjährig. Bei der Räumung des nun leeren Elternhauses an der Bernstrasse kommt eine verstaubte Ölskizze auf Papier zum Vorschein, die offensichtlich ebenfalls die achtjährige Amy Moser darstellt. In einem Restaurationsatelier wird das Bild gereinigt, auf Leinwand aufgezogen und gerahmt.

Die erbberechtigte Stiftung «Alkoholfreies Gast- und Gemeindehaus zum Kreuz Herzogenbuchsee» hat die Möglichkeit, das Bild zu veräussern. Naheliegend ist der Gedanke, dass man ein Werk des jungen Ferdinand Hodler entdeckt haben könnte. Handelt es sich um ein beliebiges Stück bemaltes Papier oder um ein verschollenes Meisterwerk des unterdessen hochbezahlten Ferdinand Hodler?

Der Stiftungsrat unternimmt das Naheliegende. Er legt das Bild dem auf der nahen Oschwand lebenden Cuno Amiet vor, der Hodler gut gekannt hat. Der 92jährige schaut sich das Werk an. Amiet ist im gleichen Jahr geboren wie Amy Moser und lebte zur Entstehungszeit des Bildes in Solothurn. Augenzeuge ist er somit nicht, aber Ohrenzeuge. In schönen, klaren Buchstaben schreibt er am 12. Juli 1960 seine Expertise: «Vor mir steht ein Bild, 91×70 cm. Dargestellt ist ein Mädchen, das vor einer Schiefertafel schreibt. Von diesem Bild hat mir F. Hodler einmal erzählt: Es ist entstanden anlässlich eines Aufenthaltes in Herzogenbuchsee bei Dr. Krebs, dessen Frau eine entfernte Verwandte Hodlers war. Es war der erste Versuch zu einem Bildnis der Frl. Amy Moser als Schulmädchen. – Hodler hat dann das Bild in diesem unfertigen Zustand stehenlassen und hat das endgültige



Schluss eines Briefes von Ferdinand Hodler an Amelie Moser, 3. April 1877. Originalgrösse.

Bildnis der Amy Moser gemalt, das sich im Kunsthaus von Zürich befindet.»

Amiets Bericht tönt überzeugend. Stutzig macht einzig, dass er vergessen hat, dass Frau Maria Rosa Krebs nicht eine «entfernte Verwandte Hodlers» war, sondern immerhin dessen Stiefschwester. Als wie verlässlich kann also das Erinnerungsvermögen des 92jährigen eingeschätzt werden?

Ein halbes Jahr später äussert sich auch der Zürcher Hodler-Kenner und Kunsthistoriker Werner J. Müller und bezeichnet die Entdeckung «zweifellos als ein Meisterwerk der Frühzeit» Hodlers. «In der Tat kann an der Eigenhändigkeit und Autorschaft von Hodler kein Zweifel bestehen.»

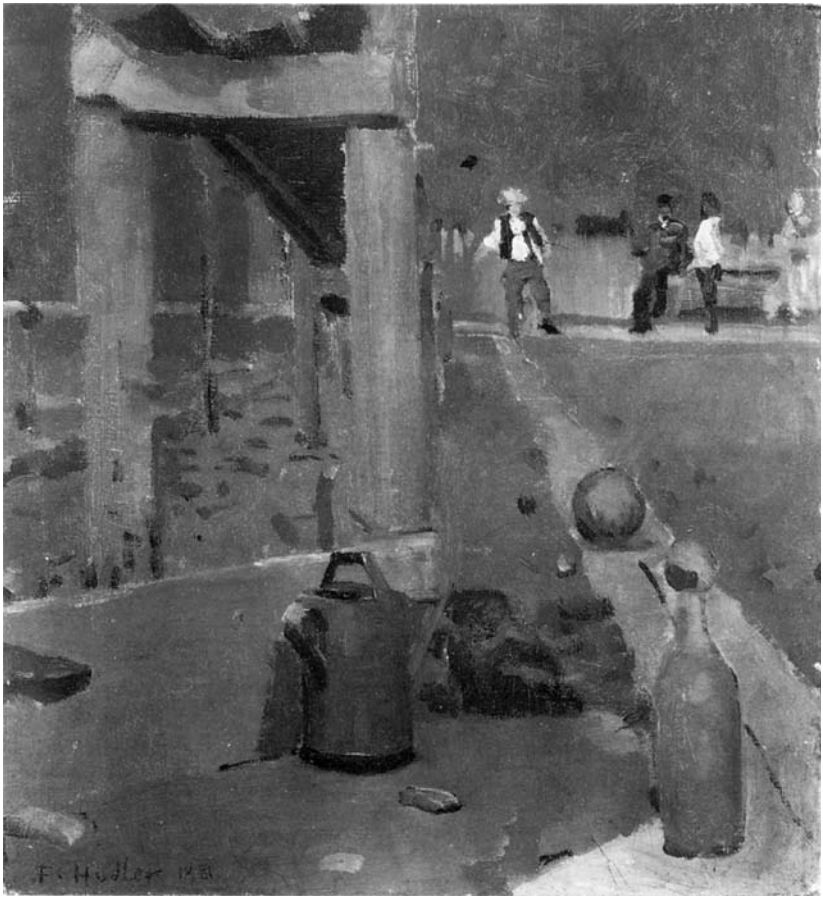
Der Bildverkauf kommt zustande. Der neue Besitzer räumt dem Werk in seiner Hodler-Sammlung einen guten Platz ein und erfreut sich seiner Erwerbung. Andere Kunstsachverständige äussern Zweifel an der Urheberschaft. Denn die Pinselsprache wirkt so kühn, dass man unvoreingenommen das Werk eher ins 20. als ins 19. Jahrhundert datieren würde.

Es gibt im Hodler-Schaffen des Jahres 1876 grosse stilistische Unterschiede: das fast altmeisterliche Porträt der Amy Moser aus dem Zürcher Kunsthaus und die impressionistische Farbskizze der Kegelbahn Aufhabe in Langenthal sind so verschiedenartig, dass man kaum den selben Maler hinter diesen Bildern vermuten würde. Doch das fragliche Bild vervielfacht die Differenz.

1967 äussert sich auch Maria Wasers Sohn, Heini Waser. Er bezeichnet die Ölskizze als eine Vorstudie zum ausgeführten Bildnis. Er räumt allerdings ein: «Obschon die freie und etwas saloppe Malweise eigentlich nicht dem Stil des jungen Hodler zu entsprechen scheint, lassen mir die bekannten Tatsachen keine andere Möglichkeit zu, als dass Hodler der Urheber des Werkes ist.» Als Maler mit grosser Berufserfahrung kann er die stilistischen Unterschiede begründen: «Ich weiss, dass spontan hingeworfene Skizzen sehr wohl einen späteren Malstil vorwegnehmen können, der sich vom Bestreben sorgfältigen Vollendens früherer Werke befreit hat. Auch darf man nicht vergessen, dass die Farbe auf ungrundiertem Papier anders steht als auf grundierter Leinwand.»

Ein wichtiges Argument Heini Wasers zugunsten der Urheberschaft Hodlers ist das Fehlen eines andern möglichen Autors. Zwar schreibt Maria Waser, 1876 habe sich auch ein Münchner Künstler im Doktorhaus aufgehalten und gleichzeitig mit Hodler gemalt. Ihr Vater habe dessen Fähigkeit bewundert, «genaue, allem Detail Rechnung tragende Anatomiestudien» zu schaffen. Aus dem konservativen Münchner Milieu kann die Amy-Moser-Ölstudie somit sicher nicht stammen. Ein anderer Zeitgenosse kommt nicht in Frage. Maler waren damals in Buchsi so selten wie Golddublonen auf der Strasse.

Oder ist denkbar, dass später im «Kreuz» oder im Haus Moser der Wunsch aufgekommen wäre, das nach Zürich verkaufte Bild wenigstens in ähnlicher Form zu repatriieren? Hat vielleicht in diesem Jahrhundert ein Künstler oder eine Künstlerin versucht, das Museumsbild neu zu malen und dabei das Vorbild und die eigene Sprache zu kombinieren? Beim Versuch, auf freie Weise das Bild zu kopieren oder zu interpretieren, führte das



Ferdinand Hodler, Kegelbahn Aufhaben Langenthal, 1881. Privatbesitz.

Bemühen – wie etwa die Handpartie zeigt – an Grenzen. Überfordert gab der oder die Unbekannte auf, und das Unvollendete wurde im Estrich eingelagert.

Nur sehr teure Farbanalysen könnten über die Entstehungszeit eine gewisse Klarheit schaffen. Wäre das Bild tatsächlich 116 Jahre alt, dann würde wohl folgende Erklärung gelten: Dass Hodler ein begabter junger

Maler war, davon hatte sich die Familie Moser im Haus des Doktor Krebs überzeugen können. Sie konnten ihm, ohne ein allzu grosses Risiko einzugehen, einen Porträtauftrag erteilen. Unsicher war man aber bei Mosers, wie gross das Bild sein sollte, damit es gut zur Wirkung käme, aber gleichzeitig mit dem Ameublement korrespondiere. Heutige Innenarchitekten sind ständig mit entsprechenden Problemen konfrontiert. Um dem Werweisen ein Ende zu setzen, warf Hodler mit einem Rest grüner Farbe und ein paar andern Tönen eine Skizze auf ein Papier, heftete sie am vorgesehenen Platz an die Wand und liess seine Kunden sich äussern. Etwas kleiner sei gross genug, meinten die Mosers, und Hodler wählte statt des Papierformats von 91×70 cm eine Leinwand für ein Chassis von 79×51 cm. Die Auftraggeber begriffen den Bildwert der Ölskizze noch nicht; hoch ist es ihnen anzurechnen, dass sie diese trotzdem nicht dem Feuer übereigneten, sondern beiseite legten. – Vermutlich wird man nie wissen, ob die Ölskizze «Amy Moser» das spontanste Frühwerk Ferdinand Hodlers ist, oder ob sie gar nicht von Hodler stammt.

Der Schwingerumzug

Der junge Ferdinand Hodler hat zwei grosse Schwingerumzug-Bilder geschaffen, beide in Langenthal. Das erste Bild malte er 1882 während des sechsmonatigen Langenthaler Aufenthalts, der im Februar begann und Mitte August endete. Dies war – neben dem Sommer 1876 – seine fruchtbarste Zeit im Oberaargau.

Gleich drei grosse Themen beschäftigen ihn 1882 im Oberaargau. Er arbeitet an einer Konkurrenzaufgabe für den Genfer Diday-Kunstwettbewerb zum Thema der La-Fontaine-Fabel «Müller, Sohn und Esel». Er wohnt im Mühlestöckli (später im heutigen «Chrämerhuus») bei seinem Onkel, dem Schuhmacher Friedrich Neukomm. Hier auf dem Mühleareal findet er authentische Anregungen für seine witzige Lösung zuhauf. Kein Wunder, bringt sie ihm den ersten Preis und die hübsche Summe von 1200 Franken ein.

Ganz besonders seine Oberaargauer Modelle dürfte interessiert haben, was am 28. Juni das Lokalblatt seinen Lesern mitgeteilt hat: «Im Bericht über die schweizerische Kunstausstellung steht laut ‹Intelligenz-Blatt› folgende günstige Kritik über das Gemälde von Hrn. F. Hodler in Genf

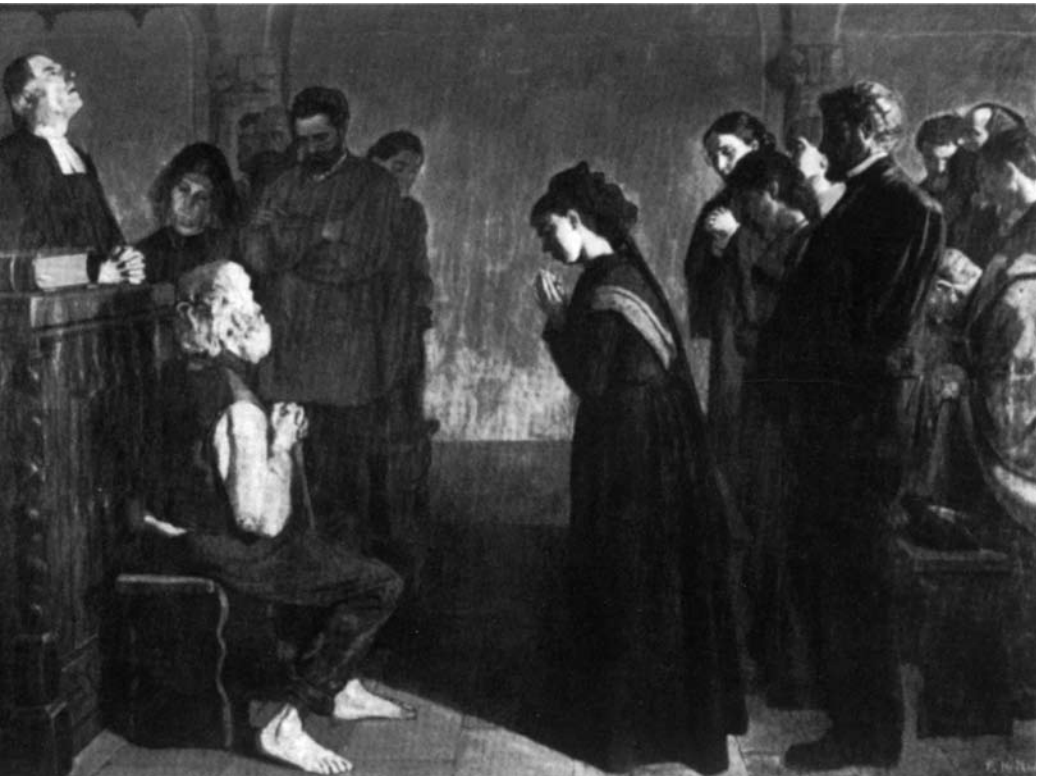
(gegenwärtig in Langenthal). Das Sujet ist der La-Fontaineschen Fabel ‹Der Müller, sein Sohn und der Esel› entnommen und sofort erkenntlich. Dieses vorzügliche Bild hat durch seine lebenswahre, realistische und dennoch nicht triviale Darstellung von Typen aus dem Volksleben den ersten Preis im Concours Diday zu Genf in diesem Jahre davongetragen. Nichts Gesuchtes in der ganzen Darstellung. Man glaubt das Höhnen der derben Mädchen zu hören und man muss unwillkürlich über das verdutzte Gesicht des Alten lachen. Angemessen dem Sujet ist die feste, derbe Pinselführung, welche wir schon an früheren Arbeiten Hodlers hervorgehoben haben. – In Langenthal arbeitet Hr. Hodler gegenwärtig an einem grösseren Bilde ‹Schwingerumzug› sowie an der Ausschmückung der Festhütte auf dem Hinterberg.»

Im Jahr zuvor hatte Hodler schon begonnen, sich künstlerisch mit dem Thema der religiösen Versammlungen auseinanderzusetzen. Gemäss der wohl nicht ganz zuverlässigen Gewährsfrau Luise Rölly hat Hodler in Langenthal selber an solchen Stündeler-Zusammenkünften teilgenommen.

Die Hauptwerke «Das Gebet im Kanton Bern» und «Die Andacht» sind keine blossen Reportagebilder aus pietistischem Dorfmilieu. Gemalt wurden sie offensichtlich nicht von einem Aussenstehenden, sondern von einem innerlich Beteiligten. Es wäre allerdings falsch sich vorzustellen, Hodler habe vor dem Malen Abend für Abend in Bibelzirkeln verbracht. Hodler war bekanntlich kein Kind der Traurigkeit. Für die Festhütte des Kantonalen Schützenfestes (2. bis 9. Juli 1892) malt er als Bühnendekoration das Rütli mit den schwörenden Eidgenossen und mittelalterliche Schweizerkrieger, die den Haupteingang links und rechts «bewachen». Auf verschlungenem Weg ist ein einzelner Dekorationsteil kürzlich wieder aufgetaucht. Als «Walter Fürst au Grütli» war er an der letztjährigen Hodler- Ausstellung in Martigny ausgestellt.

Nach dem Hodler-Biographen C. A. Loosli, der um 1920 den Langenthaler Gustav R. Geiser interviewt und dessen Erinnerungen an vier Jahrzehnte zurückliegende Ereignisse wohl nicht überprüft hat, wurden Hodlers Dekorationen gleich noch einmal genutzt. – Einige Wochen später habe das Zentralfest Schweizerischer Kaufleute stattgefunden und die Festhüttendekoration sei gleich stehengeblieben. Für 25 Franken Honorar (man vergleiche den Betrag mit der Preissumme des Diday-Wettbewerbs) habe Hodler fürs Glockentürmchen des Choufhüsi, dem ehemaligen Gemeindehaus und momentanen Kunsthaus, eine überlebensgrosse Merkurfigur mit

Ferdinand Hodler, Der Schuhmacher (Onkel Neukomm in seiner Werkstatt im Andres-Haus, heute Chrämerhuus), 1882. Privatbesitz.



Ferdinand Hodler, Das Gebet im Kanton Bern, 1880/81.

Flügelhut und Heroldstab geschaffen. Ingenieur Gustav R. Geiser, Vorsitzender des Dekorationsausschusses, berichtet, sie habe das Missfallen aller Langenthaler gefunden …

Wie so oft hat auch hier die zeitliche Distanz die Ereignisse verändert. Die Erinnerung lässt aus und kombiniert nicht Zusammenhängendes. Tatsächlich blieb nach dem Schützenfest die Festhütte auf dem Hinterberg stehen, und zwar für das Oberaargauische Bezirksgesangsfest vom 13. August, an dem der Chor des Kaufmännischen Vereins Langenthal einen Lorbeerkranz herausgesungen hat. Der anonyme Berichterstatter des «Oberaargauers» vom 16. August 1882 schliesst seinen Artikel mit den Sätzen: «Das

Ferdinand Hodler, Die Andacht, 1880.

Fest war in allen Teilen gelungen, und schade ist und bleibt, dass die Festhütte abgebrochen werden muss. Doch man tröstet sich endlich mit dem Liedchen: Muess i denn, muess i denn zum Hüttchen heraus – und du, Erinnerung, bleibst hier!» An den Uhrturm des Choufhüsi dürfte Hodler also eher die heilige Cäcilia gemalt haben als eine Merkurfigur.

Laut den Forschungen Jura Brüschweilers brach Hodler im folgenden Jahr Mitte Juli nach Langenthal auf. Im «Oberaargauer» vom 18. Juli findet sich ein Rückblick aufs «Centralfest des schweiz. kaufmännischen Vereins» vom 14. und 15. Juli. Merkur, der «Schutzgott der Handelsbeflissenen», wird in diesem Artikel nicht weniger als viermal erwähnt. So müssen

Ferdinand Hodler, Skizze zum «Schwingerumzug», 1884 (47 × 31 cm). Aus: Loosli II, 1922.

Ferdinand Hodler,
Dekoration für das Schützenfest
in Langenthal von 1896.

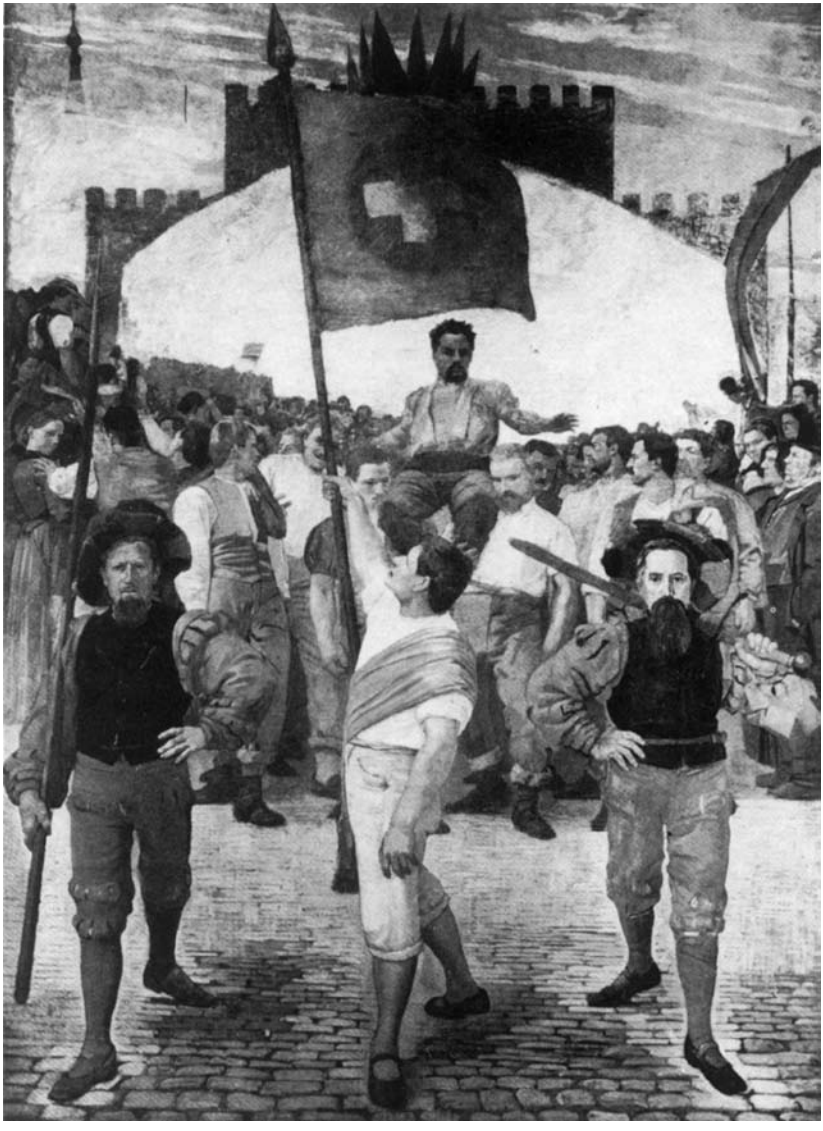
wir wohl annehmen, dass Hodlers «Merkur» für dieses Fest gemalt worden ist.

Die religiöse Versenkung und die überschwengliche Festseligkeit – beides geht bei Hodler gleichzeitig einher. Das eine gehört zu seinem Charakter wie das andere. Spiritist und Sinnenmensch, war er Bewunderer der grossen Philosophen und der wilden Landsknechte.

Aus eigenem Antrieb malt Hodler den «Schwingerumzug». Nach Gustav R. Geiser zog er die Leinwand für das 365 cm hohe und 275 cm breite Bild am unteren Scheunentor auf. Im Wetterschutz des Vordaches, aber allen Blicken der Neugierigen ausgesetzt, malte er an seinem bisher grössten Werk. Zu jenen, die sich das unalltägliche Geschehen nicht entgehen lassen wollten, gehörte auch Gustav R. Geiser. Er berichtete C. A. Loosli:

«Es war 1882, als ich des öftern in meiner freien Zeit nach der Mühle hinunterging, wo Hodler an dem unteren Scheunentor die grosse Leinwand

Ferdinand Hodler, Komposition zum «Schwingerumzug».



Ferdinand Hodler, Der Schwingerumzug, 1882. Erste Fassung (Langenthal). 3,65m × 2,75m.

für den ‹Schwingerumzug› aufgespannt hatte. Eines seiner Modelle, der Schmiede-Marti, besass in seiner Garderobe ein Prunkstück in der Gestalt eines hellen, schön geblümten Gilets, das neben seiner langhaarigen Angströhre sein grösster Stolz war und nur bei ganz besonders festlichen Anlässen ans Licht gezogen wurde. Natürlich legte er dann, als er von Hodler zum Modellstehen aufgefordert wurde, besonderen Wert darauf, in eben diesem Prachtgilet abgebildet zu werden. Hodler gefiel aber diese Sonntagsweste nicht recht, und so erlaubte er sich dann nach der Entlassung des Modells eine ihm malerisch angebrachte Änderung daran vorzunehmen. Als nun das Schwingerbild vollendet war, veranstaltete Hodler im Tanzsaale des Gasthofes zum Kreuz eine Ausstellung einer Anzahl seiner Arbeiten. Der Schmiede-Marti besuchte im Vollgefühl seiner Wichtigkeit die Ausstellung, da es ihm ordentlich schmeichelte, mit seinem schön geblümten Gilet auf dem grossen Bilde dargestellt zu sein. Wie er aber sein Konterfei erblickte, war er zu Tode erschrocken und empört, denn er entdeckte zu seiner Entrüstung, dass ihm Hodler durch einen eingesetzten Flicken auf der linken Seite sein Prunkgilet verunstaltet hatte. Überlaut rief er aus, das sei eine Schnödigkeit, Hodler müsse herkommen und das Gilet anders malen. Hodler kam dem Verlangen nach und hat den Flick, gleichzeitig aber auch die Blümchen aus dem Gilet entfernt.»

Was das Schicksal dieses ersten Bildes anbelangt, scheint man C. A. Loosli Falsches übermittelt zu haben: Hodler habe es unter dem Dach des Mühlestocks oder des Chrämerhuus auf der «Vogeldiele» versorgt, wo es übers Jahr unrettbar Schaden genommen habe. Hodler habe seiner Tante Neukomm deswegen Vorwürfe gemacht.

Jura Brüschweiler verdanken wir diesbezüglich Klarheit. Die erste Fassung des «Schwingerumzugs» begleitet Ferdinand Hodler Ende August 1882 nach Genf zurück. Bereits im September kann er sie ausstellen, und zwar im Rahmen der städtischen Kunstausstellung im Vorraum des Genfer Wahlgebäudes. «Von der Kritik wird das Werk allerdings mit Erstaunen und Vorbehalten aufgenommen, wobei sie dem Künstler zwar Begabung zuspricht, ihm jedoch vorwirft, sein Gemälde ‹sei nicht zu Ende geführt›.» («Journal de Genève», 17. Oktober und «Le Genevois», 15. September 1882.)

Die Biographen Mühlestein und Schmidt hingegen vermitteln eine unwahrscheinlichere Idee weiter: Hodler habe in Genf den «Karton», also den Entwurf ausgestellt, der so gross gewesen sei, dass er nur im Ausstel-

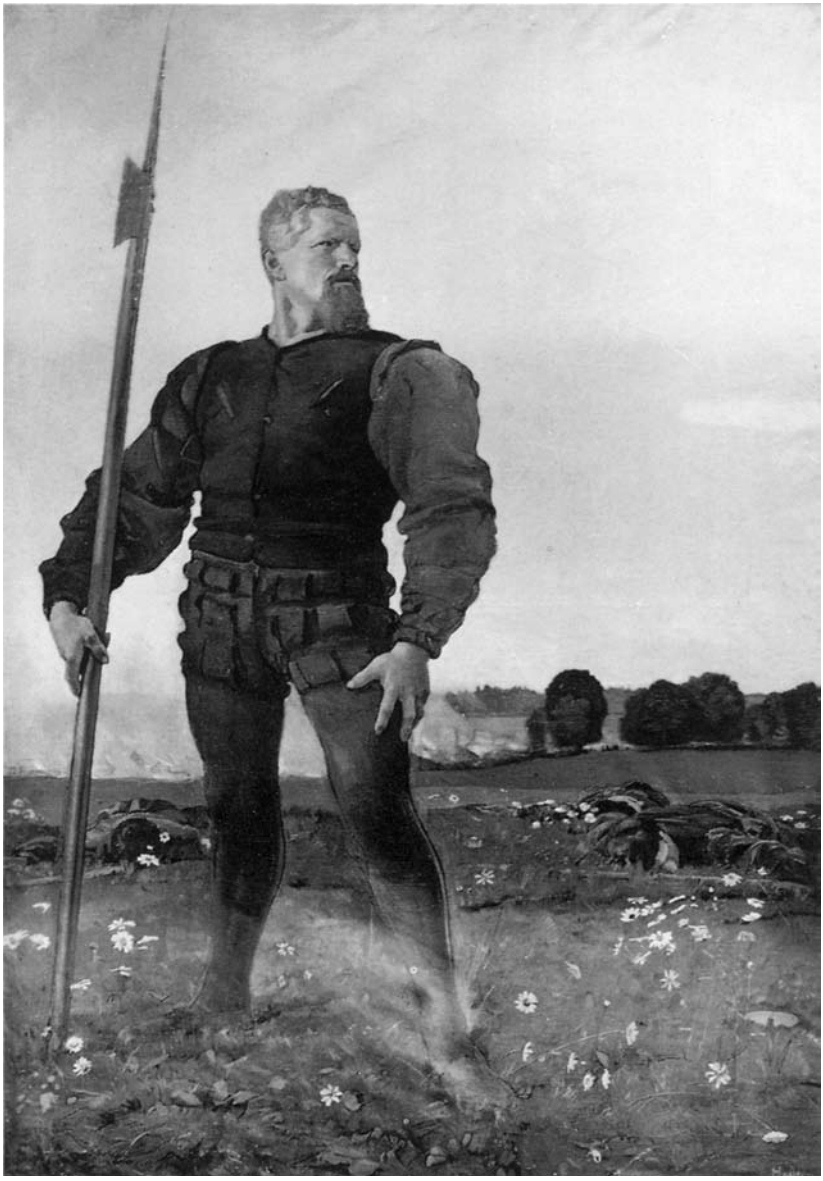
lungsvorraum habe gezeigt werden können. Über den «Karton» können sie auch keine weitere Angaben machen, da dieser verschollen sei.

Wahrscheinlich dürfte aber an der Meldung vom «Karton» und vom «Bildverlust» trotzdem etwas Wahres sein. – Durch kleine Verwechslungen hat sich ein grosses Missverständnis überliefert. Vermutlich hat sich folgendes abgespielt: Wie Hodler nach Genf zurückkehren will, um die Jahresausstellung zu beschicken, rollt er seine Leinwand ein und lässt sie nach Genf schicken. Möglicherweise hat er selber gemerkt, dass das Bild noch weiterzuentwickeln wäre, und bereits in Langenthal den Plan gefasst, sobald als möglich mit denselben Modellen weiterzuschaffen. Den «Karton» will er deshalb aufbewahren; er wird ihm später den Einstieg ins neue Bild erleichtern. Die sperrige Tafel lagert er in Neukomms Estrich ein, wo sie von Regen, Schnee und Vogeldreck arg in Mitleidenschaft gezogen wird. Kaputt geht also nicht die erste Fassung des «Schwingerumzugs». Diese hängt heute im Berner Rathaus und ist sicher richtig als Werk des Jahres 1882 angeschrieben.

1887 malt Hodler die zweite Fassung seines Schwingerumzugs. Der Vergleich mit der ersten Version, die leider durch unsachgemässe Restauration nach Hodlers Tod beeinträchtigt worden ist, zeigt erstaunliche Entsprechungen. Von den beiden Waffenträgern im Vordergrund abgesehen, wirkt das zweite Bild wie eine Kopie des ersten. Hat Hodler anhand einer schwarzweissen Fotografie jenes Werk geschaffen, das heute im 1. Stock des Zürcher Kunsthauses hängt? Oder war der Langenthaler «Karton» vielleicht doch nicht ganz kaputt? Genügte er immerhin noch als Vorlage zum zweiten Werk? Oder hat Hodler vielleicht sogar 1887 den ersten «Schwingerumzug» noch einmal nach Langenthal transportiert und die erste Fassung neben der leeren Leinwand als Vorbild für die zweite aufgehängt? Noch wissen wir es nicht.

Loosli gibt auch Gustav R. Geisers Schilderung weiter, wonach Hodler 1883 im Tanzsaale des Langenthaler Gasthofs zum Kreuz das Schwingerbild und eine Anzahl anderer Arbeiten ausgestellt habe. Wenn dem so ist, hätte die erste Hodler-Einzelausstellung der Welt in Langenthal stattgefunden. Dass sich in der Zeitspanne seines Langenthaler Aufenthalts 1883, Mitte Juli bis Ende August, in der Lokalpresse kein Hinweis auf ein damals völlig unalltägliches Ereignis wie eine Kunstausstellung findet, lässt eher darauf schliessen, dass die Auseinandersetzung ums Gilet des Schmiede-Marti schon 1882 und noch unter dem Scheunentor stattgefunden hat.

Ferdinand Hodler, Studie zu «Der zornige Krieger», 1883/84, Bleistift und Kohle. Kunsthaus Zürich.



Ferdinand Hodler, le guerrier furieux, 1884, huile sur toile (240 × 168cm). Musée d'art et d'histoire Genève.

Am 23. Oktober 1992 wurde in dem kurz zuvor geräumten ehemaligen Gemeindehaus «Choufhüsi» in Langenthal ein provisorisches Kunsthaus dem Betrieb übergeben, angeregt durch den 1991 gegründeten Kunstverein Oberaargau. Durch die Umsiedlung der Gemeindeverwaltung war das geschützte schöne Gebäude im Dorfzentrum frei geworden und bot sich förmlich an zu kulturellen Zwecken. Eröffnet wurde es mit der Ausstellung «Hodler und der Oberaargau». Zum ersten Mal wurde die enge Beziehung Hodlers zu unserer Gegend sichtbar gemacht. Ein Katalog, in dem alle bekannten Bilder und Fakten registriert sind, gibt dieser bedeutenden Veranstaltung Dauer. Er wird auch weiterhin Zeugnis ablegen über Hodlers Frühwerk, wozu zahlreiche wesentliche Werke gehören, die im Oberaargau entstanden sind.

Anmerkungen

1 Maria Waser: Wege zu Hodler, Zürich 1927/1979.
2 C. A. Loosli: Ferdinand Hodler. Bern 1922. (Ausgewählte Stellen dieser Biographie in «Langenthaler Heimatblätter» 1978; hier auch Beiträge von Wilhelm Liechti und Robert Steiner.)

DIE ERSTEN CHÖRE IM AMT TRACHSELWALD

JÜRG RETTENMUND

Die nachfolgende Arbeit ist aus dem Auftrag für die Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Männerchors Huttwil entstanden. Auf der Suche nach Quellen zur Frühzeit des Chores stiess ich auf ausgezeichnetes Material im Staatsarchiv (vgl. Quellenverzeichnis am Schluss). Dieses bildete den Grundstock für diese Untersuchung. Durch Hinweise in Zollingers Festschrift für den Bernischen Kantonalgesangverein (BKGV) kamen weitere Funde im Burgerarchiv Burgdorf und im Archiv des BKGV hinzu. Diese Quellen wären es wert, nicht nur für den Amtsbezirk Trachselwald, sondern für den ganzen Oberaargau oder gar den Kanton Bern ausgewertet zu werden, um die Frühzeit der Chorbewegung auszuleuchten, die eng mit der Verbreitung liberalen Gedankengutes von 1820 bis 1850 verknüpft ist. Wie ich feststellen konnte, ist vielen Chören durch nachfolgende Unterbrüche die Existenz ihrer Vorgängerorganisationen nicht mehr bekannt.

Die älteste Stätte, wo der Chorgesang gepflegt wurde, war auch im Amtsbezirk Trachselwald die Kirche. Nachdem die bernische Obrigkeit mit der Reformation vorerst auch die Musik aus den Gotteshäusern verbannt hatte, begann sie sich im 17. Jahrhundert wieder um die Pflege des Psalmengesanges zu sorgen. Sie regte die Bildung von Singgruppen an, die die Lieder des Gottesdienstes vorgängig einübten und damit dem Gemeindegesang Stütze sein konnten. Derartige Singgruppen lassen sich auch in verschiedenen Gemeinden des Amtes, vor allem in Eintragungen der Chorgerichtsmanuale, nachweisen.[1]

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte, ausgehend vom Zürichbiet und dort vor allem vom Dorf Wetzikon, eine neue Entwicklung ein. In diesem Dorf wirkten die Komponisten Johannes Schmidli, Heinrich Egli und Johann Jakob Walder. Diese schufen als erste Lieder, die nicht mehr nur zur Ehre Gottes gesungen wurden. Ihr Liedgut gibt in Wort und Ton eine patriotisch-vaterländische Grundstimmung wieder, die nach einem un-

ruhigen halben Jahrhundert schliesslich 1848 zur Gründung des schweizerischen Bundesstaates führte.

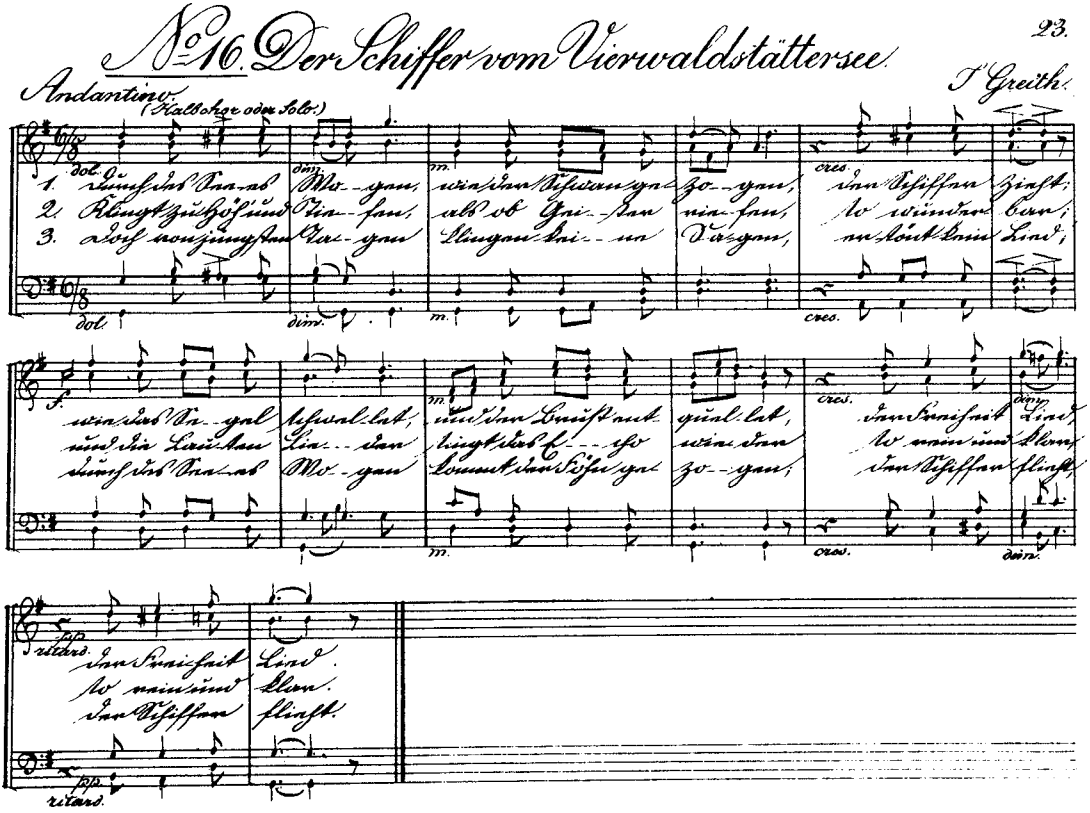
In Wetzikon stand auch die Wiege von Hans Georg Nägeli, der zum eigentlichen Vater des Volksgesangs wurde. Nägeli schuf zwar nicht die ersten Männerchorquartette – diese Ehre fällt dem Salzburger Johann Michael Haydn, einem Bruder des bekannteren Komponisten Joseph Haydn, zu. Doch er komponierte als erster Lieder für den unbegleiteten vierstimmigen Chor, der aus je zwei gesondert geführten Frauen- und Männerstimmen oder aus vier Männerstimmen besteht. Damit war die Liedform geschaffen, um den gemeinsamen Chorgesang über den Kreis der Berufsmusiker hinaus in breiten Volkskreisen populär zu machen.

Nägeli gründete im Jahre 1805 mit seinem «Singinstitut» in Zürich den ersten Gemischten Chor und fünf Jahre später als Bestandteil seines Instituts auch den ersten Männerchor. Das typisch Neue an diesen Chören, was sie von den älteren Singgemeinschaften abhebt, ist ihre zweckgerichtete Organisation, die nicht mehr ausschliesslich in der lokalen Gemeinschaft gründet. Deutlichstes Zeichen dafür sind die Statuten, in denen Zweck und Organisation des Vereins schriftlich festgehalten sind.[2]

1. Gemischte Chöre ab 1820

Nägelis Tätigkeit als Komponist und Chorgründer machte erstaunlich rasch Schule; nicht nur in der deutschen Schweiz, sondern auch im süddeutschen Raum. Es verwundert nicht, dass im Bernbiet Nägelis Ideen zuerst in Burgdorf, der Stadt der Gebrüder Schnell, den Wegbereitern der bernischen Regeneration, Fuss fassten. Hier eiferte der junge Pfarrhelfer Ludwig Müller, der später bis zu seinem Tode 1868 als Pfarrer in Limpach wirkte, dem Zürcher Sängervater nach. Unter seiner Leitung schlossen sich am 3. Juli 1825 die Singgesellschaften Affoltern, Burgdorf, Jegenstorf, Koppigen, Rüti bei Burgdorf, Sumiswald und Wangen zum «Allgemeinen Singkreis für das Emmental und den Oberaargau mit dem Amt Fraubrunnen» zusammen, später in «Burgdorfer Gesangverein» umbenannt.

Auch dieser Verein gab sich als erstes eigene Statuten. Über den Zweck des Vereins lesen wir darin: «1. Beförderung und Verbesserung des Gesanges als eines Mittels, die kirchlichen Andachten zu veredeln, gesellige Freuden zu erhöhen, öffentliche Zusammenkünfte und Volksfeste froher



Der Bernische Kantonalgesangverein gab für seine Mitglieder eigene Liederhefte heraus. Das Lied «Der Schiffer vom Vierwaldstättersee» stammt aus dem zweiten Heft mit Liedervorschlägen der Künstlergesellschaft.

und sittlicher zu machen. 4. Nähere Bekanntschaft und freundschaftliche Verbindung einzelner Gemeinden untereinander.»[3] Bereits im Mai 1826 fand ein erstes gemeinsames Sängerfest statt.

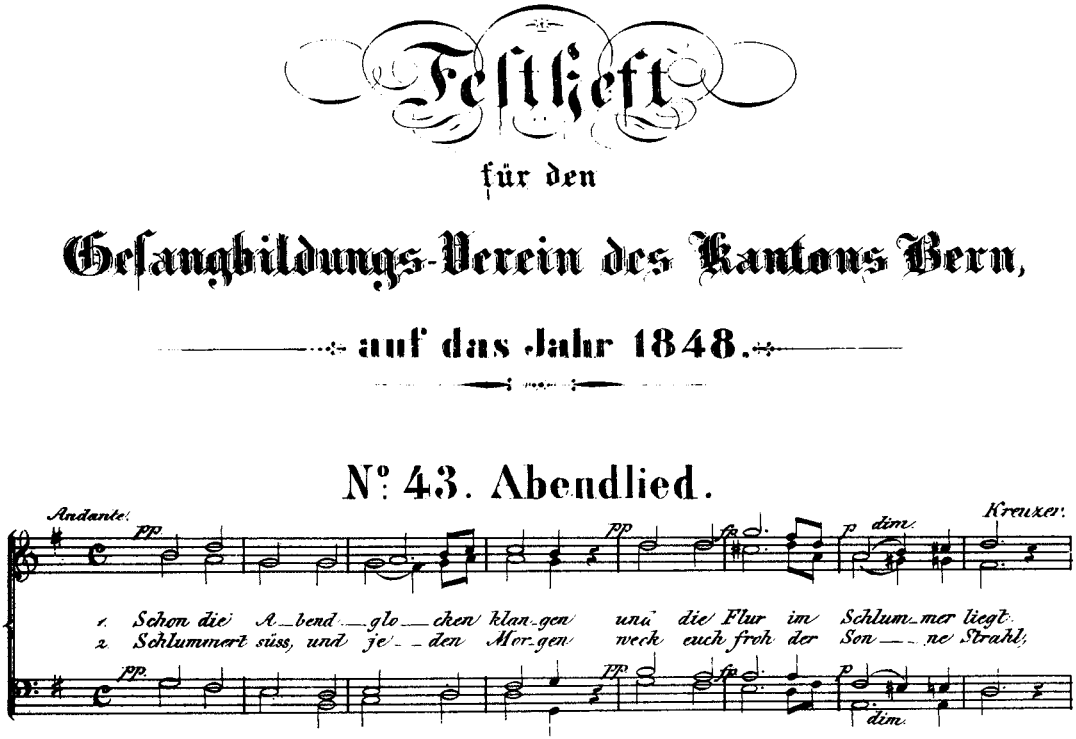
Dem Burgdorfer Gesangverein schlossen sich auch die ältesten beiden Chorvereine im Amt Trachselwald an: Sumiswald und Affoltern. Ihre Gründung reicht vor die Zeit des Zusammenschlusses zurück. Die Singgesellschaft Sumiswald war vermutlich um 1819/20 gegründet worden. 1834 besass sie eigene Statuten und eine wohlgeregelte Vereinsführung. Ihr ge-

hörten Frauen und Männer verschiedener Altersstufen an, auch verheiratete. An den Gesangfesten nahm sie in der Regel mit zwischen zwanzig und dreissig Sängerinnen und Sängern teil. Gewöhnlich trafen sich diese einmal in der Woche zur gemeinsamen Übung. Sie rekrutierten sich, wie der Berichterstatter festhält, zum grössten Teil aus den angesehensten Familien Sumiswalds.

Die Sängerinnen und Sänger wirkten sowohl bei kirchlichen als auch bei bürgerlichen Festen mit. An Winterabenden organisierten sie eigene Konzertaufführungen. Dabei erhoben sie keinen Eintritt, sondern deckten die Auslagen aus ihrer Vereinskasse. Darüber legte der Kassier jährlich seine Rechnung ab. An Festtagen sang der Chor in der Kirche während der Kommunion. Er besuchte jeweils auch die Gesangfeste des Burgdorfer Gesangvereins, und auch die Teilnahme an einem grossen Musikfest in Bern ist bezeugt. Vermutlich handelt es sich um das erste bernische Gesangfest, das am 4. und 5. Juli 1824 zu Ehren der Tagsatzung stattfand. 207 Mitwirkende aus 17 Amtsbezirken des Kantons Bern nahmen auf Einladung der Musikgesellschaft Bern daran teil. Unter Umständen wurden dort auch die ersten Kontakte zu Pfarrhelfer Müller geknüpft, die zur Gründung des Burgdorfer Gesangvereins führten.

1834 besass der Sumiswalder Chor einen ansehnlichen Stock Musikliteratur. Einen bedeutenden Posten in der Jahresrechnung beanspruchte auch die Beleuchtung des Übungslokales mit Kerzen und Öl. Denn in einer Zeit, als es noch keine elektrische Beleuchtung gab, hatten die Vereine selbst für Licht zu sorgen. Die gesanglichen Leistungen des Chores werden sowohl 1834 als auch 1847 gelobt. 1829, 1834 und 1838 führte er das Sängerfest des Kreisgesangvereins Burgdorf durch. Beim Gesangfest am 2. Juni 1834 lösten die Lieder «O Jesu, meine Wonne», der 81. Psalm von Nägeli (Cantus firmus) und die «Vaterlandsliebe» von Nägeli/Pfeiffer am meisten Ergriffenheit unter dem Publikum in der Kirche aus. Diese «Hitparade» illustriert anschaulich die Mittelstellung der Gemischten Chöre im Gesangverein Burgdorf zwischen den alten, kirchlichen Singgesellschaften und den neuen, liberal-vaterländisch geprägten Männerchören.

Am Gesangfest vom 21. Mai 1838 nahmen die Gesellschaften Affoltern, Sumiswald, Burgdorf, Jegenstorf, Herzogenbuchsee, Limpach und Wasen teil, insgesamt 167 Sängerinnen und Sänger. Der «Berner Volksfreund» berichtete darüber: «Am Morgen des festlichen Tages, wie strömt schon von 7 Uhr an alles herbei auf Wägelein, in Chaisen, auf grossen bekränzten


Festheft
für den
Gesangbildungs-Verein des Kantons Bern,
auf das Jahr 1848.

Nº 43. Abendlied.

Andante. pp. pp. fz. p dim. Kreuzer.

1. Schon die A_bend_glo_cken klan_gen und die Flur im Schlum_mer liegt.
2. Schlummert süss, und je_den Mor_gen weck euch froh der Son_ne Strahl;

pp. pp. fz. p dim.

Festheft des Gesangbildungsvereins des Kantons Bern auf das Jahr des Eidgenössischen Sängerfestes 1848.

Wagen und zu Fuss, Sänger und Zuhörer, Städter und Landbewohner in buntem Gewühle, begrüsst von Geschütz und Musik. Und doch ordnet sich nach 8 Uhr zur Vorprobe und nach 10 Uhr zur Hauptaufführung mitten aus dieser scheinbaren Unordnung der Zug der Sänger und windet sich unter Glockenklang – die Fahnen voran – zur Kirche. Jetzt beginnt der Gesang mit einem feierlichen Choral. Doch vom Gesang will ich nicht viel Worte machen. Statt Pausen zwischen den einzelnen Stücken sangen allemal eine Anzahl Schüler aus der Primar-, Sekundar- und Armenschule ein Lied. Ein freundlicher Anblick, diese muntere Jugend, deren kräftige Stimmen, gut geleitet, schöne Hoffnungen erwecken.

Es ist 1 Uhr, wir ziehen in den Saal zum Essen; vorher aber tun wir noch einen Blick in die Ausschmückung der Kirche und dieses schönen geräumi-

gen Saales im Wirtshaus zum Bären, mit Blumen und Moosgewinden und sinnigen Inschriften verziert. Die zahlreiche Gesellschaft, die wir jetzt mit Musse im Esssaal mustern können: Sie zeugt, wie viele und welche Freunde dieser Verein und sein Streben unter allen Klassen zählt. Es waren da Herren und Frauen, Behörden und Privatleute, Städter und Landleute, Kunstkenner und Laien, Geistliche, Lehrer und Weltliche untereinander, Weisse und Schwarze, was weiss ich – aber Du sahest nur Freundschaft und Frohsinn. Es wechselten Toaste, Gesänge, dem Vaterland, dem Gesang usw. [vielleicht weckte auch, wie beim Fest von 1834, der Toast auf ‹Vaterland und Freiheit› die grösste Begeisterung und erhielt ein donnerndes ‹Hoch›].

Zwischen 4 und 7 Uhr vergnügten sich die jüngern Herren und Töchter mit einem Tänzchen, während den ältern die Zeit in freundlichem Gespräch verfloss. Einige besuchten auch das junge Völkchen, das im Wirtshaus zum Kreuz zu Mittag spies. Froh und dankbar schied alles mit sinkendem Abend von Sumiswald, dankbar vor allem dem, der so Vielen einen frohen Tag geschenkt, und der auch an diesem Tage, der am Morgen mit drohenden Wolken begonnen, seine liebe Sonne scheinen liess.»[4]

Bereits vor der Gründung des Burgdorfer Gesangvereins war auch der Gemischte Chor Affoltern entstanden. Seine Statuten datierten vom August 1824. Zum Vorsteher und Leiter wurde Friedrich Zimmerli, von 1820 bis 1862 Pfarrer in der Gemeinde, gewählt. Er versah dieses Amt bis zur allmählichen Auflösung des Chores Mitte der vierziger Jahre. Die Singgesellschaft von Affoltern scheint stärker als die von Sumiswald auf das kirchliche Leben ausgerichtet gewesen zu sein. Einem Schreiben von Pfarrer Zimmerli aus dem Jahre 1834 ist zu entnehmen, dass die Statuten die Mitglieder zu fleissiger Besuchung des Gottesdienstes und zur Hebung des Gesanges bei demselben anhielten, ferner zur Aufführung passender Gesänge bei der heiligen Kommunion und «vor allem zu einer sittlich untadelhaften Aufführung». Doch nahm auch dieser Chor regelmässig an den Festen des Burgdorfer Gesangvereins teil.

Ursprünglich scheinen sich die Chormitglieder hauptsächlich aus der frisch konfirmierten Jungmannschaft rekrutiert zu haben. Vor allem die Frauen traten nach der Hochzeit vielfach aus dem Chor aus. 1834 jedenfalls schreibt Pfarrer Zimmerli, die Gesellschaft habe seit der Gründung vor allem beim weiblichen Geschlecht wegen Verheiratung vielfache Wechsel erlebt, doch seien von den ersten Sängerinnen immer noch fünf aktiv, wovon eine schon seit mehreren Jahren verheiratet und Mutter. Unter den Män-

Pfarrer Friedrich Zimmerli von Affoltern (im Amt 1820–1862), gezeichnet von Friedrich Walthard. Als Initiant und Leiter des Gemischten Chores Affoltern war er einer der Sängerväter im Amt Trachselwald.

nern seien von Anfang an schon einige verheiratet gewesen; von ihnen sei die grössere Zahl noch die gleichen wie zehn Jahre zuvor. Der Gemischte Chor Affoltern scheint etwas kleiner gewesen zu sein als derjenige von Sumiswald. In der Regel nahm er mit 15 bis 20 Personen an den Gesangfesten teil.

Als im Jahre 1829 das Gesangfest des Emmentalisch-Oberaargauischen Verbandes erstmals nicht in Burgdorf stattfand, sondern in Wangen und Sumiswald, scheint dies im Tal der Grüene das Gesangwesen zusätzlich beflügelt zu haben. 54 Sängerinnen und Sänger zählt das Mitgliederverzeichnis für den gastgebenden Verein auf, eine stattliche Zahl für die damalige Zeit. Darunter befanden sich auch viele aus dem Nachbardorf Wasen – eben ein eigener Helfereibezirk geworden, aber noch nicht selbständige Kirchgemeinde. Diese vereinigten sich anschliessend zu einem eigenen Chor, der am 21. Oktober 1829 auch in den Burgdorfer Verein aufgenommen wurde. Als Initiant und Leiter scheint Lehrer Isaak Kohler gewirkt zu haben, der bereits seit 1826 in den Listen des Sumiswalder Vereins vermerkt ist – als einziges Mitglied aus Wasen. Der Gesangverein Wasen bestand im Oktober 1829 aus 18 Mitgliedern, im Jahr darauf nahm er mit 14 Sängerinnen und Sängern am Burgdorfer Gesangfest teil.

Auch der Gemischte Chor Wasen scheint sich vornehmlich auf den kirchlichen Gesang im Gottesdienst beschränkt zu haben. Finanzielle Schwierigkeiten gehörten offenbar zu seinen ständigen Begleitern. Nach 1830 nahm er bloss noch einmal am Gesangfest des Burgdorfer Vereins teil: Als 1838 das Fest zum dritten Mal nach Sumiswald vergeben wurde, ersuchte er, ohne Mitglied werden zu müssen, an diesem teilnehmen zu können. Das Komitee des Burgdorfer Vereins, das an die Bestimmungen der Statuten gebunden war und zudem keinen Präzedenzfall schaffen wollte, kam den Sängerinnen und Sängern von Wasen entgegen, so weit es konnte: Es unterstützte sie mit zehn Franken, damit sie den Mitgliederbeitrag bezahlen konnten und stellte ihnen aus dem Archiv die vorrätigen Musikalien für das Fest leihweise zur Verfügung. Darauf nahmen 24 Sängerinnen und Sänger aus Wasen am Gesangfest in Sumiswald teil. Im September 1838 wurde der Gemischte Chor Wasen definitiv in den Gesangverein Burgdorf aufgenommen. Trotzdem blieb 1838 die letzte Teilnahme dieses Chores an den Burgdorfer Gesangfesten.

Aus einer Erhebung über die Gesang- und Lesevereine aus dem Jahre 1847 ergibt sich, dass der Chor seit langem im Abnehmen begriffen war. Er

beschränke sich praktisch ausschliesslich auf religiöse Gesänge und singe in jedem Gottesdienst ein passendes Lied. Daneben aber übe er sich höchst selten im Gesang. Ihm gehörten neben jungen achtbaren Leuten auch einige verheiratete Männer, darunter sämtliche vier Lehrer, an.

Ähnlich wie das Gesangfest in Sumiswald scheinen auch in anderen Dörfern besondere Anlässe zur Gründung von Gesangvereinen geführt zu haben. So entstand mit dem Reformationsfest von 1828 in Lützelflüh ein – allerdings, wie es scheint, sehr kurzlebiger – Singverein. Er wollte auch künftig an Neujahr, bei Erntedank und anderen Festtagen den Gottesdienst verschönern. Als Initianten werden die Gebrüder Geissbühler in der Farb genannt, der ältere als Vorsteher, der jüngere als Dirigent.

In Dürrenroth war es der Einbau einer neuen Orgel im Jahre 1833, die zur Gründung eines Gemischten Chores führte. Nach Paragraph 1 seiner Statuten bezweckte dieser, durch gemeinschaftliche Gesangsübungen hie und da einen schönen, Geist und Herz hebenden Genuss zu verschaffen, dann aber auch das Seine zur Belebung und Veredlung des Gesanges überhaupt und des kirchlichen im Besondern beizutragen. Dem Chor gehörten kurze Zeit nach der Gründung 22 männliche und weibliche Mitglieder an, die wenigstens einmal in der Woche zur gemeinsamen Übung zusammenkamen. Gepflegt wurden neben den Psalmen auch die Chorlieder von Nägeli und die Käsermannschen Gellertlieder.

Dass die neuen Chöre nicht überall auf Gegenliebe stiessen, dass man von verschiedener Seite befürchtete, sie könnten zu stark neues Gedankengut unter die Bevölkerung tragen, kann einem Dankesschreiben von Pfarrer Johann Anton Karl Studer, Vorsteher des Dürrenrother Vereins, für eine von der Regierung gewährte Unterstützung, unschwer entnommen werden. «Mit neuem Mute», schreibt er, «wollen wir nun unsere Gesangsübungen fortsetzen und uns vorbereiten, um dann auch bei dem öffentlichen Gottesdienste aufzutreten, was auch Geldstolz, Einfalt und Böswilligkeit hie und da gegen dieses kühne Unternehmen der – wie man meint, neuerungssüchtigen – Sänger einwenden mögen.»[5]

Ende 1833 oder anfangs 1834 entstand auch in Huttwil ein Gesangverein, dem rund zwei Dutzend Männer angehörten. Er wurde von Lehrer und Organist Ulrich Lanz geleitet, Pfarrer Johann Gottlieb Stähli stand ihm als Präsident vor. Er ist damit der erste bekannte Männerchor im Amt Trachselwald. Im Oktober 1834 wurde er in den Gesangverein Burgdorf aufgenommen. Allerdings war er an dieser Sitzung – im Gegensatz zum gleich-

zeitig aufgenommenen Bleienbach – nicht vertreten, und er hat auch sonst keine Spuren mehr in den Akten der Burgdorfer Vereinigung hinterlassen. Im Januar 1835 stellte er an die kantonale Erziehungsdirektion ein Gesuch um eine Spende von Musikbüchern, nachdem sein Bestand beim grossen Städtlibrand vom 8./9. Juni 1834 ein Opfer der Flammen geworden war. Man geht denn auch wohl kaum fehl, wenn man annimmt, dass die Anstrengungen für den Wiederaufbau des Städtchens dazu geführt haben, dass das Vereinsleben wieder eingeschlummert ist. Trotz diesem kurzen Bestehen enthielt der Huttwiler Chor einen Keim der Zukunft: Während die Gemischten Chöre im Verlauf der vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts von der Bildfläche verschwanden, fand das Chorwesen im Männergesang zu neuer Blüte.

2. Männerchöre (nach 1830)

Auch die Entstehung der ersten Männerchöre im Kanton Bern ist eng mit der Person von Helfer Müller in Burgdorf verbunden. Dieser war sich offenbar bewusst, dass es mit der Veranstaltung von jährlichen Sängerfesten und mit der Beschaffung des entsprechenden Liedgutes allein nicht getan war. Nach einem Kontakt mit Hans Georg Nägeli organisierte er einen Elementarkurs mit Pfarrer Weisshaupt in Wald AR, den er mit drei Schulmeistern besuchte. Danach veranstaltete Pfarrer Müller selbst im Laufe des Winters 1826/27 Kurse, so dass im Herbst 1828 ungefähr 36 junge Männer nach der Gesangsbildungslehre von Nägeli methodisch unterrichtet waren. Am 19. Oktober 1828 gründete Müller in Burgdorf mit ihnen den «Gesangbildungsverein des Kantons Bern».

Ob sich unter diesen ersten Mitgliedern auch Lehrer aus dem Amt Trachselwald befanden, ist nicht bekannt. Vermuten kann man es zumindest von Isaak Kohler und Johann Schori. Kohler, Lehrer in Wasen, der schon als Gründer des Gemischten Chores Wasen Erwähnung fand, gehörte offenbar auch im Kantonalgesangverein zu den anerkannten Chorleitern. Als 1849 innerhalb des Verbandes eine Künstlergesellschaft ins Leben gerufen wurde, die «aus eigentlichen Künstlern, Virtuosen und Kunstfreunden, besonders Sängern mit guten Stimmen»[6] bestehen sollte, wurde auch der Schulmeister vom Wasen angefragt. Die Gesellschaft hatte unter anderem die Aufgabe, die Liedauswahl für die Gesanghefte zu treffen, die der Kantonalgesangverein herausgab. Zudem wirkten ihre Mitglieder als

Kampfrichter bei den Gesangfesten. Isaak Kohler nahm die ehrenvolle Wahl an, musste aber bald einsehen, dass die Mitgliedschaft seine finanziellen Kräfte überforderte. Bereits im Februar 1850 beschwerte er sich über die Porti, die die Zirkulation der Musikliteratur verursache. Als er im Dezember 1851 ein zugesandtes Musikheft unbezahlt refusierte, wurde er aus der Gesellschaft ausgeschlossen.

Johann Schori, Lehrer in Sumiswald und 1849 Präsident des dortigen Männerchors, wies sich in diesem Jahr auch über eine detaillierte Kenntnis der Geschichte des Kantonalgesangvereins aus. In Sumiswald, dem aufstrebenden Dorf an der Grüene, entstand noch während des kurzen Huttwiler Strohfeuers 1834 der nächste Männerchor im Amt, der auch sofort in den Kantonalverband eintrat. Am 18./19. Juli 1841 organisierte er das Bernische Kantonalgesangfest.

Ein Grund für das zeitweilige Verschwinden der Gemischten Chöre und das Aufkommen der Männerchöre war gewiss der starke Wechsel unter den weiblichen Mitgliedern infolge von Heirat und Familienpflichten. Einen anderen nennt der Affolterer Sängervater Pfarrer Zimmerli: «Die jungen Männer», schreibt er, «fühlen sich nämlich wegen der grösseren Freiheit, die bei diesen [den Männerchören] herrscht, zu ihnen hingezogen und verlassen häufig den Gemischten Chor, der denn auch ohne sie nicht mehr bestehen kann»[7]. Die Ursache für diese «grössere Freiheit» sucht man wohl am besten in den Umwälzungen der 1830er Jahre. 1831 hatten, angeführt von den Brüdern Schnell in Burgdorf, die Liberalen der Landschaft das städtische Patriziat zur Abdankung gezwungen und im Kanton Bern eine demokratische Verfassung eingeführt. Die Chorbewegung als «Standarte der freisinnigen Elemente»[8] konnte sich endgültig aus der kirchlich-pfarrherrlichen Obhut emanzipieren, weil sie keine Obrigkeit mehr zu fürchten brauchte, die misstrauisch die politische Tätigkeit in ihren Untertanenlanden überwachte.

Ein sprechender Zeuge dieses neuen Selbstbewusstseins sind die enthusiastischen Töne, in denen der Zweckartikel in den Statuten des erwähnten Männerchors Sumiswald gehalten ist. «Wir sind», ist da zu lesen, «Schweizer, freie Männer, in unsern Tälern, Bergen und Alpen machen wir selbst das Gesetz, daher der stolze Gang, das freie Gemüt, der laute Chor, der am Felsen widerhallt. – Wir sind Wehrmänner, Verteidiger eines heiss geliebten Vaterlandes, um in unsern Zügen den beschwerlichen Marsch durch rhythmisch melodisches Lied zu erleichtern; durch die Harmonie die Eintracht

zu nähren; durch ein ergreifendes Lied den Mut zu stärken, den Geist zu erquicken, das, das ist das Ziel unseres Strebens. – Wir sind Jünglinge, im Alter der Kraft, aber auch der Liebe, und deswegen verachten wir auch ein zartes Liedchen nicht, ein Liedchen wie Hebel sang:

Ne Chuss in Ehren,
wer will's verwehren?
Chüsst's Blümli nit si Schwesterli,
und 's Sternli chüsst si Nöchberli?
In Ehre hani gseit,
Und in der Unschuld G'leit
Mit Zucht und Sittsamkeit.

Aber alles Kleinliche, Süssliche, das den braven Jüngling entehrt, ihn entmutigt, bleibe uns ewig ferne! – Oh! möchte, indem wir den ausgesprochenen Zweck erreichen, unser wackerer Gesang den liederlichen, unsittlichen, oft, es tut uns weh, es sagen zu müssen, säuischen Gesang, der unser Militär nur zu sehr amüsiert, einigermassen verdrängen, und also zu dem schönen Zwecke der schönere sich gatten»[9].

Dabei lässt sich auch im Fall des Männerchors Sumiswald eine Kontinuität vom Gemischten Chor her nachweisen. Obschon die beiden Chöre bis in die vierziger Jahre nebeneinander bestanden, gehörten zwei der drei namentlich bekannten Initianten, die den Männerchor am 1. September 1834 gründeten, Uhrmacher Johann Leuenberger und Schullehrer Isaak Hirsbrunner, mit grosser Wahrscheinlichkeit seit 1826 dem Gemischten Chor an. Ebenso findet sich Johannes Hölzle, 1835 Vorsteher des Männerchors, in der Mitgliederliste im Archiv des Burgdorfer Gesangvereins. Ein Jahr nach seiner Gründung gehörten dem Männerchor 25 Mitglieder an, und auch 1847 bewegte sich die Mitgliederzahl in dieser Grössenordnung. Es scheint, dass sich in diesem Chor Männer aller Stände zusammengefunden haben.

Während mehrerer Jahre dürfte der Männerchor Sumiswald als einziger im Amt bestanden haben. Im Herbst 1842 fand in Huttwil eine Neugründung statt. Allerdings wissen wir von den ersten Jahren dieser Vereinigung recht wenig. Lediglich das Gründungsdatum ist im ersten Protokollband von 1847 vermerkt. Nach einem längeren, durch die Wirren des Sonderbundskrieges verursachten Unterbruch, wurden Ende Dezember 1847 die

Pfarrer Gottlieb Ringier von Huttwil (im Amt von 1843–1858) war auch ein Förderer der Musik. Zusammen mit dem Männerchor und Schülern hat er Violinkonzerte durchgeführt.

Vereinsaktivitäten wieder aufgenommen. Die Statuten von 1842 wurden ausser Kraft gesetzt, jedoch nicht für lange: Am 4. November 1848 wurde die Reorganisation des Chores beschlossen, «weil man gefunden, der Verfall des Männerchors wäre hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, weil keine Regeln oder Statuten, an die man sich halten könne, existieren»[10]. Drei Mitglieder erhielten den Auftrag, neue Statuten zu entwerfen, die am 2. Dezember genehmigt wurden.

Der Protokollband des Männerchors Huttwil enthält eine Mitgliederliste mit Berufsangaben. Daraus kann ersehen werden, dass 12 von 22 Sängern handwerklichen Berufen entstammten, von den metallverarbeitenden Schmieden, Schlossern und Gürtlern, über die «hölzigen» Schreiner und Drechsler, den Müllern und den Bäckern bis zum Seifensieder. Dazu kommen fünf Gemeindeangestellte (darunter drei Lehrer), zwei Handelsleute und ein Arzt. Zwei Sänger ohne Berufsangabe könnten dem Bauernstand angehört haben. Dass die Neugründung des Männerchors in enger Verbindung zur Volksbewegung zur Schaffung des Bundesstaates gesehen werden muss, lässt sich daraus ablesen, dass drei seiner Mitglieder aktiv am zweiten Frei-

scharenzug ins Luzernbiet mitgewirkt hatten. Zu ihnen gehörte auch der Präsident, der Arzt Andreas Scheidegger, der in luzernische Gefangenschaft geraten war, bis ihn die Regierung Neuhaus wieder herausgelöst hatte.

Doch die Monate zwischen den Freischarenzügen und dem Sonderbundskrieg wirkten nicht nur in Huttwil befruchtend auf das Gesangswesen. Auch in Dürrenroth (März 1846), Eriswil (August 1846), Wyssachen (Ende 1846) und Affoltern (Sommer 1847) wurden neue Männerchöre gegründet. Der letztere löste den gut zwanzigjährigen Gemischten Chor ab, der wegen Mitgliedermangel am Verwelken war. Mitgliederverzeichnisse des Kantonalgesangvereins nennen 1849–1852 zudem Chöre in Grünenmatt und Lützelflüh. In Dürrenroth gab es zeitweise sogar zwei Chöre. Doch nicht nur in den Dörfern schossen die Stätten der Gesangspflege wie Pilze aus dem Boden. Selbst in kleinen Weilern wie Gassen und Schonegg sind kleine Männerchöre mit einem Dutzend oder gar noch weniger Sängern belegt, denen allerdings nur eine kurze Lebensdauer beschieden war.

Bereits einige Jahre zuvor war auch in der benachbarten Gemeinde Rohrbachgraben im obersten Amt Aarwangen ein Männerchor entstanden. Er sei hier erwähnt, weil von Lehrer und Grossrat Johann Kasser eine sehr anschauliche Schilderung erhalten ist, wie eine Chorgründung vor sich ging: «Im Herbste 1841 wurde ich an hiesiger Schule als Lehrer angestellt, und nachdem etwa ein Viertel Jahr verflossen, von einigen Jünglingen angegangen, einen Gesangverein zu gründen. Gerne entsprach ich diesen Wünschen, und wenn schon es nur Jünglinge aus nicht bemittelten Ständen waren, auch die Musik oder die Lieder angekauft werden mussten, so durfte dieser Verein durch den allseitigen Fleiss und durch dessen Einheit vervollkommnet, sich auch an grössere Vereine anschliessen.

Nachdem nun dieser Männergesangverein ungefähr anderthalb Jahre erfreuliche Fortschritte gemacht, so kamen auch Mädchen mit einem Gesuche zur Bildung eines gemischten Gesangvereines bei mir ein. Natürlich musste ich Bedenken tragen, dass durch Errichtung eines gemischten Vereines der Männergesangverein dadurch leiden würde. Doch weder ich noch die Jünglinge, wenn schon Nachteile befürchtend, durften dem Gesuche entgegentreten. Ein zweiter Verein wurde gegründet, welcher sich alle Sonntage zur Gesangübung versammelte. Trotz diesem neu gegründeten Verein, traten die Jünglinge alle Mittwoche und oft am Samstag abends zusammen. Für beide Vereine mussten die Lieder angekauft werden, welche, besonders für einige, bedeutende Beiträge erforderten.

Schweizerische
Volks-Lieder
für vier Männerstimmen.
Erstes Heft.
Dritte Auflage.
St. Gallen.
Druck und Verlag von Scheitlin und Zollikofer.

Die Hefte «Schweizerische Volks-Lieder für vier Männerstimmen», herausgegeben von Scheitlin und Zollikofer in St.Gallen, waren im Jahre 1847 bei den Männerchören in Dürrenroth, Eriswil, Huttwil und Wyssachen in Gebrauch.

Den Anstrengungen und dem Fleisse der Jünglinge besonders war es zu verdanken, dass die beiden Vereine mehr als zwei Jahre glücklich nebeneinander bestanden, und auch seitdem der Mädchen- oder Gemischtverein durch Verheiratung und Wegzug einiger Mädchen sich auflöste, bestand der Männergesangverein bis heute [Juli 1847] immer noch im gleichen Geiste fort.»[11]

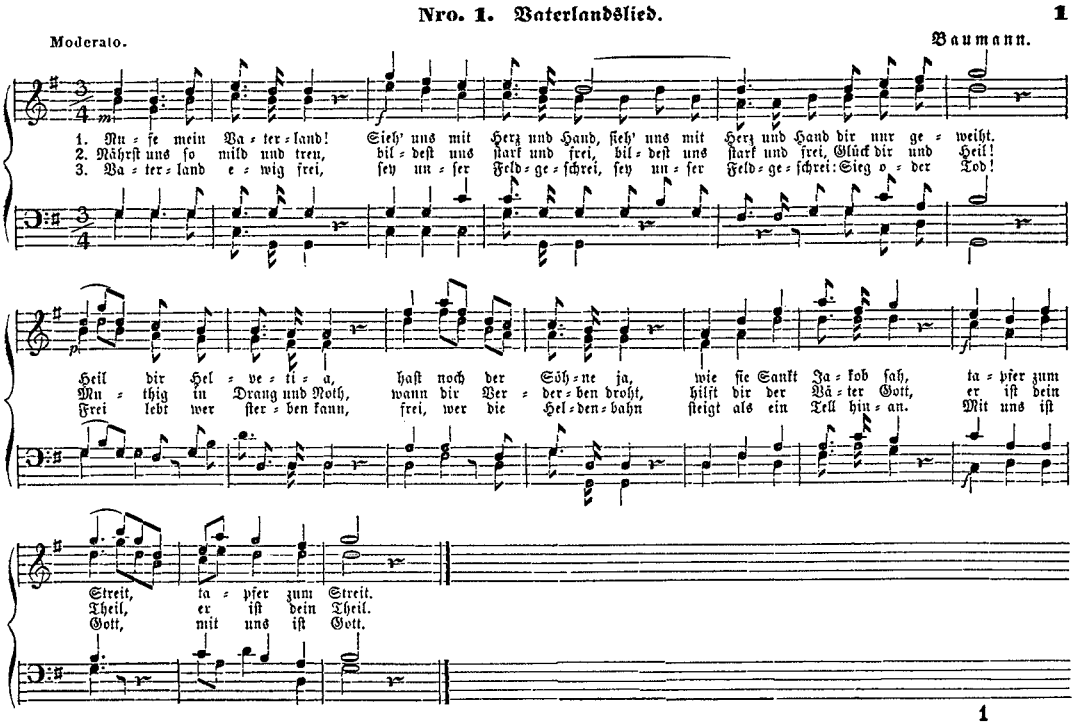
Dank einer Umfrage von Schulkommissär Ringier aus dem Jahre 1847 sind wir über die vier Männerchöre von Dürrenroth, Eriswil, Huttwil und Wyssachen ziemlich genau unterrichtet. Alle besassen Statuten. Sie zählten um die zwanzig Mitglieder, einzig beim Männerchor Dürrenroth, der zugleich ein Leseverein war, waren es dreissig. Diese versammelten sich ein- bis zweimal in der Woche zur gemeinsamen Uebung. Nach wie vor unterstützten die Chöre den Kirchengesang. So vernehmen wir vom Männerchor Huttwil: «Er unterstützt den Kirchengesang und hat in der Kirche mehrmals religiöse Lieder gesungen». Und der Männerchor Eriswil schreibt:

«Nach den Statuten ist jedes Vereinsmitglied verpflichtet, den Kirchengesang zu unterstützen, zu welchem Zweck jedes Mitglied sein Psalmbuch mit sich in den Gottesdienst trägt. Auch wurden schon mehrere Male, sowohl vor als nach dem Gottesdienste, von dem Verein allein, in der Kirche passende Lieder gesungen.» Doch scheint nun das vaterländische Liedgut eindeutig in den Vordergrund getreten zu sein. Das wird vor allem aus den Liedersammlungen ersichtlich, die die Chöre besitzen. Lediglich beim Männerchor Dürrenroth taucht noch kirchliche Literatur auf. In allen vier Chören vorhanden war das erste Heft von «Schweizerische Volks-Lieder für vier Männerstimmen», erschienen bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen. Dürrenroth, Eriswil und Wyssachen gaben sogar die am meisten gesungenen Lieder an, die alle aus den beiden ersten Heften dieser Sammlung stammen (siehe Tabelle S.190).

Dürrenroth und Wyssachen versammelten sich bloss zum gemeinsamen Singen; zu Wirtshausbesuchen und Trinkgelagen habe bisher nie Anlass bestanden. Da der Männerchor Dürrenroth zugleich Leseverein war, galt aber ein zusätzlicher Abend dem gemeinsamen Lesen oder Vorlesen. In Eriswil war schon zur Sprache gekommen, mit dem Gesang auch andere belehrende Unterhaltungen zu verknüpfen. Auch in Huttwil war das Singen bei den Zusammenkünften der Hauptzweck. Doch geschehe es auch, dass Gespräche über mancherlei Gegenstände geführt würden. «Die Gesangübungen bringen unter die Glieder des Chores Einigung, begeistern sie für das Vaterland, das Rechte und Gute.»[12]

Unterschiedlich scheint die Reaktion der Dorfnotabeln auf die Aktivitäten der Chöre gewesen zu sein. Während in Dürrenroth die Vorgesetzten (Behörden) kein Interesse am Verein zeigten, nahmen in Eriswil auch Beamtete an den Übungen teil, selbst die Vorgesetzten beehrten die Sänger nicht selten mit ihrer Gegenwart an den Übungsstunden. Der Männerchor Huttwil zählte Beamtete und Vorgesetzte zu seinen Mitgliedern. Doch gab der Männerchor Eriswil auch an, «von gewisser bekannter Seite» angefochten zu werden, weil er in einigen Liedern Freiheit und Vaterland besinge und dadurch Bildung und Aufklärung zu befördern suche.

Mit Ausnahme von Dürrenroth erhoben die Chöre von ihren Mitgliedern einen monatlichen Mitgliederbeitrag von einem bis zwei Batzen, Huttwil und Eriswil zudem von den Neueintretenden ein Eintrittsgeld von fünf Batzen. Schlechtem Übungsbesuch suchte man zudem mit Bussen zu begegnen. Auch hier macht Dürrenroth eine Ausnahme. Der Betrag war in



Das «Vaterlandslied» aus den «Schweizerischen Volks-Liedern» gehörte bei den Männerchören von Dürrenroth, Eriswil und Wyssachen zu den am meisten gesungenen Liedern (siehe Tabelle S.190).

Eriswil auf einen Batzen festgesetzt, in Wyssachen auf zwei Kreuzer (½ Batzen). In teressant ist schliesslich der Hinweis, dass die Chöre im östlichen Amt Trachselwald bereits in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Richtung Oberaargau orientiert waren: Huttwil ist Mitglied des grösseren Männerchors Oberaargau. Wyssachen hält sich für einen Anschluss ebenfalls reif und will an dessen nächster Gesangsaufführung teilnehmen. Eriswil schliesslich kündigt die Absicht an, sich mit der Zeit an den oberaargauischen Verein anzuschliessen.

Von den Männerchören Affoltern, Huttwil und Sumiswald sind auch die Statuten erhalten.[13] Auch wenn sie nicht das wirkliche Vereinsleben festhal-

Die beliebtesten Lieder

Heft/ Nr.*	Komponist	Titel/ Liedanfang	Dürren-roth	Eris-wil	Wyss-achen
I/1	Baumann	Vaterlandslied/ Rufe mein Vaterland!	✗	✗	✗
I/4	J.H. Tobler	Ode an Gott/ Alles Leben strömt aus dir	✗	✗	✗
I/9	Stunz	Ins Freie/ Auf, ihr Brüder, lasst uns wallen		✗	✗
I/15	J.J. Bäbler	Der Sängerbund/ Wacht auf, ihr Lieder		✗	✗
I/16	J.U.Wehrli	Sempacherlied/ Lasst hören aus alter Zeit	✗	✗	
I/30		Der Schweizer Schutzgeist/ Es wallt hoch ob dem Schweizerland	✗	✗	
I/2	Silcher	Des Schweizers Vaterland/ Was ist des Schweizers Vaterland?		✗	
I/3	J.H.Tobler	Sängergruss/ Seid uns in unserm Kreis willkommen		✗	
I/8		Der Sängerbund/ Wer singt nicht gern	✗		
I/17	Tobler	Trinklied für Schweizer/ Feiert beim festlichen Mahle	✗		
I/22	J.H. Tobler	Der glückliche Schweizer/ Mein Häuschen steht im Grünen	✗		
I/25	F. Huber	Uns're Berge/ Uns're Berge lugen	✗		
II/2	C. Kreutzer	Die Kapelle/ Was schimmert dort auf dem Berge		✗	
II/9		Frühlingslied/ Uns're Wiesen grünen wieder		✗	
II/14		Wer ist gross?/ Wer ist gross?		✗	
II/19	Spofforth	Morgenlied/ Heil, Morgen, Heil, Morgen, dir		✗	
II/28	Winter	Jägerlied/ Laut tönet durch Berg und Tal		✗	

* aus: Schweizerische Volks-Lieder für vier Männerstimmen. St.Gallen, Scheitlin und Zollikofer, o.J.

ten, sondern das angestrebte Ideal, lassen sich auch aus ihnen gewisse Rückschlüsse ziehen. Der Zweckartikel der Sumiswalder Statuten wurde bereits ausführlich zitiert. Knapper fassen sich die anderen beiden. «Zweck des Männerchores: Hebung und Veredelung sowohl des Kirchen- als auch des Volksgesanges» liest man in Huttwil. «Dieser Männerchor hat zum Zwecke, den Gesang zu veredeln, Liebe zu demselben zu erwecken, wie auch durch den Gesang immer mehr Liebe zu Gott, Freiheit und Vaterland hervorzurufen; dann auch Entfernen der unsittlichen Lieder», lautet der erste Paragraph in Affoltern.

Unterschiedlich waren die Anforderungen, die die Chöre an ihre neuen Mitglieder stellten.In Affoltern genügte es, einem Mitglied von seiner Beitrittsabsicht Kenntnis zu geben. Dann wurde über den Kandidaten abgestimmt, wobei das einfache Handmehr genügte. In Sumiswald brauchte es dazu die Zustimmung von drei Vierteln der Mitglieder. Das strengste Aufnahmeverfahren kannte Huttwil. Hier hatte der Kandidat ein musikalisches Examen beim Direktor abzulegen, bevor über ihn abgestimmt wurde, wobei für die Aufnahme ein Zweidrittelsmehr gefordert wurde. Mitglieder, die sich unordentlich, unsittlich (Affoltern) oder zum Ärger der ganzen Gesellschaft (Sumiswald) benahmen, konnten aus dem Chor ausgeschlossen werden. In Huttwil genügte dazu mangelnder Fleiss beim Übungsbesuch. Wer von drei einstudierten Liedern keines beherrschte, konnte ausgeschlossen werden.

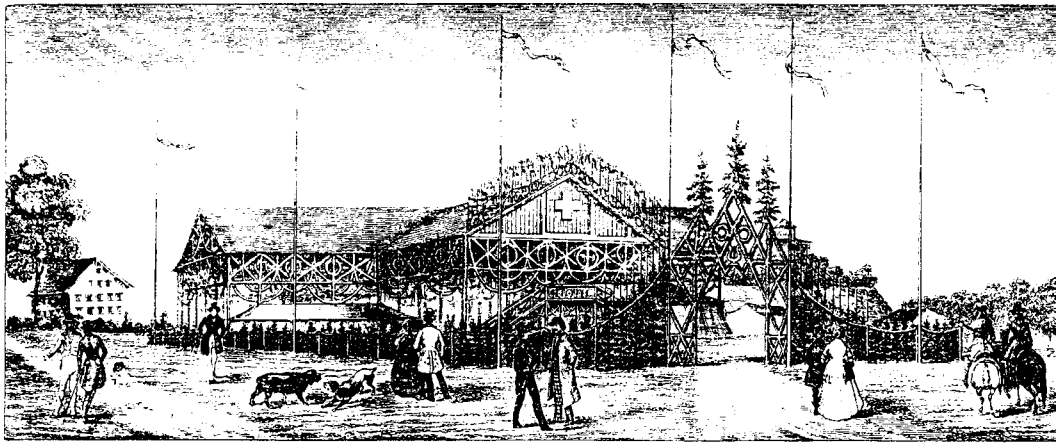
Um alle Mitglieder zu einem regelmässigen Übungsbesuch anzuhalten, kannten aber alle Vereine verschiedene Bussen. Wer in Affoltern eine halbe Stunde zu spät erschien, musste einen Kreuzer (2,5 Rappen) bezahlen. Wurde eine Übung ganz versäumt, so wurde dieser Betrag verdoppelt. Dreimal hatte der Kassier des Männerchors Sumiswald während der Übungen Appell zu machen: Zu Beginn, nach einer halben Stunde (fakultativ) und am Schluss. Wer bei einem Namensaufruf fehlte, wurde zu einem halben Batzen verknurrt. Das Fehlen einer ganzen Übung kostete einen Batzen. Vergass der Fehlende zudem, sein dem Verein gehörendes Gesangbuch diesem zurückzugeben, so hatte er zwei Batzen zu entrichten. Wurden gar die angegebenen Entschuldigungsgründe nicht akzeptiert, so wurden die Bussen nochmals verdoppelt. Diese strengen Strafbestimmungen seien bisher stets genau befolgt worden, schreibt der Chor in einem Subventionsgesuch an das Erziehungsdepartement rund ein Jahr nach der Gründung. In Huttwil hatten die Sänger ein Heft mit den zu singenden Liedern zu füh-

ren. Ausdrücklich untersagten die Huttwiler Statuten «Tabakrauchen und andere Nebenbeschäftigungen sowie jedes unnötige Reden und Geräusch während des Gesanges einzelner Stimmen».

Als Vereinsleitung finden wir die noch heute üblichen Ämter Präsident, Dirigent (in Affoltern in Personalunion), Kassier und Sekretär (in Affoltern zugleich Vizedirigent). In Sumiswald schrieben zudem die Statuten für jede Charge einen Stellvertreter vor. Sumiswald kannte weiter einen – nicht näher umschriebenen – gesangleitenden Ausschuss, Huttwil ein zweiköpfiges Komitee, das über die Einhaltung der Statuten zu wachen und die Entschuldigungsgründe bei Abwesenheit zu beurteilen hatte. Ihm gehörte von Amtes wegen der Präsident an. Die Amtsdauer der Chargierten betrug ein Jahr. In Huttwil und Sumiswald enthalten die Statuten die Bestimmung, dass jedes Mitglied zur Übernahme eines Vorstandsamtes während einer Amtsdauer verpflichtet werden konnte. Dem Dirigenten des Männerchors Huttwil war als einzigem in den Statuten ein jährliches Salär von fünf Franken «für seine Mühe» garantiert. Gemeinsame Kompetenzen für den Vorstand, die über die Aufgaben der einzelnen Chargierten hinausgegangen wären, scheint keiner der Chöre gekannt zu haben. Auch über die Hauptversammlung finden sich keine Bestimmungen in den Statuten. Ihre Existenz wird aber vorausgesetzt, wenn die Amtsträger jährlich zu wählen waren und der Kassier über den gleichen Zeitraum Rechnung abzulegen hatte. Sumiswald sah zudem eine Monatsversammlung vor, an der die Singstunden des nächsten Monats festgesetzt wurden.

Die Statuten von Huttwil und Affoltern sahen in der Regel eine Übungsstunde pro Woche vor, diejenigen von Sumiswald zwei. Die Huttwiler Statuten enthalten zudem recht detaillierte Vorschriften für die Gestaltung dieser Übungen. So durfte kein neues Lied angefangen werden, bevor das vorhergehende gehörig eingeübt war. Wenn der Direktor das Gefühl hatte, nun sollte es auch der schwächste Sänger beherrschen, folgte die Probe. Wer nicht bestand, hatte die erwähnte Busse zu entrichten. Immerhin konnte der Dirigent Sänger, deren Musikgehör nicht vollständig ausgebildet war, durch einen anderen von der gleichen Stimme unterstützen

▷ Das Eidgenössische Sängerfest 1848 in Bern – unser Bild zeigt das Titelbild des Programmheftes – hat vermutlich im Amt Trachselwald die Gründung des Männergesangvereins Unteremmental ausgelöst. Jedenfalls trat dieser sogleich dem Eidgenössischen Sängerverein bei.



Programm

für das

am 13. und 14. August 1848 in Bern abzuhaltende

Eidgenössische Sängerfest.

Vorabend:

Samstag den 12. August.

1. Die eidgenössische Fahne wird von einer Deputation des festleitenden Comite's in Schönbühl, 2 Stunden von der Stadt, begrüßt, und bei ihrer Ankunft in der Bundesstadt mit 22 Kanonenschüssen salutirt.

Jede Vereinsfahne wird bei ihrem Einzug in die Stadt ebenfalls mit 2 Kanonenschüssen salutirt.

2. Von 4 Uhr Abends an befindet sich das festleitende Comite im Casino, wo sich die ankommenden Sänger zu gegenseitiger freundschaftlicher Begrüßung zusammenfinden.

3. Daselbst können auch Quartierbillets, Programme, Sängerzeichen, Musikhefte, Partituren der Wettgesänge und Liedertexte bezogen werden.

4. Um 5 Uhr tritt im Casino das Kampfgericht zu einer Vorberathung zusammen.

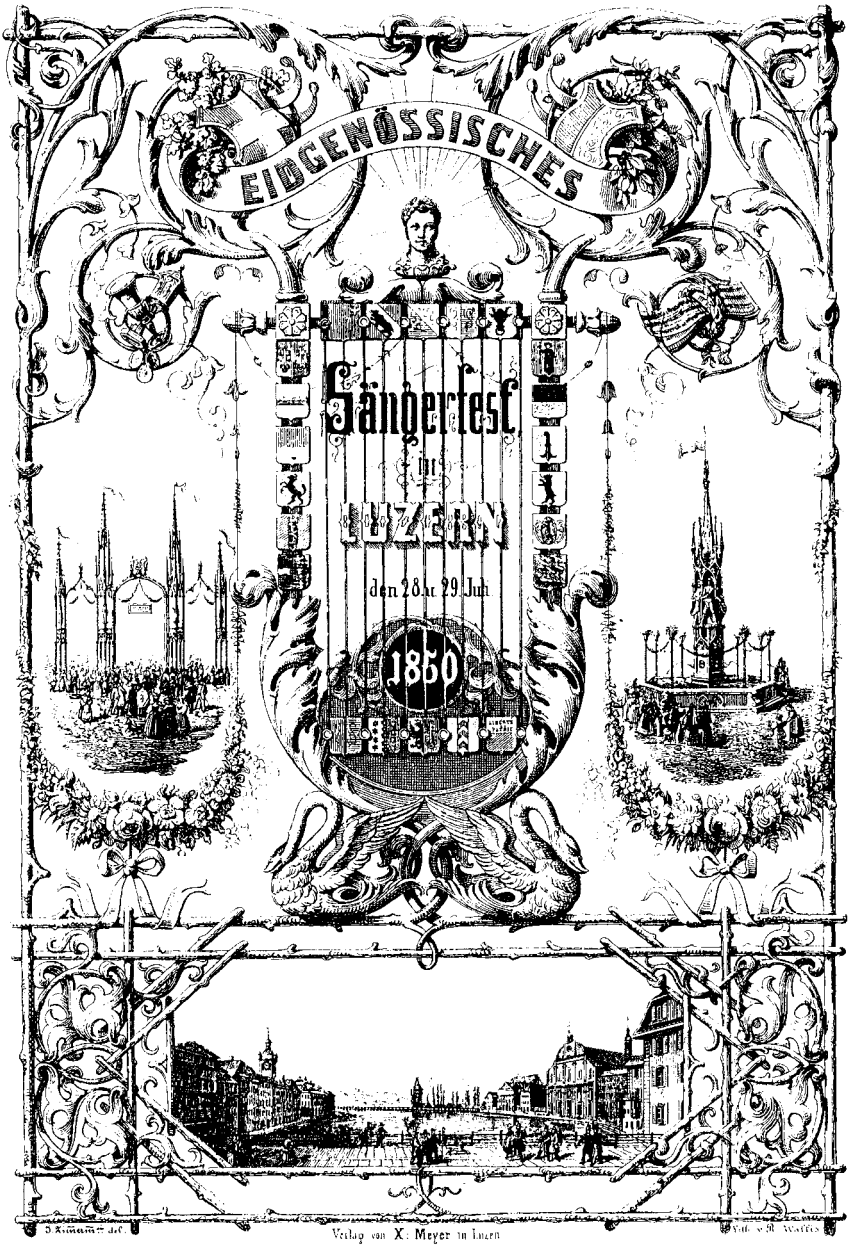
lassen. Von jeder Stimme hatte der Direktor einen Stimmführer zu bezeichnen, der ihm bei der Prüfung behilflich sein musste und aufgerufen war, die Übungen möglichst nie zu versäumen.

3. Der Männergesangverein Unteremmental

Am 27. August 1848 gründeten die Männerchöre Sumiswald, Affoltern, Eriswil und Wyssachen den Unteremmentalischen Männergesangverein. Anlässlich der zweiten Gesangsübung traten ihm auch die Männerchöre Huttwil und Dürrenroth bei, im Dezember schliesslich aus dem benachbarten Amt Burgdorf derjenige von Heimiswil. Über die Gründe, die zu diesem Zusammenschluss führten, schrieb der erste Präsident, Lehrer Jakob Dehrendinger aus Wyssachen: «In allen Gauen unseres Vaterlandes bilden sich Männerchöre zur Hebung des edeln Gesanges und zur Versittlichung der Nation. Auch im Emmental erstanden in jüngster Zeit mehrere Männerchöre, welche kräftig erblühen. Damit aber diese Vereine [mit ihren je nur rund 20 Sängern] nicht allzu vereinzelt stehen, und somit ihre Kräfte zersplittern, wodurch bedeutende harmonische Leistungen unmöglich würden, traten im verflossenen Sommer die Männerchöre hiesiger Gegend in engere Verbindung und konstituierten sich als Unter-Emmentalischer Männergesangverein.» Und Lehrer Johann Schori, Präsident des Männerchors Sumiswald, ergänzt ihn: «Da der Kantonalgesangverein wegen seiner Ausdehnung jährlich nur ein Gesangfest abhalten kann, und gewöhnlich an demselben nur die dem Festorte zunächst gelegenen Vereine teilnehmen, so haben sich nun in den verschiedenen Landesteilen kleinere Vereine gebildet, z.B. in Aarwangen, im Seeland, Simmental etc., und nun auch letzten Sommer im Unteremmental (Amt Trachselwald), die ihre besonderen Gesangfeste abhalten.»[14]

Diese Gesangsfeste, von denen in der Regel pro Jahr zwei abgehalten werden sollten, waren denn auch die eigentliche Aufgabe dieser Vereinigung. Zeitpunkt und Art des nächsten Festes wurden jeweils am vorangehenden abgemacht. Der gewählte Präsident führte an den Festen auch

▷ Zwei Jahre nach Bern, als das Eidgenössische Sängerfest in Luzern stattfand, waren die Chöre im Amt Trachselwald zwar nach wie vor aktiv, jedoch bereits nicht mehr Mitglied des Eidgenössischen Sängervereins.


EIDGENÖSSISCHES
Sängerfest
in
LUZERN
den 28 u. 29 Juni
1860
Verlag von X. Meyer in Luzern

den Dirigentenstock. Unter dem Vorsitz dieses Präsidenten trafen die Vereinsdirigenten ebenfalls die Liedauswahl. Jede Sektion hatte das Recht, an den Festen ein Lied allein aufzuführen. Bis im Januar 1849 hatte der Verein bereits zwei Gesangfeste durchgeführt, «zur allgemeinen Zufriedenheit des Publikums», wie Johann Schori schreibt; das nächste war auf den Auffahrtstag in der Kirche Sumiswald angesagt.

Der Männergesangverein Unteremmental trat noch in seinem Gründungsjahr dem Eidgenössischen Sängerverein bei – ebenso wie der Männerchor Sumiswald. 1849 erklärte er sich auch zum Anschluss an den Kantonalgesangverein bereit. Dieser unterzog sich in jenen Jahren einer gründlichen Reorganisation. Vater der Reform war der Hofwiler Seminarlehrer Johann Rudolf Weber, der Nachfolger von Ludwig Müller als «Bernischer Sängervater». Die wesentlichste Neuerung lag darin, dass jeder Ortsverein in jeder Stimme einen Stimmführer wählte. Diese vier Stimmführer bildeten das sogenannte Quartett, das mit dem Dirigenten die Übungen des Kreisvereins zu besuchen hatte und zwar mindestens alle drei Monate. Der Kreisverein – in der Regel war er identisch mit dem Amtsbezirk – bestand also aus den Quartetten und den Musikdirektoren der Ortsvereine. Die leitenden Quartette lernten im Kreisverein die obligatorischen Lieder der Bezirkssängertage sowie der nunmehr in zweijährigem Turnus abzuhaltenden Kantonalfeste. Sie sollten die Gesangsübungen vorbereiten, beleben und durch Mustervorträge fruchtbar machen sowie das in den Kreisübungen Gelernte in ihre Ortsvereine hineintragen. Dieses System wurde erst in den Statuten Ende der siebziger Jahre abgeschafft. Der Kantonalvorstand hatte zwar vorgesehen, den Amtsbezirk Trachselwald in die beiden Kreise Huttwil (mit Ursenbach und Rohrbach) und Sumiswald aufzuteilen, damit vermutlich den früheren, bereits erwähnten Beziehungen Rechnung tragend. Doch weil der Gesangverein Unteremmental die kantonale Reformbewegung aufnahm, blieb der Amtsbezirk Trachselwald vorderhand beisammen. Im Verlauf des Jahres 1850 wurden die nötigen Anpassungen vollzogen. Die Chöre von Heimiswil und Wynigen traten in den Kreis Burgdorf über (Rothenbaum, das ebenfalls Mitglied im Unteremmental gewesen war, war vermutlich schon vorher eingegangen), dafür trat Lützelflüh in den Kreis Trachselwald über. Insgesamt gehörten dem Kreis 1851 elf Chöre mit 178 Sängern an (siehe Tabelle). Drei Jahre später waren es allerdings nur noch acht, weil sich Affoltern, Gassen und Schonegg wieder aufgelöst hatten. Der Kreis Trachselwald bildete zusammen mit den

Kreisen Burgdorf, Burgdorf Liederkranz und Signau den Bezirk Emmental, der ein gemeinsames Bezirksfest abhielt.

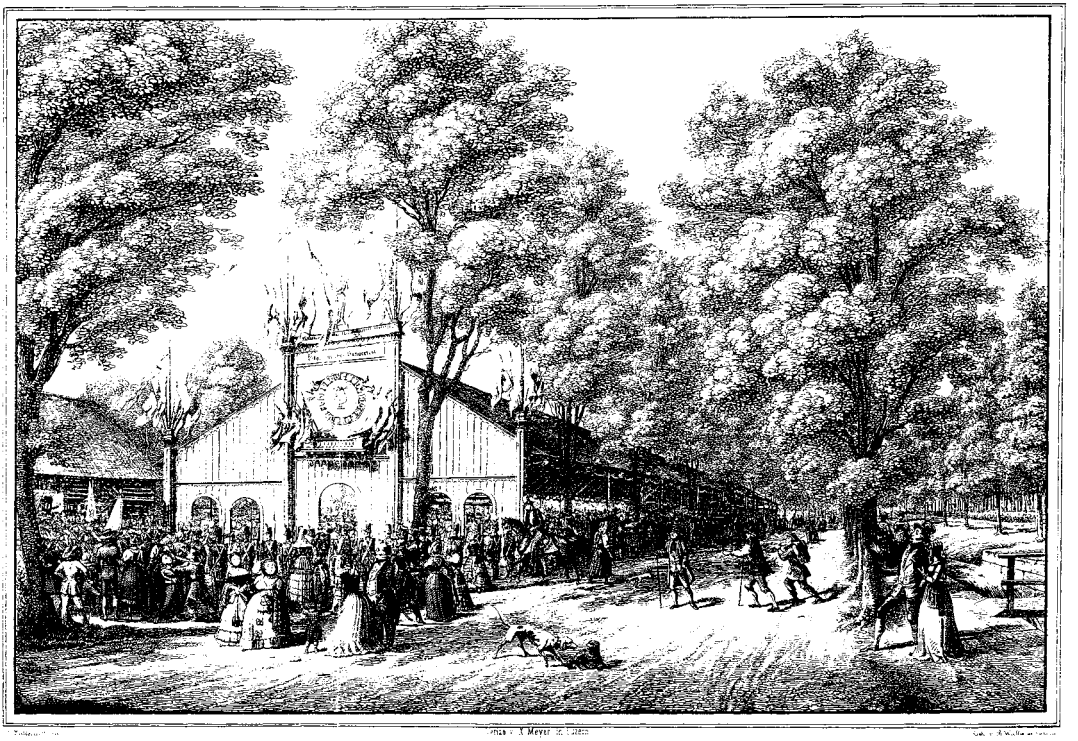
Chöre im Jahr 1851

Affoltern	14 Sänger
Dürrenroth	14 Sänger
Eriswil	18 Sänger
Gassen	10 Sänger
Grünenmatt	12 Sänger
Huttwil	23 Sänger
Lützelflüh	21 Sänger
Schonegg	7 Sänger
Sumiswald	23 Sänger
Wasen	19 Sänger
Wyssachen	17 Sänger
Total	178 Sänger in 11 Chören

In seinem Generalbericht für 1851 ist Johann Rudolf Weber des Lobes voll über den Kreisverein Trachselwald. Dieser hatte nicht nur die von den Statuten geforderten vier Gesangsübungen abgehalten, sondern deren fünf. Auch hatten sämtliche Quartette die vorgeschriebenen Lieder aus den Bezirksheften einstudiert und als Wettgesänge vorgetragen. Doch auch einzelne Vereine werden wegen ihrem Eifer lobend erwähnt: «Lützelflüh hat es sich zur Aufgabe gestellt, alle Sonntage in der Kirche zum Schlusse des Gottesdienstes ein Lied zu singen. Lützelflüh und Grünenmatt hielten gesellschaftliche Zusammenkünfte ab, um sich zu beleben und zu erheitern; sie verfehlten ihren Zweck nie, und die Vereine zählen diese Zusammenkünfte zu den schönsten Momenten ihres gesellschaftlichen Lebens. Einige Vereine veranstalteten öffentliche Unterhaltungen (Huttwil, Sumiswald). In Huttwil kamen auch Violinproduktionen mit Schülern unter der Leitung des Herrn Pfarrer Ringier zum Vorschein. Sumiswald sang zum Besten der Arbeitsschule und sicherte derselben durch dieses Mittel einen schönen Beitrag zu ihrem Gedeihen.»

Am 29. Mai 1851 führte der Bezirk Emmental sein Gesangfest in Lützelflüh durch. Es nahmen 26 Vereine mit rund 330 Sängern daran teil. Die Gesangsleistungen werden im Generalbericht mit folgenden Worten gewürdigt: «Die Wirkung der Chorlieder war so gut, dass sämtliche Kampfrichter erklärten, noch nie einen ergreifenderen Chorgesang gehört zu haben. Die Tonmasse erschien stark und gesund, die Harmonie rein, der Takt (einige Kleinigkeiten abgerechnet) sicher, durchgreifend und ungezwungen; die Kräfte wirkten aufs Beste zusammen, und der ganze Vortrag zeugte von schöner Auffassung der Gesänge. Der Choral ‹In allen meinen Taten›, ‹Heilige Nacht› und besonders ‹Schweizerpsalm› wurden ausgezeichnet gesungen und bewirkten eine tiefe Erschütterung und die wohltuendste Erhebung des Gemütes. Mit steigender Begeisterung hörte man jedem folgenden Liede zu.» Lützelflüh rangiert in der Rangordnung der Bezirksfeste nach Leistungen an erster Stelle. Unter den besten Leistungen im Wettgesang des ganzen Kantons sind die Männerchöre Huttwil und Eriswil aufgeführt. Wie diese Schilderung zeigt, war der gemeinsame Gesang am Gesangfest unterdessen durch Wettgesänge der teilnehmenden Chöre ergänzt worden (erstmals am Kantonalgesangfest 1849 in Herzogenbuchsee, ab 1850 gab es dafür ein spezielles Reglement). Dadurch erhielt das gesangliche Element gegenüber dem politisch-geselligen mehr Gewicht.

Verdrängt hatte es es aber nicht: Die grössten Fortschritte stellte der Verfasser des Berichts nicht bei den gesanglichen Leistungen fest, sondern im gesellschaftlichen Leben. «An den meisten Gesangfesten bildeten die Sänger ein grosses Ganzes,» schrieb Weber, um erneut Lützelflüh als Musterbeispiel anzufügen: «Das Leben in der Speisehütte zu Grünenmatt war so schön, wie wohl noch selten bei einem grossen Gesangfeste. Alle äussern Zurüstungen waren freundlich und zweckmässig. Die Sängerbühne fehlte nicht und wurde fleissig benutzt. Ausser verschiedenen Männerchören traten auch die Gemischten Chöre von Langnau und Sumiswald auf zur grossen Erbauung aller Anwesenden. Neben ernsten Gesängen kamen auch Jodler und launige Vorstellungen verschiedener Art zur allgemeinen Erheiterung vor. Aber auch das ernste, geistige Wort fehlte nicht; freimütige, aber das harmonische Leben in keiner Weise störende Reden wurden vorgetragen und mit Aufmerksamkeit gehört. Den schönen Schluss des Hüttenlebens bildeten ein Toast auf die Freiheit und das von der Blechmusik begleitete Lied ‹Freiheit, die ich meine!›. – Das Fest des Bezirksvereins Emmental war in jeder Hinsicht ein vorzüglich gelungenes, es bestärkte in

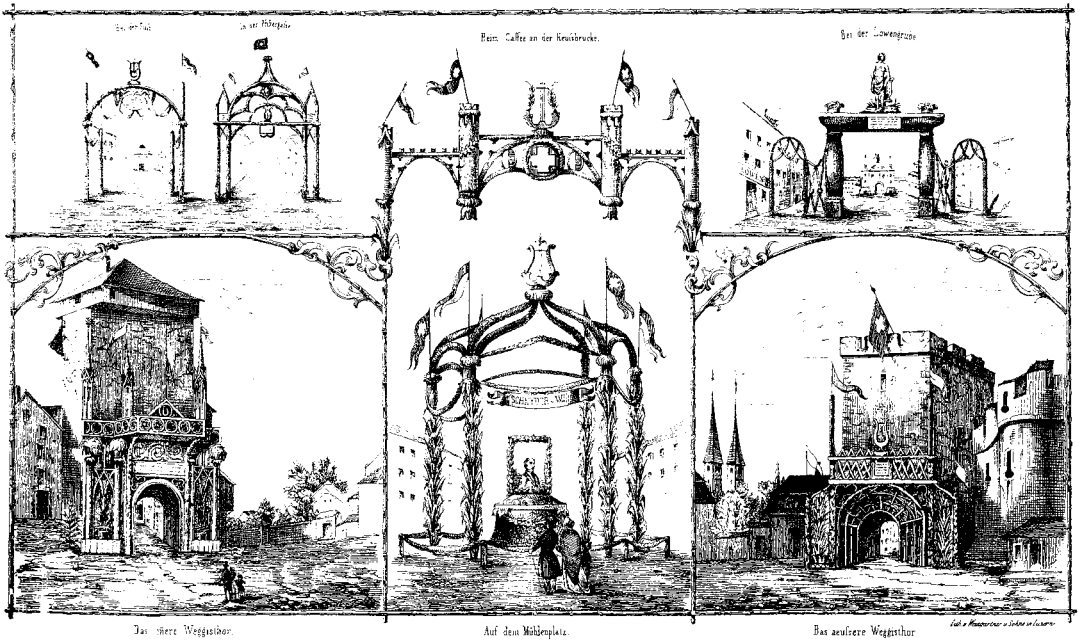


FESTPLATZ.

Die Festhütte am Eidgenössischen Sängerfest 1850 in Luzern.

der Überzeugung, dass die in dem letzten Jahresberichte über das Sängerleben des Kantons Bern dargestellten Zwecke solcher Vereinigung erreichbar sind.»[15]

Die Einheit der Chöre im Amt Trachselwald scheint allerdings von recht kurzer Dauer gewesen zu sein. 1852 beantragte der Kreis, sich in zwei Sektionen, eine unter der Leitung des Quartetts Huttwil, die andere unter derjenigen von Sumiswald, zu trennen. Dieses Vorgehen wurde vom Kantonalvorstand begrüsst, falls dies dem Kreis Erleichterungen bringe oder dessen Tätigkeit sogar fördere. Gegen die Statuten verstosse es in keiner Weise. Daraufhin verkündete der Kreis Trachselwald im Juli seine Trennung. Auch



Dekorationen der Portale und Plätze am Eidgenössischen Sängerfest 1850 in Luzern.

wenn weiterhin beide Teile dem Bezirk Emmental angehörten und 1855 in Huttwil das Emmentalische Gesangfest stattfand, dürfte mit dieser Aufteilung doch der Keim gelegt worden sein zur heutigen Situation im Gesangwesen, indem die Chöre des Amtes Trachselwald auf die Kreisverbände des Emmentals und Oberaargaus aufgeteilt sind.

Anmerkungen

1 Vgl. Max Frutiger, Die Gotthelf-Kirche in Lützelflüh, Lützelflüh 1977, S. 177 ff.; Alfred Zingg, 500 Jahre eigenes, ständiges Pfarramt Affoltern, Affoltern 1984, S. 86f.; Cornelia Hebeisen, Kirche Dürrenroth, Dürrenroth 1986, S. 65 ff.; Hans Käser, Walterswil und Kleinemmental, Walterswil 1925, S. 45 f.

2 Vgl. dazu Braun, Industrialisierung und Volksleben, S. 149–152; und Braun, Sozialer Wandel, S. 325–356.

3 Protokoll Gesangverein Burgdorf, S. 3.
4 Berner Volksfreund, 24. Mai 1838, 8. Juni 1834.
5 Gesangvereine D–K, Mäppchen Dürrenroth, Schreiben vom 18. April 1834.
6 Protokoll BKGV 1838–1861, S. 83.
7 Gesangvereine, Verbände, Mäppchen Gesangverein Burgdorf, Schreiben vom 22. Mai 1846.
8 Braun, Sozialer Wandel, S. 330; ein Zitat aus Heinrich Spoerry-Jäggi, Der Männerchor Wald 1836–1926, Wald 1926.
9 Gesangvereine S–Z, Mäppchen Sumiswald, Beilage zum Schreiben vom 17. September 1835.
10 Männerchor Huttwil, Protokoll Band 1, 1847–1849, 4. November 1847.
11 Gesangvereine L–R, Mäppchen Rohrbachgraben, Schreiben vom 29. Juli 1847.
12 Gesangvereine D–K, Mäppchen Huttwil, Schreiben vom 16. September 1847.
13 Männerchor Huttwil, Protokoll Bd. 2, vorne eingelegt. Gesangvereine S–Z, Mäppchen Sumiswald, Beilage zum Schreiben vom 17. September 1835. Gesangvereine A–C, Mäppchen Affoltern, Statuten vom 20. Mai 1847.
14 Chöre Verbände, Mäppchen Unteremmental, Schreiben vom 20. und 29. Januar 1849.
15 Zollinger, Kantonalgesangverein, S. 74–97 (Generalbericht über den Gesangbildungsverein 1851).

Literatur- und Quellenverzeichnis

Quellen

Staatsarchiv Bern:

Akten Erziehungsdepartement
– Manual des Erziehungsdepartements. BB III b 1035.
– Primarschulen 1831–1854 Amt Trachselwald, Gemeinden Affoltern, Dürrenroth, Huttwil, Mäppchen Huttwil. BB III b 2575.
– Enquête Chöre und Lesevereine 1847. BB III b 3516.
– Kontrolle Chöre und Lesevereine 1846/52. BB III b 3517.
– Gesangvereine, Verbände. BB III b 3598.
– Gesangfeste. BB III b 3599.
– Gesangvereine A–Z (4 Mappen). BB III b 3607–3610.
Diverse
– Korrespondenzen des Regierungsstatthalters von Trachselwald 1831–1846 (54 Bde).

Burgerarchiv Burgdorf:

– Akten Gesangverein Burgdorf 1825–1847 (1 Mappe).

Archiv Bernischer Kantonalgesangverein

– Geschäftsbuch Präsident/Musikverwalter BKGV 1849–1852/53. Nr. 101.
– Protokoll des Komitees vom Gesangbildungsverein 1838–1861, Nr. 100.

Archiv Männerchor Huttwil

– Protokolle Bd. 1, 1847–1849.
– Protokolle Bd. 2, 1874–1886.

Literatur

– Die Schweiz die singt. Erlenbach b. Zürich 1932.
– Braun Rudolf, Industrialisierung und Volksleben. Göttingen 1979.
– Braun Rudolf, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet. Erlenbach–Zürich 1965.
– Thomann Robert, Der Eidgenössische Sängerverein 1842–1942. Zürich 1942.
– Zollinger Karl, 125 Jahre Bernischer Kantonalgesangverein 1828/1953. Bern 1955.

JAKOB ULLI 1855–1937

Lehrer und Armenvater

MAX JUFER

Am 20. Mai 1937, einem sonnigen Frühlingstag, wurde auf dem Friedhof von Leimiswil unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung, die in einem langen Leichenzug von Lindenholz her dem Sarge gefolgt war, unter ergreifenden Grabreden und Bachgesängen vereinigter Chöre die sterbliche Hülle von Jakob Ulli zur letzten Ruhe gebettet. Damit hatte sich ein Leben vollendet, das uns würdig erscheint, der Nachwelt durch die folgenden Aufzeichnungen[1] erhalten zu werden.

Jakob Ulli wurde am 30. Oktober 1855 nach den Brüdern Ulrich und Gottfried als drittes Kind des Ulrich Ulli (1822–1882) und der Maria, geborene Leu von Huttwil (1824–1889), in Reisiswil geboren. Ihm folgten noch fünf Geschwister, darunter Bruder Jean. Diese Namengebung erinnert an die französische Herkunft des Geschlechts. Der Urahne der Familie, ein Hugenotte Oulli, war – so ein Stammbaumforscher – im 16. Jahrhundert aus seinem Dorf in den Pyrenäen vor den königlichen katholischen Soldaten, die vor seinen Augen die Eltern erschossen, in das evangelische Bern geflüchtet, hatte sich in Reisiswil niedergelassen, einen Beruf erlernt, eine Schweizerin geheiratet und das Heimatrecht erworben. Uns will bedünken, es habe sich etwas von den besten Eigenschaften der Calvinisten, Genügsamkeit, Grundsatztreue, Fleiss und geistige Regsamkeit auch auf unsern Jakob übertragen.

Die Eltern Ulli bewirtschafteten ein kleines Bauerngut, dessen grösster Reichtum ein Stückchen Wald war. Der Vater wob, um das nötige Essen besorgen zu können. So erlebte Jakob eine harte, karge Jugendzeit. Es kam vor, dass am Abend nichts mehr auf dem Tisch stand, da die hungrig von der Schule heimkehrenden Kinder die von der Mutter geschälten Kartoffeln zuvor gierig verzehrt hatten.

Jakob war ein intelligenter Schüler. Eine besondere Begabung und Vorliebe zeigte er für Mathematik. Deshalb erklärte ihm Lehrer Studer in der

7. Klasse, dass er ihm nichts mehr beibringen könne und ihm rate, den Unterricht bei seinem ältesten Bruder Ulrich, der als frischgebackener Schulmeister in Gumm-Oberburg wirkte, fortzusetzen, was dann auch geschah. Dies war für den strebsamen Knaben ein Glücksfall, denn nun begann für ihn ein neuer, entscheidender Lebensabschnitt: er wurde aus dem engen Kreis der Familie und der Geborgenheit der Dorfgemeinschaft herausgeholt und mit der Fremde bekannt gemacht. Den weiten Weg in die Nähe des mächtigen Schlosses Burgdorf legte er in einem sechsstündigen Fussmarsch zurück. Jeweils am Sonntagnachmittag brach er zuhause auf und kehrte am Samstag zurück, um am Sonntagmorgen den Gottesdienst und die Kinderlehre in Melchnau besuchen zu können. Welche Fülle von Erlebnissen wird da in die junge, sich allem Neuen öffnende Seele geströmt sein! Die Aufnahme bei seinem Bruder, der später in Melchnau als Primarlehrer und in Interlaken als Sekundarlehrer unterrichtete, war zudem so herzlich, die Betreuung liebevoll und die schulische Förderung vorzüglich, dass Jakob 1871, sechs Jahre nach Ulrich, die Eintrittsprüfung ins Seminar Hofwil Münchenbuchsee bestand. Die Eltern waren glücklich; aber wiederum musste der Vater eine Tanne schlagen lassen, um die Internatskosten zahlen zu können.

In der 36. Promotion erwarb sich hierauf das «schmächtige Büblein»[2], wie es ein Klassenkamerad nannte, durch seine «zutrauliche, mit Schalk gemischte Herzlichkeit» bald die Zuneigung aller. Er bestätigte sich als vielseitig begabter, «emsiger» Schüler. Der sechzehnstündige Arbeitstag war die Regel. Beschwingt wurde das Lernen aber durch «wunderbare Erziehungsvorbilder», wie den «genialen» Direktor Hans Rudolf Rüegg, den Religionslehrer Eduard Langhans, Albert Bitzius, den Sohn Gotthelfs, Begründer des liberalen Christentums, und den Sängervater Johann Rudolf Weber. Durch sie wurden die lernbegierigen Zöglinge in der nur kurzen Zeitspanne von drei Jahren für das ganze Leben geprägt, zu «frei und ideal gesinnten Erziehern und charakterfesten Bürgern» herangebildet.

Der Einstieg in die Lehrtätigkeit, in den Alltag des Schullebens, war dann allerdings für die meisten der kaum neunzehnjährigen Burschen hart. Jakob Ulli «residierte» zuerst in Münchringen, einem kleinen Dorf bei Hindelbank, an der Gesamtschule, deren neun Klassen an zwei langen Tischreihen im Ofenhaus «gastierten». Die Belastung war gross, insbesondere wenn man bedenkt, dass die Schüler des obersten Jahrgangs bloss drei Jahre jünger als der noch unerfahrene Lehrer waren. Ulli hielt es denn auch

Altes Schulhaus Busswil. Nach einem Gemälde von Thildy Ulli

dort nicht lang; es zog ihn in die engere Heimat. So finden wir ihn bereits sechs Monate später an der Mittelschule Roggwil, die in den Klassen 4–6 über 80 Knaben und Mädchen zählte. Hier blieb er drei Jahre. Dann wählte ihn 1877 die Gemeinde Busswil an ihre Oberschule. Dazu musste er drei Verpflichtungen eingehen: Im Schulhaus Winterkinderlehre halten, die Leichengebete für «Pfrundgenössige und Notarme sprechen und die kirchlichen Funktionen [Leichengebete beim Wohnhaus] im Kehr mit den übrigen Lehrern der Kirchgemeinde [Melchnau]» ausüben.[3] Dies sollte seine Lebensstelle werden.

Jakob Ulli traf im ländlichen, mit seinen Weilern friedlich in einer sanften Mulde ruhenden 400-Seelen-Dorf Busswil, fast in Rufweite nur von seinem Heimatort Reisiswil, für die Zeit recht günstige Schulverhältnisse an. 1858 hatte man die Gesamtschule, die in einem Bauernhaus untergebracht war, zweigeteilt und 1861 ein neues Schulhaus mit Wohnraum für die Lehrkräfte gebaut.[4] Die bernische Schule stand noch ganz, wie es der Blick auf Hofwil gezeigt hat, im Zeichen des aufklärerisch-liberalen Grundgesetzes von 1835, das im Sinne Pestalozzis eine einheitliche Organisation mit Ober- (allenfalls Mittel-) und Unterstufe, eine zeitgemässe Gestaltung des Unterrichts und, nebst Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und Singen, die Einführung neuer Fächer wie Knabenturnen und Mädchenhandarbeiten vorsah. Der Staat beteiligte sich nur mit Beiträgen an die Kosten; für die übrigen Auslagen hatte die Einwohnergemeinde aufzukommen. Den Besuch einer Sekundarschule mussten die Eltern selbst bezahlen. Das Gesetz von 1856 über die Organisation des Schulwesens hat daran wenig geändert. Es verfolgte in Verdeutlichung der Zielsetzung die Absicht, «die leiblichen und geistigen Kräfte der Jugend zur Erlernung der Berufsentwicklung» und «die christliche Frömmigkeit, Gesinnung und Sitte» zu fördern. Die obligatorische Schulzeit betrug zehn Jahre. Als sich dagegen Widerstand erhob, weil die Klassen auf dem Land zu gross und die Besoldungen der Lehrer zu «schmal» seien, hatte der Staat 1859 etwas Abhilfe geschaffen, indem er den Jahreslohn auf mindestens 500 Franken, mit freier Wohnung, Garten, zwei Jucharten Pflanzland, Scheune und drei Klafter Brennholz festlegte. Die Sommerschule dauerte aber in Berücksichtigung vorwiegend bäuerlicher Verhältnisse immer noch nur 15 Wochen zu je 18 Stunden, während das Winterhalbjahr mit 21 Wochen zu je 30 Stunden überbelastet war. Kein Wunder, dass sich darob Lehrer, Behörden und Statthalter über «Schulunfleiss» beklagten. Erwartungsgemäss war Arbeit in

Haus und Hof der hauptsächliche Verhinderungsgrund; manchmal hielten jedoch auch Kälte und Schnee vom Schulbesuch ab, und gelegentlich konnten Geschwister nur wechselweise antreten, da sie sich in dasselbe Kleid zu teilen hatten! Es mangelte ebenfalls an Lehrmitteln.

Jakob Ulli war mit diesen Gegebenheiten vertraut. Er wusste, was ihn erwartete. Vor allem aber hatte er erkannt, und dazu diente ihm sein Bruder Ulrich als Vorbild, dass unter solchen Umständen Erfolg oder Misserfolg fast ausschliesslich von der Persönlichkeit des Lehrers abhingen. Und hierin traute er sich einiges zu. Denn er war seit Hofwil mächtig gereift, nicht nur geistig, sondern auch körperlich. Aus dem schmalbrüstigen Bürschchen war innert weniger Jahre ein hochaufgeschossener, «baumstarker» junger Mann geworden. Sein Äusseres hatte sich so sehr verändert, dass seine Kameraden an der ersten Promotionszusammenkunft ihn bei der Begrüssung vermissten und dann ihren Augen nicht trauten, als er sich zu erkennen gab! Bestimmt hatte dazu auch beigetragen, dass er ein gesundes, naturverbundenes Leben führte und jeden Morgen früh, wenn es Jahreszeit und Wetter erlaubten, in die Rot hinüber schwimmen ging – er hatte diesen Sport schon im Moossee bei Hofwil leidenschaftlich gern ausgeübt – und an Reck und Barren des Schulplätzchens turnte.

So wurde der Unterricht mit 86 Kindern der fünf Busswiler Oberklassen bald zur Freude für Schüler und Lehrer und für die Gemeinde zum Segen. Die Schwierigkeit, je nach Fach und Schulalter bald im Gesamtverband, dann wiederum gruppenweise unterrichten zu müssen, was viel organisatorisches Geschick und Vertrauen in die Selbständigkeit der Zöglinge erfordert, meisterte er leicht. Er war ein begnadeter Erzieher, eine wahre Pestalozzigestalt. Von seinem Bildungsauftrag erfüllt, wusste er die Kinder selbst vom Sinn des Lernens zu überzeugen. So weckte er Aufmerksamkeit, Interesse, Begeisterung. Seine Frohnatur steckte an, beflügelte, machte die Anstrengungen weniger spürbar. Besonders anregend gestaltete sich der Unterricht im Rechnen, dem Fach, das ihn im Seminar ausgezeichnet hatte, so dass man schon damals und jetzt in Busswil in Kennerkreisen glaubte, der junge Lehrer würde weiterstudieren. Schüler und Kollegen bezeichneten ihn als «genial» und sahen ihn als künftigen Gymnasiallehrer, ja gar als Professor der Mathematik. Aber Jakob Ulli war jegliches Karrieredenken fremd. In den Ferien besuchte er wohl Kurse, bildete sich in Kalligraphie, Astronomie und Mathematik weiter, las Fachbücher, aber seine angeborene Bescheidenheit liess ihn dem Dorf treu bleiben. Und gerade deshalb, weil

Links Jakob Ulli mit seinen Schülern hinter dem Schulhaus. Linkerhand die ausgebaute Scheune. Oben auf der Laube Frau Lea. – Rechts Jakob Ulli als Kutscher auf einer Schulreise.

er sich eben zunehmend für das spätere Schicksal seiner ihm anvertrauten Kinder verantwortlich fühlte, sich als Volksbildner sah, den künftigen Müttern, Vätern, Bürgern nicht nur Wissen vermitteln, sondern sie auch zu wertvollen Menschen erziehen wollte, achtete er auf offenes, ehrliches, sittliches Verhalten. Hierin duldete er, aus Liebe zum Heranwachsenden, keine Halbheiten. Deshalb empfand ihn mancher als streng, obschon er Geduld übte. Wurde dann allerdings diese Langmut missbraucht, konnte ihn der heilige Zorn übermannen. So einmal, und dies blieb wohl Generationen unvergesslich, als Knaben in einer gemeinschaftsgefährdenden Sache ihr wiederholt gegebenes Wort brachen und gezüchtigt wurden. Es begann damit, dass sie, trotz striktem Verbot, in der Pause Nielen rauchten und ertappt wurden, worauf sie der Lehrer vornahm und ihnen die Schulordnung ins Gedächtnis rief. Als man sie ein zweites Mal, diesmal beim Scheuerlein,

das hinter dem Schulhaus stand und wo sich das Heu für Pferd und Kuh befand, bei ihrem heimlichen Vergnügen erwischte, schwoll die Stirnader Ullis; aber er beherrschte sich nochmals, redete den Sündern zu, stellte ihnen vor Augen, welch verheerende Folgen für das Dorf ein Brandausbruch haben könnte, und verzieh ihnen auf ihr Versprechen, so etwas nie mehr zu tun. Beim dritten Vergehen, drei Monate später, jetzt auf dem Heustock der Scheune, war das Mass voll: die Übeltäter wurden im Klassenzimmer auf ihren Pulten mit einem Doppelseil über den Hintern geschlagen. Die Mitschüler weinten. Sie fühlten wohl mit ihren Kameraden, litten aber noch mehr unter dem Schmerz des zum Strafvollzug gezwungenen Lehrers. Am andern Morgen mussten sich die Gemassregelten in aller Form entschuldigen. Dann war die Angelegenheit für die Betroffenen abgetan. Jakob Ulli war nicht nachtragend, obschon seine Gutmütigkeit noch in vielen andern Fällen schlecht belohnt wurde. Er konnte in christlichem Sinn vergeben; vergessen aber nicht, und es kam vor, dass in bitteren Stunden des Alters einstige Enttäuschungen wieder aufbrachen.

Doch wie es Jakob Ullis hellem, sonnigem Gemüt entsprach, waren solche dunklen, heute in ihrer Art kaum mehr denkbaren Szenen Ausnahmen, und es überwogen die frohen Stunden. Zu den freudigen, allen Kindern unauslöschlich in Erinnerung bleibenden Höhepunkten gehörten die Schulreisen. Am eindrücklichsten waren die Rütlifahrten. Da zog die fröhliche Schar frühmorgens, je nach Schülerzahl in zwei oder drei geschmückten, mit Langbänken versehenen Leiterwagen, der Lehrer als Kutscher auf dem Bock, meist schon unter Gesang nach Zell. Dort wurde die Bahn, in Luzern das Schiff bestiegen. Immer hatte Jakob Ulli Signalpfeife und Stimmgabel bei sich. So erscholl auch auf dem Vierwaldstättersee Lied um Lied. Oft waren ausgezeichnete, eigens geförderte Sänger und Sängerinnen unter den Schülern, welche den Mitreisenden besonders gefielen und gelegentlich den einen oder andern gutbetuchten Herrn veranlassten, dem Lehrer eine Note zuzustecken mit der Bitte, den Knaben und Mädchen etwas zu spendieren. Auch auf der Rütliwiese, wo Jakob Ulli jeweils wie an den 1.-August-Feiern zuhause eine patriotische Ansprache hielt, wurde gesungen. Dann verpflegten sich alle aus dem Rucksack, und es ging lustig zu. Zuletzt gab es noch die obligate Klassenfoto. Wenn Eltern die Reisekosten nicht zahlen konnten, übernahm der Lehrer stillschweigend den Betrag – bei einem Anfangslohn von 650 Franken (später, nach dreimaliger Erhöhung, 800 Franken) im Jahr!

Ja, Jakob Ulli hatte in der Tat ein gutes Herz. Ohne dass er je parteiisch gewesen wäre, wandte er sich doch vor allem den armen, verlassenen und verschupften Kindern zu. Ihnen in der Schule und auf dem späteren Lebensweg zu helfen, wurde für ihn mehr und mehr zur vordringlichsten Pflicht. Im gleichen Sinn und Geist erteilte er am freien Mittwochnachmittag Fortbildungsunterricht. Die vorgeschriebenen Fächer waren: «Deutsch und Buchhaltung; Rechnen und praktische Raumlehre [Geometrie]; Schweizergeschichte, Naturkunde und Geographie; Landwirtschaftslehre».[5] Lernwillige führte er in die Algebra und Geometrie ein, was manch einem nach Jahren noch ermöglichte, einen Beruf zu ergreifen.

In einer Zeit, da sich die Kultur auch auf dem Land entfaltete und in zahlreichen Dörfern des Oberaargaus Lese- und Wochengesellschaften gegründet wurden, setzte Jakob Ulli seine Musikalität ein, um die Busswiler am Feierabend etwas über den Alltag zu erheben. Unterrichtete eine Kollegin an der Unterstufe, die Klavier spielen konnte – im Oberklassenzimmer begleitete er seine Schüler in den Singstunden auf dem Harmonium –, griff er zu seiner geliebten Geige und gab im Schulhaus ein Konzert. In Melchnau lieh er seinen sonoren, in der Kirche alle Stimmen übertönenden Bass, dem von seinem Bruder Ulrich mitbegründeten Gesangverein Immergrün. Wenn man sich nach Proben und Aufführungen zu geselligem Beisammensein in der Gaststube traf, offenbarte er sein aussergewöhnliches, mit Humor und Witz gepaartes Schauspielertalent. Dann entpuppte er sich als köstlicher Alleinunterhalter. Besonders ergötzlich war sein immer wieder verlangtes, hauptsächlich aus blosser Mimik und Gestik bestehendes «Gewitter im Hochgebirge», das auf ein vom Chor auf der Rigi erlebtes Unwetter anspielte und Lachstürme hervorrief. Auf ähnliche Weise wird er auch seine Seminarkameraden an den Promotionstreffen, die er nie verfehlte, erheitert haben. Dabei zeigte sich auch seine poetische Ader: so war ihm gegeben, nach kurzem Überlegen, manchmal aus dem Stegreif, Gelegenheitsgedichte vorzutragen; und es kam des öftern vor, dass man ihn zuhause um Verse zu Familienanlässen und Jubiläen anging. Einmal soll ein Langenthaler Conférencier zu ihm geeilt sein um Sprüche zu einer Hochzeitsfeier, worauf ihn der Lehrer ins «Pintli» geschickt habe, in den Wald gegangen und zwei Stunden darauf mit köstlichen Sprüchen zurückgekommen sei. Auf solche Art mag ebenfalls das folgende, von ihm selbst 1914 zum 45-DienstJahr-Jubiläum des Staatswegmeisters Bosshardt in Bleienbach vorgetragene, zeitdokumentarisch recht aufschlussreiche Gedicht entstanden sein.

Busswil im Sommer 1992. Fotos Christoph Schütz, Langenthal

Der Staatswegmeister

Der Bernerstrassen beste Geister
Das sind gewiss die Staatswegmeister;
Für uns ein wohlbekanntes Bild,
Sie tragen ja am Hut ihr Schild.
Solch einen Mann sieht man stets gerne,
Er sei uns nahe oder ferne,
Er schafft zu jeder Tageszeit,
Ob's windet, regnet oder schneit.
Er ficht mit Schaufel, Pickelhauen,
Wenn sich die Stassenbächlein stauen;
Und eher ruht sein Eifer nicht,
Bis er vollbracht, was seine Pflicht.
Und hocken andre in der Stube,
So schafft er fleissig in der Grube,
Häuft Berge auf von Kieselsteinen
Und ist beständig auf den Beinen.
Er wirft das Grien dann mit Geknatter
Und elegantem Schwung durch's Gatter.
Setzt er sich dann zum Imbiss hin,
So kommt ihm dies und das zu Sinn.
Wirft auf die Arbeit er den Blick,
So denkt er, 's wär ein grosses Glück,
Wenn auch der Lohn sich derart mehrte,
Wie's nach der Arbeit sich gehörte;
Denn dato ist er noch geringe,
Weil es dem Budget übel ginge,
Wenn man der Staatswegmeisterstelle
Anrichten wollt' mit grosser Kelle!
Der Fleissige macht sich nichts daraus
Und hält ganz unverdrossen aus;
Pflegt seine Strassen Jahr für Jahr,
Wird schliesslich noch zum Jubilar.
So feiern hier zu dieser Stunde
Den Bosshard wir in unsrer Runde.
In fünfundvierzig Dienstesjahren

Hat im Beruf er viel erfahren,
War stets bedacht, mit bestem Willen
Des Amtes Pflichten zu erfüllen.
Die Vorgesetzten, die Kollegen,
Sie loben heut ihn allerwegen
Und rufen all' zum Schlusse noch:
Kollege Bosshard lebe hoch!

Ausserhalb des Schul-, Kurs- und Konzertlebens fand Jakob Ulli Erholung und wertvolle neue Beziehungen mit Dorfbewohnern, indem er den Bauern beim Grasen, Heuen und Ernten half, Holz oder Land vermass und dafür etwa zum Essen eingeladen wurde oder ein kleines Entgelt erhielt. Tieferen Einblick in die Schicksale seiner Mitbewohner gewann er durch die dem Oberlehrer überbundene, schon erwähnte Aufgabe, die Leichenrede vor dem Trauerhause zu halten, den Verstorbenen auf dem letzten Gang zu begleiten und die Angehörigen zu trösten. So wurde er zum Seelsorger und Vater der Gemeinde.

Die Erfüllung all dieser Pflichten erfuhr nochmals eine Bereicherung und bewusstere Sinngebung durch die Heirat mit der feinsinnigen, tüchtigen, vielseitig begabten und bildhübschen Lea Beiner von Schüpfen im Jahr 1896. Jakob Ulli hatte sie als Brautführerin bei der Hochzeit seines Bruders Albrecht kennengelernt, sich gleich in sie verliebt und gleichentags im Stile Cäsars, der «kam, sah und siegte», wie er sich später oft schmunzelnd auszudrücken pflegte, gewonnen. Sie war fast 20 Jahre jünger als er. Aber den Altersunterschied spürte man kaum; denn Jakob war jung geblieben und Lea eine frühgereifte, das Glück der Geborgenheit und des Zusammenseins um so dankbarer empfindende Frau, als sie eine lieblose Kindheit verbracht hatte. Bis zum Tode waren die beiden einander herzlich zugetan.

Lea Ulli, gelernte Köchin, lebte sich rasch ein und verwandelte die «urkomische» Junggesellenwohnung in ein trautes Heim. Auch Woche und Jahr erhielten nun einen bestimmten, geregelten Gang. Am Sonntagmorgen besuchte das Ehepaar regelmässig den Gottesdienst in der Kirche Melchnau. Nach dem Mittagessen ging's von Frühling bis Herbst bei schönem Wetter durch Feld und Wald; im Winter auf die Schlittelbahn. Bei Regen wurde musiziert. Frau Lea spielte Harmonium und Zither.

Als es sich herausstellte, dass die Eheleute kinderlos bleiben sollten, nahmen sie zuerst die Tochter einer armen Witwe zu sich – sie wohnte drei

Jakob Ulli im Alter von 63 Jahren, mit der elfjährigen Grossnichte Thildy und der 42jährigen Gattin Lea. Foto Carl Ruhé, Langenthal

Jahre bei Ullis und konnte nachher eine gute Haushaltstelle antreten –, dann die Grossnichte Thildy[6], die nun bei «Onkel» und «Gotte», wie sie ihre Pflegeeltern vertraulich nannte, eine wunderbare Jugendzeit erleben durfte und die empfangene Fürsorge später in reichem Masse zurückgab. Das kränkliche, kleine Mädchen blühte in der Obhut des Lehrerhauses auf und wurde so gefördert, dass es die Sekundarschule Langenthal mit den verehrten Lehrern Blaser, Burri, Aebersold, Brönnimann, Castelberg, Kronauer, Keller, Meyer und Streit besuchen konnte, wobei es Jakob Ulli jeweils, wenn es bei gutem Wetter nicht das Melchnauerbähnlein zu benutzen brauchte, am Morgen durch den Wald bis zum Allmen begleitete und abends wieder abholte.

Auch das Busswiler Landleben war abwechslungsreich. Im Hochsommer war das Haus von Feriengästen bevölkert, meistens von Nichten und Neffen eines in Le Locle wohnenden Bruders. Sie wurden frugal verköstigt aus dem eigenen gepflegten Garten und der grossen Pflanzung; es gab Gemüse, Salat, Beeren und Obst in Hülle und Fülle. Beidseits des fatalen Scheuerleins

standen zwei mächtige Nussbäume; der eine trug grosse, welsche Früchte, die bei einigen Langenthaler Kennern sehr begehrt waren. Den blumenreichen Garten, in dem Jakob Ulli wilde Rosenstöcke zu herrlich duftenden Schneeköniginnen und gelben, heute kaum mehr bekannten Mischröschen okkuliert hatte, umstanden zwei hohe Birnbäume, Gelbmöstler und Marker fürs Fass, und ein Dutzend Apfelbäume, die der «Onkel», wohl beeinflusst vom Ökonomen Jakob Käser zum Stock in Melchnau und dem berühmten Pomologen Johannes Gut auf dem Langenthaler Hinterberg, nach kundiger Art so umgepfropft hatte, dass auf einigen mehrere Sorten wuchsen. Das Fallobst und je ein Korb eines jeden Baumes kamen den Witwen, Waisen und Verdingkindern des Dorfes zugut.

Dieses Tagewerk macht es verständlich, dass Jakob Ulli, ein eher im kleinen Kreis wirkender Mann, sich nicht in die Dorfpolitik einliess. Er gehörte keiner Partei an und bekleidete auch keine Ämter. Einzig der Käsereigenossenschaft besorgte er jahrzehntelang die Kasse. Gesinnungsmässig könnte man ihn sich in der Nähe des sozial-liberalen Langenthaler Grütlianers Dr. August Rickli vorstellen.

Verständlicherweise liess in den letzten Jahren seiner Schultätigkeit, als er die heutige Altersgrenze bereits überschritten hatte, die Spannkraft nach, so dass sich gelegentlich unterrichtliche Schwierigkeiten ergaben, unter denen gerade die Kinder am meisten zu leiden hatten, denen früher seine besondere Zuwendung gegolten hatte. Schuld daran trug sicher auch die in jener Zeit eröffnete Erweiterte Oberschule von Melchnau, die ihn von der 7. Klasse an seiner «Zugpferde beraubte».

Die Gemeinde jedenfalls würdigte beim Rücktritt seine 48jährige Tätigkeit für Schule und Gemeinde und lohnte die aufopfernde Arbeit mit der aussergewöhnlichen Gratifikation von 500 Franken.

Bitter für ihn war dann, dass er wegziehen musste, da die Lehrerwohnung durch den Nachfolger besetzt wurde und sich in den wenigen Bauern- und Gewerbehäusern des Dorfes kein Platz fand. So liessen sich die Eheleute in Bützberg nieder. Doch das flache Land sagte ihnen nicht zu; auch fühlten sie sich in der neuen Umgebung fremd. Deshalb zügelten sie nach nur kurzem Aufenthalt in die Schynen von Kleindietwil, wo sie ihrem Busswil wieder etwas näher waren.

Und hier begann nun, für Aussenstehende überraschend, für alle aber, die den noch rüstigen Siebziger kannten, als verdiente Krönung seines charitativen Wirkens, seine Tätigkeit als Bezirksarmeninspektor des Kreises 7.

Jakob Ulli, rechts, im 72. Altersjahr.

Dieser umfasste die Gemeinden Madiswil, Leimiswil, Oeschenbach und Ursenbach, war also, wenn man die vielen Läufe und Gänge zu Fuss bedenkt, recht gross. Ullis Befugnisse waren, im Unterschied zu denen der heutigen Fürsorgeinspektoren, bedeutend, hatte er doch die allgemeine Aufsicht über das Armen- und Pflegekinderwesen. Im besonderen oblag ihm die Kontrolle des Etats der Daueruntersützten, d.h. der oft unangenehme und missliebige Entscheid (der noch beim Regierungsstatthalter angefochten werden konnte) darüber, ob eine Person, die neu zugezogen und innerhalb eines Jahres verarmt war, von der gegenwärtigen oder der früheren Wohnsitzgemeinde mit Land und Geld aus dem Ortsgut versorgt werden musste. So war der Inspektor mehr gefürchtet als geliebt. Und für all dies erhielt er von der Armendirektion, seiner Wahlbehörde, das jährliche Weihnachtsgeschenk von damals willkommenen und geschätzten 100 Franken! Die Wahl war auf dem Berufungsweg erfolgt. Ulli hatte sie nur unter der Bedingung angenommen, dass ihn seine umsichtige Gattin auf seinen Besuchen begleiten dürfe; Frauen wüssten in schwierigen Fällen oft besser als Männer, was vorzukehren sei, meinte er.

Jetzt entfaltete Jakob Ulli in einem Alter, da die meisten andern sich zur Ruhe setzen und abbauen, nochmals eine erstaunliche Wirksamkeit. Es war ihm ja ein Bedürfnis, den Mitmenschen zu helfen. Er rückte nicht mit Gesetzen und Paragraphen auf, sondern liess sein warmes Herz sprechen. Das Vertrauen, die Liebe und Güte, die ihm entgegengebracht worden waren, wollte er den vom Leben Benachteiligten wiederschenken. Glücklicherweise hatte er seine Frohnatur und den wohltuenden Humor bewahrt. Man sah die breite, verlässliche Gestalt mit dem Charakterkopf, der hohen Stirn und dem markanten, nun ergrauten Schnurrbart gerne kommen und hörte ihm auch gern zu, wenn er aus seiner Schulmeisterzeit erzählte. Von einem Unfall im 79. Altersjahr erholte er sich rasch, und so konnte der Hochgeachtete an seinem 80. Geburtstag in körperlicher und geistiger Frische die von allen Seiten geäusserten Anerkennungen und Ehrungen entgegennehmen. Der kantonale Armeninspektor und Gemeindepräsident Steffen würdigten in einem grossen Kreis von Angehörigen und Freunden das gewissenhafte, gemeinnützige und selbstlose Wirken, das auch noch Platz liess für Konzertbesuche und Geselligkeit. Kurz darauf zog das Ehepaar Ulli, das von einer kleinen, durch Handarbeiten der Frau etwas aufgebesserten Rente lebte, nach Lindenholz um, wo ihm eine geräumige Wohnung mit Mansarde angeboten worden war. Dort durfte nun auch die verwitwete Mutter der Pflegetochter Thildy den Lebensabend verbringen.

Im neuen Heim war aber dem Unermüdlichen keine lange Zeit mehr beschieden. Er starb im 82. Lebensjahr, nachdem er nur drei Wochen krank gewesen war, umsorgt von seinen Lieben, an einem Herzversagen. Seien auch wir, wie es ein Seminarfreund am Grabe sagte, «seiner Sternenseele in unverwelklicher Treue gläubig verbunden».

Anmerkungen

1 Die meisten Unterlagen zu dieser Biographie verdanke ich Fräulein Thildy Ulli, heute wohnhaft in Zürich, Sie hat mir in Briefen vom Leben und Wirken ihres verehrten Grossonkels, «Onkel» Jakob Ulli, und seiner Frau, «Gotte» Lea berichtet. Thildy Ulli wurde, als kränkliches Kind in Huttwil geboren, auf ärztlichen Rat bei ihnen aufgenommen, umsorgt, soweit gefördert, dass sie den Beruf einer Zahntechnikerin erlernen konnte. Von Thildy Ulli habe ich auch kurze Pressenachrufe, das Gedicht und Photos erhalten. Ausserdem steuerte sie das Ölbild bei.

2 Was in der Folge ohne Anmerkung mit Anführungszeichen versehen ist, wurde wörtlich den Briefen oder Presseberichten entnommen.

3 Protokoll der Einwohnergemeinde Busswil, Gemeindearchiv Busswil
4 Vgl. Dora Dambach, Busswil bei Melchnau, in: Der Amtsbezirk Aarwangen und seine Gemeinden, S. 42 ff., Langenthal 1991
5 Vgl. Anm. 3
6 Vgl. Anm. 1

Zu besonderem Dank für die Mithilfe verpflichtet bin ich auch Herrn Walter Lerch, Gemeindeschreiber, Busswil, und zahlreichen andern Auskunftspersonen.

HANS HENZI ZUM GEDENKEN 1895–1991

KARL H. FLATT

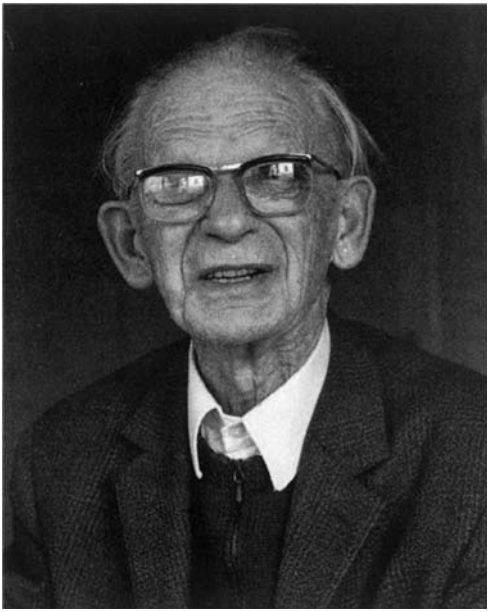
Zu einem Patriarchen war er geworden, der ehemalige Buchser Sekundarlehrer, Dorfchronist und Jahrbuchfreund, als er nach Vollendung des 90. Lebensjahrs sein jahrzehntelanges Wirkungsfeld, das Dorf «unter Sternen», sein Haus am Hubel verliess, um seine letzten Jahre im Burgerspital der Vaterstadt Bern zu verbringen. Gattin und Schwestern, die er – selbst hochbetagt – mit Kraft und Geduld gepflegt hatte, waren ihm im Tod vorausgegangen. Von Altersgebrechen blieb er nicht verschont, aber «seiner geistigen und körperlichen Vitalität waren bis ins hohe Alter kaum Schranken gesetzt». Gütig und bescheiden wie eh nützte er die Tage im Ringen um die letzten Dinge. «Solange ich noch gehen, d.h. mich vorwärts bewegen kann, geht es. Ich bin so lange lebendig, wie ich jeden Tag etwas Neues lernen kann.» Verwurzelt in der anthroposophischen Lehre von Rudolf Steiner, ohne mit der Landeskirche zu brechen, beeindruckt von der Begegnung mit Dr. Atteshlis, in innigem Einvernehmen mit seiner Pflegetochter Hajna Aniko Drozdy, die ihn betreute und sein Haus als «Zentrum für integrales Denken» weiterführte, verschied Hans Henzi am 29. Juni 1991.

Die folgenden Verse von Christian Morgenstern waren Hans Henzis Lieblingsgedicht:

Wer vom Ziel nicht weiss,
kann den Weg nicht haben,
wird im selben Kreis
all sein Leben traben;
kommt am Ende hin,
wo er hergerückt,
hat der Menge Sinn
nur noch mehr zerstückt.

Wer vom Ziel nichts kennt,
kann's doch heut erfahren;
wenn es ihn nur brennt
nach dem Göttlich-Wahren;
wenn in Eitelkeit
er nicht ganz versunken
und vom Wein der Zeit
nicht bis oben trunken.

Denn zu fragen ist
nach den stillen Dingen,
und zu wagen ist,
will man Licht erringen;
wer nicht suchen kann
wie nur je ein Freier,
bleibt im Trugesbann
siebenfacher Schleier.



Hans Henzi 1895–1991.
Foto Samuel Gerber

Hans Henzi war Bern-Burger, Spross eines Gelehrten- und Offiziersgeschlechtes, Nachkomme jenes Hauptmanns Samuel, der – als Redaktor des «Mercure Suisse» der Aufklärung verpflichtet – seine geistige Führung einer Oppositionsbewegung gegen die autokratische Regierung nicht nur mit Verbannung, sondern 1749 auch mit dem Leben bezahlt hatte. Hans fühlte sich – bei aller geistigen Unabhängigkeit kein Rebell – eher jenem Samuel Gottlieb Rudolf (1794–1829) verbunden, der in zaristischem Dienst als Professor der Exegese und der orientalischen Sprachen an der Universität Dorpat in Livland gewirkt hatte. Seine Wurzeln gründeten aber auch in der Landschaft: seine Mutter war die Tochter des Inkwiler Landwirts Johann Schär, Mitstreiter Dürrenmatts, Regierungs- und Nationalrat, den Vikar Bitzius aus der Taufe gehoben hatte. Überdies wuchs Henzi im Pfarrhaus Koppigen auf und war damit seit jung dem Land an Önz und unterer Emme verbunden, das auch den werdenden Gotthelf prägte. Der spätere Wirkungskreis Buchsi lag damit nahe.

Grosse Hilfsbereitschaft, Fleiss und Wissbegierde sollen schon den Burgdorfer Gymnasiasten ausgezeichnet haben, der Zeit seines Lebens eine

Synthese zwischen Sprache, Geschichte und Naturwissenschaft suchte. Sein Studium an den Universitäten Bern, Lausanne, London und Paris war aber um die Sprache zentriert – den klassischen gehörte seine Neigung ebenso wie den modernen. Bereits 1918 an die Sekundarschule Herzogenbuchsee gewählt, blieb er dieser bis zu seiner Pensionierung treu, wurde zum gelehrten, feinsinnigen und bescheidenen Ludi Magister, gerecht und bei den Schülern beliebt, aber streng in den Anforderungen – auch an sich selbst. Henzi, ein Mann, klein von Statur, wusste sich als geistige Autorität durchzusetzen. Im Zentrum stand für ihn die Muttersprache; den Französischunterricht lockerte er mit Flötenspiel und Chansons auf.

Kaum nach Buchsi gekommen, hatte er sich mit der St. Gallerin Irma Anderegg, Mitarbeiterin im «Kreuz», verheiratet. Ihre sozialen Neigungen und geistigen Interessen trafen sich. Angesichts ihrer Kinderlosigkeit fanden die Eheleute nicht nur in der Anthroposophie Trost – «damals begann mein Leben» –, sondern widmeten sich mit grosser Befriedigung der Pflege und Erziehung von Kindern aus kriegsversehrten Ländern: so wurde aus der Enkelin des ungarischen Erziehungsdirektors und Schriftstellers Gyula Drozdy die Pflegetochter und Erbin des Ehepaars.

Zwar suchte Hans Henzi keine äusseren Ehren; bald aber fanden die Herausgeber der wissenschaftlichen Gotthelf-Ausgabe, des schweizerischen Sprachatlas' und Atlas der Volkskunde, der bernischen Kirchengeschichte und des Ortsnamenbuches in ihm einen sachkundigen und bereitwilligen Mitarbeiter. Doch erst mit seiner Pensionierung konnte er sich vermehrt eigenen Forschungen widmen.

Während sein Nachbar und jüngerer Kollege Schulinspektor Werner Staub zu den Jahrbuchgründern gehörte, stiess Hans Henzi erst später dazu, hat sich diesem Werk dann aber als eifriger und wertvoller Mitarbeiter voll zugewandt. In den Jahren 1966 bis 1981 erschienen aus seiner Feder nicht nur Beiträge zur Haus- und Dorfgeschichte, sondern auch zur Volks- und Ortsnamenkunde, Biographisches. Im Unterschied zu Staub, dem rhetorische Begabung und eine leichte Feder eigen waren (vgl. Jahrbuch 1986), kam Hans Henzi als unermüdlicher Sammler, Grübler und Analytiker nicht leicht zur Synthese. Aber so, wie er Unzähligen mit Rat und Tat immer wieder geholfen hatte, fand er nun in alten Tagen auch die Unterstützung von Freunden und ehemaligen Schülern, um sein Lebenswerk zu vollenden und abzurunden: 1978 erschien die «Kirche der Bergpredigt» als Würdigung der grössten bernischen Landeskirche, 1985 – zu seinem 90. Geburtstag –

das Werk «Herzogenbuchsee» in der Reihe der «Berner Heimatbücher» mit Beiträgen von Werner Staub und Samuel Gerber. Das Pfarrdorf mit seiner reichen Vergangenheit hatte nun endlich eine adäquate Darstellung gefunden. Schon Samuel Friedrich Moser hatte den Entwurf einer Dorfchronik hinterlassen; wie die Fassung seines Sohnes, Fürsprech Karl Moser (Suppekari), im Brand unterging, hat Maria Waser festgehalten. Kleinere Beiträge von Alexander Stähli, Otto Joneli und Werner Staub folgten. Allein: «Seit jener Zeit war in unserem Dorf immer nur von einem Mann die Rede, der über das Wissen, die Geduld, die Exaktheit und den Forschergeist verfügt, um eine solche Chronik neu schreiben zu können: Hans Henzi», bezeugt Gemeindepräsident R. Neuenschwander im Vorwort von 1985.

Doch Hans Henzi tat mehr: er knüpfte wohl mit Respekt an die grosse Epoche Buchsis mit seinen bedeutenden Frauen und Männern des 19. Jahrhunderts an, grub aber tiefer ins Pfarr- und Gerichtsdorf des Ancien Régime, in die Zeit der Benediktinerpropstei und des zähringisch-kyburgischen Dorfes zurück. Er durchforschte und ordnete nicht nur die Archive des Dorfes, sondern auch die der Nachbargemeinden. Das Gefundene und in den Zusammenhang Gestellte präsentierte er der Öffentlichkeit auch im Jahrbuch, hauptsächlich aber in zahlreichen Referaten und Zeitungsartikeln. «Er schenkte der Gemeinde unzählige gesammelte, präzis beschriftete Dokumente aus Buchsis Geschichte und legte damit den Grundstein zum heutigen Dorfarchiv» (Würdigung Dr. S. Gerber namens des Gemeinderates). Aus diesem Fundus werden auch künftige Generationen schöpfen können.

Damit war aber auch ein staatsbürgerliches Anliegen verknüpft: in einer Zeit des raschen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Wandels, des ungebremsten Wachstums trug Henzis Tätigkeit bei, das Selbstbewusstsein, die Tradition, die Integrationskraft und das kulturelle Leben der Gemeinde zu befruchten. Die Anregung, das Vorbild zündete bei zahlreichen jüngern Leuten, die Henzis Werk fortführen und weiterentwickeln; geschärft wurde auch das Verantwortungsbewusstsein der Behörde. Aus diesem Geist heraus erfolgte 1970 die Renovation der traditionsreichen und dominanten Kirche, 1982/86 des Gemeindehauses, das in seinem Kern nicht nur das reformierte Pfarrhaus, sondern die Propstei des 13. Jahrhunderts birgt.

1983 erstrahlte das 400jährige Kornhaus im alten Glanz seiner Zimmermannskunst. Es trat mit seinem Archiv, der Bibliothek und Ausstellungshalle (Museum) als neues kulturelles Zentrum neben das alte im «Kreuz».

LAUDATIO

Die Jahrbuch Vereinigung Oberaargau ernennt - in Würdigung seiner grossen Verdienste um Jugendbildung, Kulturleben des Dorfes, Geschichte, Volkskunde und Ortsnamenkunde des Oberaargaus -

zu ihrem Ehrenmitglied

Herrn **HANS HENZI**

alt Sekundarlehrer, in Herzogenbuchsee

Hans Henzi hat, als Spross eines altberühmten bernburgerlichen Geschlechtes, seit 1918 im «Dorf unter Sternen» nicht nur jahrzehntelang als Sekundarlehrer getreulich gewirkt, sondern als gelehrter, feinsinniger und bescheidener Ludi Magister das Kulturleben des Dorfes wesentlich mitgeprägt.

Nicht bloss als Chronist von Kirche, Schule und Dorf Herzogenbuchsee hat er sich verdient gemacht, vielmehr auch wesentliche Beiträge zu Geschichte, Volkskunde und Ortsnamenkunde des Oberaargaus geliefert. Die Herausgeber der wissenschaftlichen Gotthelf-Ausgabe, des schweizerischen Sprachatlas und Atlas zur Volkskunde, der bernischen Kirchengeschichte und des bernischen Ortsnamenbuches fanden in ihm einen sachkundigen, bereitwilligen Mitarbeiter.

Die Ehrung gilt nicht zuletzt dem hochgebildeten, stets hilfreichen und bescheiden zurücktretenden Freund und Menschen, der seine Dienste auch dem Jahrbuch des Oberaargaus lieh.

Mögen Hans Henzi und seiner Gattin noch viele Jahre der Gesundheit und des otium cum dignitate beschieden sein.

Gegeben zu Kaltenherberg / Roggwil
am Samstag nach Martini 1971

JAHRBUCH VEREINIGUNG OBERAARGAU

Der Präsident — der Sekretär

Dr. R. Oberaunt — Dr. Karl H. Flatt

Schöne, alte Häuser zu pflegen und zu erhalten, genügt nicht; sie brauchen eine lebendige Funktion, wo der Geist des Menschen weht. So konnte denn Hans Henzi bei seinem 90. Geburtstag mit Dank und Befriedigung auf sein Werk zurückblicken: Seine Saat war im Dorf vielfältig aufgegangen. In seinen letzten Jahren konnte er sich getrost universellen und überirdischen Fragen in neuer Intensität zuwenden. Zurecht bezeugte der Gemeinderat anlässlich seines Hinschieds: «Herzogenbuchsee verliert in ihm nicht nur einen hervorragenden Wissenschafter, sondern auch einen immer hilfsbereiten, für das Gemeindewohl engagierten Menschen, dessen Lebenswerk für die Gemeinde von unschätzbarem Wert ist.»

Veröffentlichungen von Hans Henzi im Jahrbuch des Oberaargaus

	Band	Seite
– Beiträge zur Ortsnamenkunde	1966	83
– Über eine Verpflöckung in Herzogenbuchsee	1966	119
– Auf den Spuren von Scharfrichtern in und aus Herzogenbuchsee	1968	33
– Zwei Bernerinnen fahren nach Livland und begegnen Albert Bitzius	1969	62
– Die Fryheiten dess Dorfs zu Herzogenbuchsee	1970	93
– Regierungsrat Johann Schär von Inkwil, 1824–1906	1970	126
– Vom Drangsalenstock zu Herzogenbuchsee	1972	26
– Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee – Gefechtsplan	1973	153
– Das Ende des Bauernkrieges in Herzogenbuchsee – Quellen	1974	174
– Die älteste Erwähnung von Herzogenbuchsee	1978	97
– Wie drei Buchser Handwerker 1778 zu einer Baubewilligung kamen	1981	229

Der Verfasser dankt Frau Hajna-Aniko Drozdy für verschiedene Unterlagen; sie stellte u.a. auch die Laudatio zur Verfügung, die Hans Henzi 1971 anlässlich der Ernennung zum Ehrenmitglied der Jahrbuchvereinigung Oberaargau zuteil wurde. – Erinnerungen an Jugenderlebnisse und Lehrtätigkeit in Buchsi bieten H. Henzis «Buchser Erinnerungsblätter», in: H. Henzi/E. Gugger, 125 Jahre Sekundarschule Herzogenbuchsee, 1960, S. 17 ff.

DER BÜCHSEN- ODER GOTTESHAUSBACH

Zu den Oberflächengewässern in alt Buchsi

HANS HENZI

In der Lokalpresse veröffentlichte der Verfasser 1965/1968 in mehreren Fortsetzungen die vorliegende Studie, die wir zu seinem Gedenken hier erneut abdrucken. Sie zeigt nicht nur die methodische Sorgfalt, die intime Geländekenntnis und die sprachlich-historische Analyse auf, sondern weckt schmerzliche Erinnerungen an die frühere Gewässervielfalt und entspricht heutigem Interesse und Verständnis. *Die Redaktion*

Dieser für den «Hof ze Buchse» und seine Hofmatten ursprünglich lebenswichtige Wasserlauf wurde notariell von jeher «Büchselbach» geschrieben. In der von Landschreiber Abraham Morel in Wangen Anno 1763 für die hiesige Burgergemeinde beglaubigten Abschrift des alten Pfrundurbars steht allerdings die Form «Büszelbach» (= Bühsselbach), was aber ein Abschreibefehler sein muss. Im noch vorhandenen Pfrundurbar von 1584 heisst es deutlich: «Es soll niemand obenthalb dem Dorfbrunnen das regenwasser ableithen, sondern es lassen fliessen, wohin es soll und gehört, nämmlich in Büchselbach. Dess Wässerens halben, so gehört der Büchselbach von dem Eychholtz (d.h. dem heutigen Holz) hinein in die pfrundMatten ze gahn ohne männigliches Yntrag, verhindern oder abgraben, luth und vermög des alten Urbars wie von alter har.» Dann folgt in amüsant altertümlicher Sprache die Wässerordnung: «Ghört sich also abzutheilen: Der Helfer (d.h. Pfarrhelfer) nimpt das Wasser am Montag zu Vesper Zyt und brucht das biss darnach an der Mittwuche zu Vesper Zyt.» Von Mittwoch bis Donnerstag bekommt es Hans Franck wegen zwei Jucharten Hofmatten, «so er mit dem Predicanten ertuschet hatt. Und all dann an Donstag zu vesper Zyt nimpt es der predicant, und bruchts unzit (= bis) am Montag zu vesper Zyt. Und geht allso für und für». «N.B. Abwasser auss dem Dorfbrunnen ist den zweyen neuen brünnen in der underen (Wangenstrasse) und usseren gassen (Bernstrasse) verwilliget worden zum Tränken. Jedem ein Spulen voll. Das Ueberig gehört wie vorhin alles in Büchselbach.»

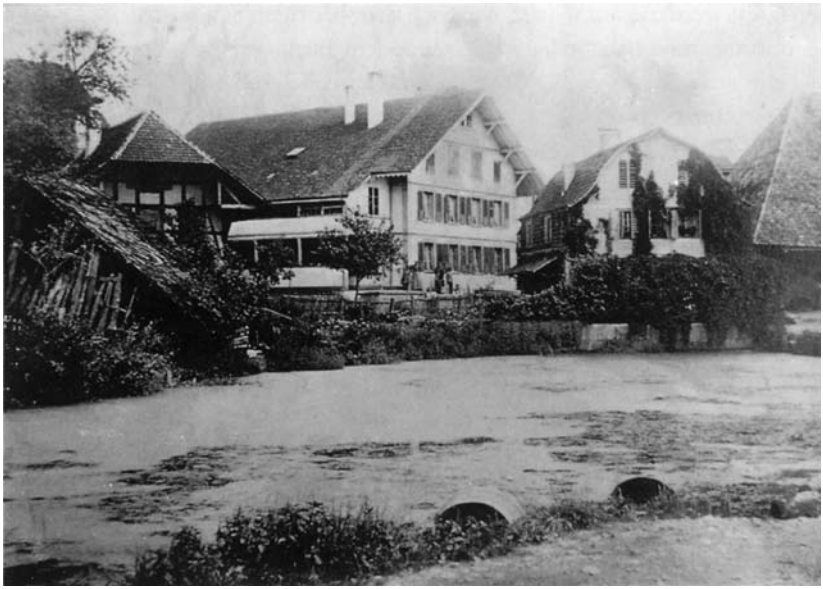
Auf dem Ortsplan von 1886 ist der seit 1913 durch Drainage und Kanalisation völlig von der Oberfläche verschwundene «Büchselbach» noch in seinem ganzen Laufe eingezeichnet: ungefähr vom Tränkegraben beim Eigen an zu den beiden Holzweihern, dann durch die Bleikematt nach den Bachthalen hinüberquerend und neben dem Feuerweiher am alten Waschhaus vorbei unter einigen Häusern und der Bernstrasse durchfliessend, hinter dem alten Primarschulhaus (heute an dessen Stelle Kantonalbank) die südliche Marche des Pfrundlandes bildend, hierauf unterhalb des Helferrains (d.h. der heutigen Fabrikstrasse) in der Gärtnerei rechtwinklig nach Norden umbiegend, um im Mattenhof die Bahnlinie zu kreuzen und jenseits für gewöhnlich in einem Weiher zu endigen, bei Hochwasser aber der Solothurnerlinie entlang die Önz zu erreichen. – Der ältere Plan des Neuquartiers (im Dreieck zwischen SBB, Bern- und Wangenstrasse) von 1863 zeigt aber noch, wie sich der Bach zur Bewässerung der Hofmatten unterhalb des Helferrains auf eine Reihe Wassergräben verteilte, während der Hauptlauf der Bahnhofstrasse und dem Bahndamm entlang dem Bedliweiher zufloss. Die damals mit dem Aktienkapital von Fr. 100 000.– gegründete Baugesellschaft zur «Anlage eines neuen Quartiers nach rationellen Grundsätzen» übernahm in § 16 des Baupolizei-Reglementes von 1864 die Verpflichtung, «dafür zu sorgen, dass der sogenannte Büchsenbach (‹Buchseebach›) in entsprechender Weise abgeleitet, so dass das Wasser bei Feuergefahr so viel möglich benutzt werden kann». Von 1870 bis 1878 gab es langwierige Verhandlungen mit Grundeigentümern und Einwohnergemeinde wegen der Verlegung, bis endlich am 3. Mai 1878 (laut Notiz von Samuel Friedrich Moser) «die Ableitung des Büszelbaches durch die untere Hofmatte erprobt wird». – Dass damit noch keine endgültige Lösung gefunden war, bewiesen die weiterhin folgenden Überschwemmungen im Mattenhof.

Die amtliche Schreibweise «Büchselbach» (wohl entstanden aus dem älteren «Buchsilbach») zeigt klar, dass die mundartliche Form «Büchsebach» nicht herzuleiten ist von Blechbüchsen, welche erste Besiedler unserer Gegend etwa in den Bach geworfen hätten. Was an derartigem Zeug heute in seinem alten Quellgebiet zu finden ist, sind Zeugen neuerer Kultur. Der Bach entsprang in dem wasserreichen Eichenwald, der ursprünglich die ganze Allmend bis an die Mittelholzstrasse bedeckte, wie es noch in dem von Ingenieur Willading 1654 ausgeführten Situationsplan zum Gefecht von 1653 im Bauernkrieg ersichtlich ist. Hier wurden die Schweine auf die

Büchsenbach und Bachtalenweiher. Ausschnitt aus dem Gemeindeplan von Herzogenbuchsee 1886. Repro Samuel Gerber

Eichelweide, zum «Acherum» getrieben. (Ein Dokument der hiesigen Hintersässen spricht von dem «Acherung, das von den Eichen herundergeschlagen und aufgelesen wurde».) Ein deutlicher Graben und Wall grenzte diese Weide gegenüber den Nachbargemeinden ab und ist an verschiedenen Stellen in den umliegenden Wäldern noch gut zu sehen. Der Nordhang des Gebiets, das Grossmoos, entwässerte sich vor 1912 durch ein forellenreiches Bächlein, dessen armselige Spur heute unter dem Teufelsbrücklein beim Stelliwald zum Riedbach rinnt; ferner durch die starke Quelle von «Trubers Brunnen», der am Südrand der Zürichstrasse mit etwa 50 Minutenliter sprudelte. Die Quelle liegt unter dem Fuchsenhubel und soll 30 Minutenliter verloren haben, als jenseits die Gemeinde Thörigen im Eigen drainierte. «Bei des Trubersbrunnen» wurde 1835 nördlich der «grossen Landstrass» die bis 1882 betriebene Badwirtschaft erbaut auf dem schon 1818 dem «achtbaren Urs Frieder, Gerichtses und Metzgermeister» von einer «Ehrenden Gemeinde Herzogenbuchsee» verkauften «Erdreich». («Ohngefehr eine halbe Jucharte um achtzig Kronen Bernerwährung», nach heutiger Kaufkraft etwa 1800 Franken).

Der Anfang des Büchsenbaches lag nahe der wohl schon in vorchristlicher Zeit benutzten Strasse, die bei Thörigen von der sogenannten Kastenstrasse (nach einem römischen Kastell bei Riedtwil so geheissen) abzweigte und über Weissenried nach Aarwangen führte. Der jetzt bescheidene Fahr- und Wanderweg ist auf dem Plan von 1654 als Strasse eingezeichnet und auch auf dem Ortsplan von 1886 richtig vermarcht eingetragen. In seiner Nähe liegen im Badwald das Keltenhübeli («Chöutehübeli») und im Riedstiglenwald zwei weitere Hügelgräber (sogenannte «Heidehuble») aus der älteren Eisenzeit (Hallstattzeit 1000 bis 500 v. Chr.). – Der Bach floss als kleines Rinnsal in seiner Mulde westwärts, gespiesen von einer Quelle beim Tränkegraben, bevor diese gefasst und privat via Wysshölzli ins Dorf bzw. 1932 von der Burgergemeinde zum jetzigen Brunnen am Eigenweg geleitet wurde. Auch der Hungerbrunnen ergoss sich in ihn, der schon 1765 am «Fussweg von Bleichenbach nach H. Buchsee» angemerkt ist und bis 1912 bei einem Weidenstock als tiefliegende Trinkgelegenheit benutzt wurde. – Voll in Erscheinung trat der Wasserlauf bei den beiden morastigen Holzweihern, von denen der obere oder «hintere» von der Gemeinde durch Schuttablagerung allmählich aufgefüllt, der vordere aber seit 1922 zur Badeanstalt ausgebaut wurde. Vorher waren sie belebt von Fröschen und Schleien. Dr. Krebs, der Vater von Maria Waser, verordnete einzelnen



Herzogenbuchsee. Bachtalenweiher um 1900. Siehe auch Jahrbuch des Oberaargaus 1987. Repro Samuel Gerber

Patienten mit Erfolg Heilbäder darin und soll den Wuchs gewisser Wasserpflanzen gefördert haben. Der Wasserstand konnte durch zwei mit «Stämpfeln» verschliessbare Abläufe gesenkt werden, die man eisfrei hielt und wovon der eine ausnahmsweise das Wasser durch das Holz hinunter dem heute unbekannten Bucheggbach zulenkte, der vom Bärenfeld und Musterplatz (d.h. dem Exerzier- und Schiessplatz beim Stelliwald) nach der Seematt unterhalb der Zürichstrasse und zur Bahnlinie verlief. «Am Bucheggbach» heisst die Mulde östlich vom «Hubel» im Plan von 1765. Der Name «Buchegg» weist auf die frühere Bewaldung oberhalb der Belzeren hin. Wäre er nicht eine hübsche Bezeichnung für das neue Quartier im Burgerland?

Der normale Ablauf der beiden Holzweiher erfolgte durch den Büchsenbach, der notfalls und bei Feuerwehrübungen durch eine Bachschwelle an der Länggasse verdeckt zum Feuerweiher im Oberdorf, dann hinunter zu dem an der Hintergasse, ja sogar zu dem bei der heutigen Garage Wagner

dirigiert werden konnte (also wie nach dem heutigen Schieberplan). Die Behauptung, man habe gelegentlich mit dem Bach den Zubacker bewässert, scheint somit nicht unbegründet, zumal als das dazugehörige Bauerngut in den «hinteren Hofmatten» liegt. – Im Siegfried-Atlas mit den Nachträgen bis 1913 sind bloss der Riedbach und Bucheggbach in ihrem ganzen Lauf, der Büchsenbach bloss noch von der Bleikematt zur Bachthalen eingezeichnet, jedoch namenlos. Der mit Material aus der alten Löhligrube aufgefüllte Bachthalenweiher verschwand schon seit 1901 von der Bildfläche. – Und doch, welch lebendige Jugenderinnerungen wecken ihre Namen noch bei der ältesten Generation! Wie gesprächig werden mit Worten bunte Illustrationen zu Maria Wasers «Land unter Sternen» und «Sinnbild des Lebens» gemalt! Schmunzelnd berichtet, wer von Hand Forellen im Riedbach erwischte, durch Steinwürfe sich luftschnappende Schleien im Weiher erbeutete, abenteuerlich im Waschbottich oder auf dem Waschbrett darauf herumfuhr oder glücklich vor einem nassen Tod gerettet wurde. Unvergesslich bleibt die Überraschung für Anwohner im Oberholz, wenn der Bach unvermutet über Nacht anschwoll und sie anderntags ihr vor dem Haus aufgeschichtetes Holz beim Rechen in der Bachthalen zurückholen mussten. Manch einer ist beim Spiel vor- oder rückwärts ins Wasser gefallen oder freute sich darüber, dass auch ein ehemaliger Lehrer einmal darin landete. Tragikomisch endete die Heimkehr einer Konfirmandin, die ihr Festgewand bei der Schneiderin geholt hatte und es auf dem Arm tragend prahlend vom tiefern linken Ufer auf das erhöhte rechte springen wollte, ohne ihr Ziel zu erreichen. Ein Gang am Bach durch die blumige Wiese im Frühling konnte poetische Seelen zu Versen begeistern; Kinder dagegen spürten Nervenkitzel, wenn sie im Winter bei der Zettlerei (jetzt Rankhof) den Hang hinabschlittelten und ohne einzubrechen über den eisbedeckten Graben zu kommen suchten. Schöne Gelegenheiten zum Schlittschuhlauf boten die Weiher beim Bedli und in der Bachthalen oder bei Frost nach Schneeschmelze die überschemmten Gebiete in der Seematt oder an der Zürichstrasse vom Belzerngässli zum Sandacker. Wie lustig drehten sich die Wasserräder der Knaben im Holz, wenn durch den meist nur feuchten Graben ein richtiges Bächlein floss! Geheimnisvoll rauschte der unterirdische Bach unter dem Schachtdeckel am Anfang der «Bergstrasse», bevor er die Bernstrasse kreuzte, oder wenn er sich in der Gärtnerei durch den schaumigen Rechen in die Tiefe stürzte. Welch Schauspiel, wenn Soldaten hinter dem Schulhaus ein Fussbad nahmen! Anschaulich konnte die Tochter des

Arztes im väterlichen Garten mit Puppe und Gespielen die biblische Geschichte von Moses im Nil darstellen. Das Gruseln lernten die Knaben, die durch die Dolen unter dem Bahndamm durchkrochen. Und herrlich war es, bei Überschwemmungen in den Pflasterwannen des Baugeschäftes mit Hilfe von Bohnenstangen durch den Mattenhof zu gondeln. Selbst die zementierte Abflussrinne am Biblishang konnte zeitweise als Rutsch- und Gleitbahn benutzt werden. – Doch der Büchsenbach ist nun begraben. Es lebe der Büchsenbach!

Nachtrag 1968

Der Büchselbach: Diese amtliche Schreibweise für den im Volk «Büchsebach» genannten Wasserlauf, der seit 1913 unterirdisch durch die Kanalisation fliesst, ist immer noch ein Rätsel. Das Pfrundurbar der Kirchgemeinde von 1584 sagt: «Dess Wässerens halben, so gehört der Büchselbach von dem Eychholtz hinein in die pfrundMatten ze gahn.» Gemeinderatspräsident Samuel Friedrich Moser (1808 bis 1891) schrieb aber in seinen Akten «Büsselbach», wohl aufgrund einer Abschrift für die hiesige Burgergemeinde von 1763 durch den Landschreiber in Wangen. In einer anderen Abschrift betreffend «die Fryheytten dess Dorffs ze Herzogen-Buchsee von 1533» heisst es sogar «der Büselbach, so uss dem Eichholz har löufft, soll niemans abgraben». Beide uns fremden Namenformen beruhen vielleicht auf unrichtigem Lesen eines alten Wortes «bühsel» (gesprochen: büchsel), wie ja auch der Ortsname in der Urkunde von 886 «Puhsa» (sprich: Buchsa) heisst. Dieser Name wird meist von dem lateinischen buxus (Mehrzahl: buxi) oder buxum (Mehrzahl: buxa) für die von den Römern eingeführte Buchspflanze hergeleitet. Das historisch-biografische Lexikon der Schweiz meint, dass alle Ortsnamen mit «Buchs» auf römische Siedlungen hinweisen, während das geografische Lexikon sie aus einem mittellateinischen Wort «buxium» (französisch: buisson) = Gebüsch oder Gestrüpp erklärt. Zu erwägen wären auch noch Ableitungen vom Wort «biegen», wie «Bucht», «Ellbuechs» für Ellbogen und «Büchel» oder «Bühl» für Hügel. – Was soll nun «Büchsel» bedeuten? Wenn wir uns vorstellen, dass die Anhöhe, wo die zerstörte römische Villa lag, also der spätere Kirchhügel, mit Buchsgebüsch bewachsen war, als sich Alemannen dauernd hier niederliessen, so scheint uns naheliegend, dass sie diesen Buchsbühl den «Büchsel»

nannten, und somit den an ihm vorbeifliessenden Bach den Büchselbach hiessen. Er führte später aber noch einen anderen Namen. In der Kaufbeile der Liegenschaft Stauffiger vom 8. April 1867 lesen wir, dass sie «Mitternachts an den Büchsen- oder Gotteshaus-Bach und an die Pfrunddomäne» grenze. Der Berner Rat beschloss schon am 8. Januar 1526, «dass des gotshuss bach in bann gelegt» werde, d.h. dass die Propstei das alleinige Verfügungsrecht habe. Das Wort «Gotteshaus» bezieht sich also hier nicht auf die Kirche, sondern den alten Klosterbezirk beim heutigen Gemeindehaus.

DIE BAHN HERZOGENBUCHSEE–SOLOTHURN

135 Jahre Eisenbahngeschichte im Oberaargau

STEPHAN KÜNZI

«Adieu Solothurn–Herzogenbuchsee, meine letzte Fahrt! Aus, Ende, Schluss!» Mit diesem Plakat verabschiedet sich am 30. Mai 1992 die Pendelzugkomposition von der Bahnlinie, die den grössten Ort im Amt Wangen während 135 Jahren mit der Hauptstadt des Kantons Solothurn verbunden hat. Noch einmal herrscht Grossandrang auf der beschaulichen SBB-Nebenlinie, bevor am nächsten Tag, dem 31. Mai 1992, der Personenverkehr auf Busbetrieb umgestellt wird. Wohl endgültig.

*

Gross war die Freude, als die Eisenbahn im März 1857 Herzogenbuchsee von Aarburg her erreichte. Endlich war auch der Kanton Bern ans weltweite Schienennetz angeschlossen!

Für kurze Zeit erhielt der Ort im Amt Wangen eine überragende Bedeutung im schweizerischen Eisenbahnnetz. Bis zur Eröffnung der Bahnlinie ins Berner Wylerfeld (Mitte Juni 1857) war Herzogenbuchsee nämlich Endstation auf bernischem Gebiet. Wer nach Bern weiterreisen wollte, war wohl oder übel gezwungen, auf die bereitstehenden Postkutschen umzusteigen.

Nachhaltiger sollte sich die Eröffnung der Linie nach Solothurn am 1. Juni 1857 auswirken: Für 19 Jahre musste in Herzogenbuchsee umsteigen, wer von Basel in Richtung Solothurn–Biel–Neuenburg weiterreisen wollte. Die «Buchsibahn», wie sie von den Einheimischen liebevoll genannt wurde, war die einzige Schienenverbindung an den nahen Jura-Südfuss. Herzogenbuchsee wurde zum wichtigen Umsteigebahnhof.

*

Erste Probefahrten auf der Linie hatten bereits im Mai 1857 stattgefunden. Am 13. Mai meldete der «Bund»: «Nach dem ‹Handelskurier› ist gestern von Herzogenbuchsee nach Biel die erste Probefahrt gemacht und an letzterem Ort die Lokomotive mit Jubel empfangen worden. Wir denken, die

Solothurner werden an diesem Tag auch nicht zu Hause geblieben sein.» Und zwei Tage später: «Die Probefahrt von Herzogenbuchsee wurde mit kurzem Aufenthalt in Solothurn und Grenchen in 1 Stunde und 10 Minuten gemacht. Die Strecke von Solothurn nach Biel nahm 35 Minuten in Anspruch.»

Die Freude der Solothurner kam nicht von ungefähr: Mit der Buchsibahn erreichte die zweite Eisenbahnlinie solothurnisches Gebiet und gar die erste die Hauptstadt selber. Bereits im Jahr zuvor war Olten ans Eisenbahnnetz angeschlossen worden (Linie Aarau–Olten–Luzern).

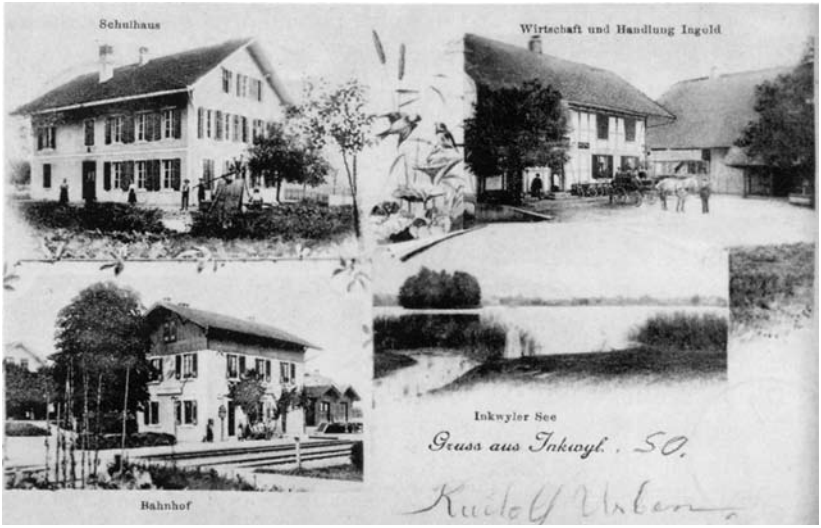
Für das bisher eher verschlafene Provinznest Herzogenbuchsee bedeutete die Bahn den Anfang einer stürmischen Entwicklung. Im Zuge des Bahnbaus wurden das Bahnhofquartier und die Lorraine überbaut. Für ihren Bahnhof hatten die Buchser zuvor allerdings kämpfen müssen. Ein Projekt hatte nämlich vorgesehen, die Bahnlinie Olten–Bern über Bleienbach–Thörigen zu führen. Prompt stellte der damalige Buchser Grossrat Gottlieb Moser fest, es mache den Anschein, man lasse Herzogenbuchsee absichtlich links liegen. Allein, die Bahnbauer entschieden sich für die heutige Linienführung, vor allem aus Rücksicht auf die Zweiglinie nach Solothurn.

Und dieser Linie ging es in den ersten zwanzig Jahren ihres Bestehens glänzend. Der stark wachsende Verkehr machte 1874 bereits eine erste Erweiterung des Umsteigebahnhofs Herzogenbuchsee nötig. Der Güterverkehr in Derendingen nahm rapide zu. Wurden 1865 noch 4304 Tonnen umgeschlagen, waren es 1870 bereits 11450 Tonnen. Die Industrie hatte die neue Bahnlinie entdeckt und sich in ihrer Nähe niedergelassen. Positiv für die Industrialisierung entlang der Buchsibahn wirkte sich der nahe Zusammenfluss von Aare und Emme aus: Die Industrie machte sich die vorhandene Wasserkraft zunutze.

*

Zu Betriebsbeginn hielt die Buchsibahn unterwegs nur in Inkwil und Subingen. Derendingen wurde erst sieben Jahre später, ab 1864, bedient – und zwar auf Betreiben der solothurnischen Regierung hin. Die Schweizerische Centralbahn (SCB) – sie betrieb als Vorgängerin der SBB die Linie – hatte sich allerdings ausbedungen, keine separaten Bauten für die ein- und aussteigenden Reisenden erstellen zu müssen.

Als die Solothurner fünf Jahre später wieder vorsprachen und sowohl Aufnahmegebäude wie Güterschuppen verlangten, musste die Centralbahn trotzdem 18000 Franken für einen Schuppen mit provisorischem Cassa-



Alte Postkarten. Inkwil um 1900 und Derendingen um 1916. Archiv Johannes Müller, Bern

und Wartelokal bewilligen. Und so wurde Derendingen sukzessive bis ins Jahr 1871 zu einer vollwertigen Station mit einem fest angestellten Vorstand ausgebaut.

*

Der Aufschwung des heutigen Vorortes von Solothurn kam nicht von ungefähr. Seinen Grund hatte er u.a. in einem eisenbahntechnischen Unikum, der Pferdebahn, die seit 1865 Derendingen entlang des Aare–Emme-Kanals mit Biberist verband. Deren Ausdehnung zu den Eisenwerken in Gerlafingen (von Roll) im Jahre 1869 sowie neue Industriebetriebe und Wohnhäuser brachten beträchtlichen Mehrverkehr. 1869 und 1874 mussten die Gleisanlagen in Derendingen deshalb erweitert werden.

Die Pferdebahn wurde 1873 von der neu gegründeten Emmentalbahn (EB, Solothurn–Burgdorf, Vorläuferin der heutigen Emmental–Burgdorf–Thun-Bahn) übernommen. Damit wurde Derendingen zur Gemeinschaftsstation SCB/EB, die Strecke zwischen Derendingen und Solothurn zur Gemeinschaftsstrecke.

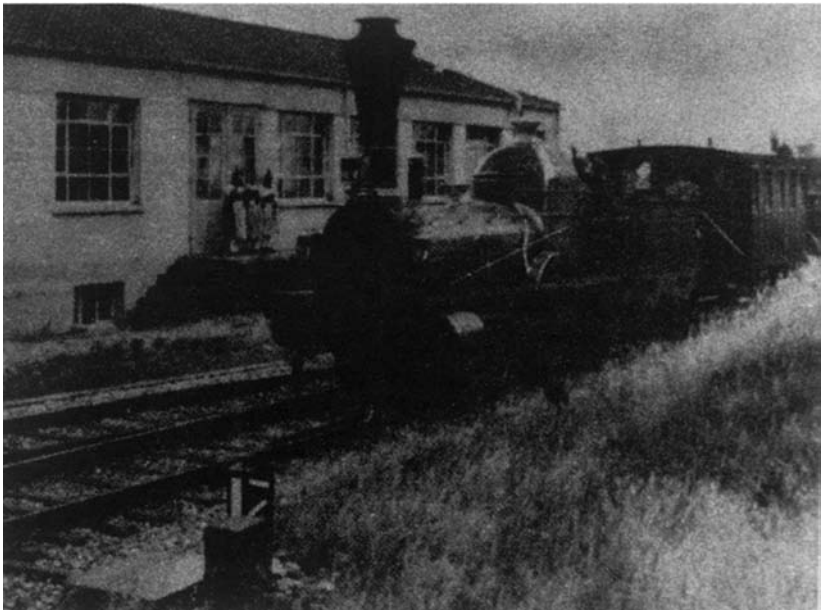
*

Die Blütezeit der Buchsibahn fand 1876 ein jähes Ende. Die Bahn durchs Gäu, ebenfalls eine SCB-Linie, erreichte damals Solothurn von Olten her. Wer von Basel und Zürich her an den Jura-Südfuss gelangen wollte, reiste künftig ohne Umweg über Herzogenbuchsee. Gleichzeitig erhielt Solothurn einen neuen, zentralen Bahnhof. Der Bahnhof aus der Eröffnungszeit der Buchsibahn blieb allerdings als Westbahnhof weiter bestehen; hier machen die Züge von SBB und SMB (Solothurn–Moutier-Bahn) noch heute Halt.

Ebenfalls 1876 eröffnete die SCB ihre Linie von Solothurn nach Biberist EB, die erste Sektion der geplanten Linie via Schönbühl nach Bern. Allein, es blieb bei dieser ersten Sektion, und weil nicht mehr weitergebaut wurde, ging die Strecke Solothurn–Biberist 1883 an die Emmentalbahn über. Die EB ihrerseits, einmal im Besitz einer direkten Verbindung Burgdorf–Solothurn, schloss im gleichen Jahr die wenig rentable Linie nach Derendingen.

Für die Buchsibahn hatten diese Ereignisse nachhaltige Auswirkungen. Nicht nur, dass sie den Charakter einer schweizerischen Hauptbahn verlor – nein, zusätzlich büssten die Station Derendingen und der Streckenabschnitt Derendingen–Solothurn nach dem Rückzug der EB ihre Bedeutung gänzlich ein. Die Buchsibahn wurde zur quantité négligeable.

*



Die Buchsibahn zur Dampfzeit und beim Jubiläum der Elektrifizierung. Archiv Beat Blum, Inkwil

Nur noch gelegentlich zog die nunmehr zur Nebenlinie gewordene Bahn eine grössere Aufmerksamkeit auf sich. Etwa in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als statische Nachmessungen zeigten, dass die Brükken verstärkt werden mussten. Oder 1944, als die Linie im Rahmen der damaligen Arbeitsbeschaffungsmassnahmen elektrifiziert wurde und die schweren elektrischen Lokomotiven erneute Verstärkungen (oder gar Neubauten) der Brücken nach sich zogen.

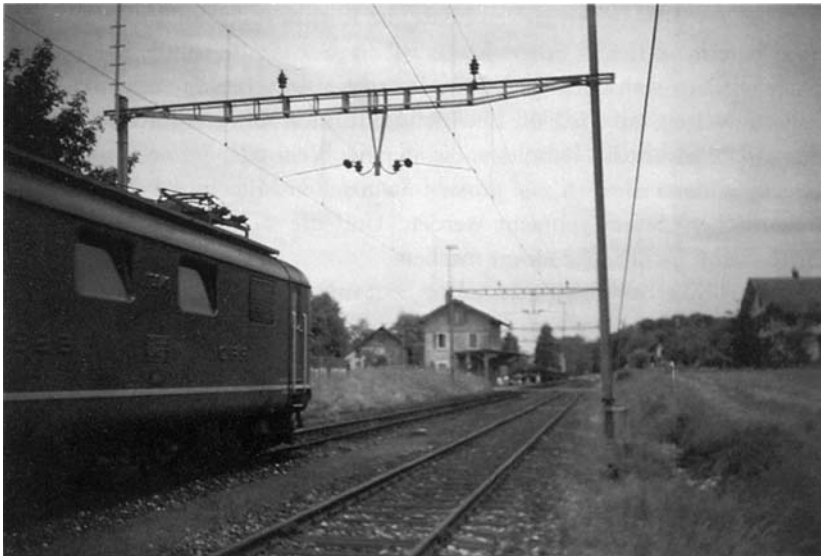
Ja – 1944, die Elektrifikation, das war nochmals ein wichtiges Datum in der Geschichte der Buchsibahn. Eine Elektrifikation rechtfertigte sich, angesichts des «verhältnismässigen bescheidenen» Verkehrs, vom Renditestandpunkt aus niemals, schrieb das damalige SBB-Nachrichtenblatt stolz. «Sie stellt vielmehr ein Werk der Solidarität dar, wodurch die bedienten Landesgegenden vor einer wegen Mangels an ausländischem Brennstoff Volk und Wirtschaft schwer treffenden Verschlechterung der Verkehrsverhältnisse bewahrt werden sollen.»

Euphorisch feierte dann auch Kreisdirektor Cesare Lucchini am 10. Oktober 1944 das Ereignis. Die Elektrifikation sei «ein Sieg der Arbeit», ein «neuer Markstein des wirtschaftlichen und technischen Fortschritts unseres Landes». Damit signalisierten die SBB, dass sie bereit seien, die «vielseitigen Eisenbahnprobleme» der mit Kriegsende anbrechenden neuen Zeitepoche zu meistern. Als Hauptwaffe im Kampf mit der später wieder einsetzenden Konkurrenz nannte Lucchini einen «reich dotierten, flüssigen und elastischen Fahrplan». Die SBB lieferten 1944 gleich den Tatbeweis: Mit einem Schlag erhöhten sie die Zahl der zwischen Herzogenbuchsee und Solothurn verkehrenden Zugspaare von sechs auf elf pro Tag.

*

Wiederum blieb es Jahrzehnte lang ruhig um die Buchsibahn. Sie machte erst wieder von sich reden, als angesichts geringer Frequenzen – neben dem Privatverkehr sorgte seit 1964 eine teilweise parallel laufende Buslinie der Busbetriebe Solothurn und Umgebung für zusätzliche Konkurrenz – die Einstellung des Personenverkehrs drohte.

Das war 1978. Damals liessen die SBB untersuchen, ob eine Umstellung der Linie Herzogenbuchsee–Solothurn auf Busbetrieb sinnvoll und machbar sei. Das Echo auf die entsprechende Studie fiel unterschiedlich aus: Während sich die beiden betroffenen bernischen Gemeinden Herzogenbuchsee und Inkwil sowie die Gemeinde Derendingen für die Beibehaltung der Bahn aussprachen, votierten die von der Bahn schlecht erschlossenen



Der letzte Zug der Buchsibahn 1992. Foto Beat Blum, Inkwil

Gemeinden Etziken, Aeschi und Horriwil für einen Bus-Ersatzbetrieb. Rund 200 000 Franken seien bei einem Busbetrieb jährlich einzusparen, fand die Studie heraus. Angesichts dieses geringen Betrags (im Vergleich zum damaligen Defizit von 600 Millionen Franken), angesichts aber auch des zu erwartenden grossen politischen Widerstandes gegen die Einstellung und angesichts der ungelösten Frage, wie der Güterverkehr weiterhin sichergestellt werden könne, verfolgten die SBB ihre Umstellungspläne vorerst nicht weiter.

*

Mitte der achtziger Jahre war man denn auch froh darüber, die Linie nicht aufgegeben zu haben. Plötzlich erinnerte man sich an die Bedeutung, die die Linie in ihren Anfangsjahren gehabt hatte, erinnerte sich daran, dass sie nach wie vor die kürzeste Verbindung vom Oberaargau an den Jura-Südfuss darstellte. Und plötzlich erschien die Buchsibahn im Konzept Bahn/Bus 2000, als Verbindung zwischen der Neubaustrecke Mattstetten–Rothrist und dem Jura-Südfuss (Variante Süd-Plus).

Tiefrote SBB-Zahlen stellen heute die Realisierung des Süd-Plus-Astes zwar bereits wieder in Frage. Etwas haben aber die Pläne, die der Buchsibahn wieder einen wichtigen Platz im schweizerischen Eisenbahnnetz zuweisen wollten, auf alle Fälle bewirkt: Sie führten zum endgültigen Aus für den Personenverkehr. Bahnhöfe, die an einer Neu- oder Schnellbahnstrecke liegen, müssen nämlich mit grossen finanziellen Mitteln auf den neuesten (technischen) Stand gebracht werden. Und die wollten die SBB für die Buchsibahn nicht mehr locker machen.

Seit 1990 arbeiteten sie deshalb erneut intensiv an einer Umstellung auf Busbetrieb. Mit einem Konzept, das nicht nur die Dörfer besser erschliesst, sondern auch einen dichteren Fahrplan gewährleistet, konnten sie schliesslich sogar die Gemeinde Inkwil überzeugen, die befürchtet hatte, das Ende der Bahn bedeute für sie quasi das Ende guter öffentlicher Verkehrsverbindungen.

*

Seit Ende Mai 1992 stellen also Busse den Personenverkehr zwischen Herzogenbuchsee und Solothurn sicher. Für den Güterverkehr bleibt die Linie bis Inkwil und ab Subingen weiterhin offen. Die Busfahrten führen die Busbetriebe Solothurn und Umgebung und die Oberaargauischen Automobilkurse aus, und zwar auf zwei Linien, von denen die eine über Inkwil, die andere über Aeschi führt.

Literatur

Aerni Willy, 125 Jahre Eisenbahn in Herzogenbuchsee 1857 bis 1982, in: Jahrbuch des Oberaargaus 1982.

Stäuble Paul, 100 Jahre Station Derendingen, in: SBB-Nachrichtenblatt 5/1971.

Neue Elektrifikationen, in: SBB-Nachrichtenblatt 10/1941.

Wichser Otto, Brückenumbauten auf der Strecke Herzogenbuchsee–Solothurn–Busswil, in: Schweizerische Bauzeitung 6/1945.

Grosser Eisenbahn-Atlas Schweiz, Bern 1980.

Schienennetz Schweiz, Bern 1980.

Burkhalter H., Fankhauser H., Kobel W., Erinnerungen aus Herzogenbuchsee, Herzogenbuchsee 1991.

«Der Bund» vom 13. und 15. Mai 1857 und vom 29. Mai und 1. Juni 1992.

125 JAHRE BANK LANGENTHAL

DOMINIQUE BURCKHARDT

Die Gründung der Leihkasse

Die Leihkasse Langenthal wurde 1867 gegründet. Die Bankgründung ist eingebettet in eine allgemeine Aufbruchstimmung, die damals Europa und Amerika ergriffen hatte, eingebettet in die Industrialisierung.

Grosse Erfindungen der sechziger Jahre lösten einen nicht zu bremsenden Zukunftsglauben aus. Zu solchen Erfindungen zählen beispielsweise die des Telefons, der Schreibmaschine und des elektrischen Lichts. Zur gleichen Zeit begann man die Dampfmaschine industriell einzusetzen, und die Eröffnung von Eisenbahnlinien kurbelte die Wirtschaft an.

Die Gründung des souveränen Bundesstaates 1848 war Grundlage für den wirtschaftlichen Aufschwung der Schweiz, auch wenn bei uns die Industrialisierung später als im übrigen Europa einsetzte.

Die Bankgründung 1867

Ausdruck des europaweiten, unbändigen Glaubens an die Zukunft war die Weltausstellung von 1867, die in Paris stattfand. Diese Aufbruchstimmung der sechziger Jahre erfasste auch das Bankwesen, denn für den Aufbau einer innovativen, modernen Industrie war Kapital nötig; Unternehmer waren auf Kredite angewiesen. Eine wahre Gründungswelle von Banken, Spar- und Leihkassen setzte ein. In Langenthal legten fortschrittliche Männer am 7. März 1867 die Statuten der Leihkasse Langenthal vor, am 6. Juni 1867 wurde vom Gründerkomitee der erste Verwaltungsrat gewählt. Das Präsidium übernahm Albert Lüscher, Verwalter wurde Rudolf Styner, der die Leihkasse auch bis 1873 leitete. Am 13. Juni 1867 wurde die Leihkasse Langenthal mit einem Aktienkapital von 100 000 Fr. eröff-

net. Das erste Kreditgeschäft wurde mit dem Knochenhändler Jakob Lanz aus Huttwil getätigt; er erhielt 3000 Fr. gegen Hinterlage einer Luzerner Gült.

Von der Gründung bis zum Zweiten Weltkrieg

Gegründet 1867 auf Initiative des regionalen Handels- und Industrievereins, entwickelte sich das Geschäft der Leihkasse Langenthal nach anfänglichen Schwierigkeiten günstig.

Unter dem ersten Verwalter stieg die Bilanzsumme auf 800 000 Fr., und bald schon konnten zwei Mitarbeiter eingestellt werden. Nachfolger von Rudolf Styner als Verwalter wurde im Oktober 1873 Friedrich Kopp.

Ab 1876 litten auch die Langenthaler unter der in ganz Europa spürbaren wirtschaftlichen Depression, die bis zum Ende des Jahrhunderts anhielt. Die jährlichen Berichte vermerkten jeweils einen sehr ruhigen Geschäftsgang. – Ein Lichtblick war 1896 die Einführung von elektrischem Licht in den Schreibstuben der Bank.

Neues Jahrhundert, neuer Start

Ende 1899 trat Kopp nach 26 Jahren von seinem Amt zurück, unter seiner Führung war die Bilanzsumme von 800 000 Fr. auf 3,68 Mio. Fr. gestiegen. Der Verwaltungsrat der Leihkasse Langenthal wählte auf Anfang 1900 den Handelsbankier Hermann Weyermann zum neuen Verwalter und beschloss zugleich den neuen Namen «Bank in Langenthal». Das Aktienkapital wurde bis 1905, als Weyermann zurücktrat, auf 1,5 Mio. Fr. erhöht.

Sein Nachfolger, Jean Kleiner, hielt sich an altbewährte Prinzipien der Kreditgewährung und brachte Ruhe und Sicherheit in das Geschäft. 1911 leitete er die vierte Aktienkapitalerhöhung auf 2 Mio. Fr. ein, die einen positiven Einfluss ausübte. Der Konjunkturaufschwung, der um 1910 in der Schweiz feststellbar war, und die damit verbundenen anziehenden Zinssätze führten auch in Langenthal zu einer Bankenkrise.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einer schweren Wirtschaftskrise. Nicht nur im Oberaargau klagten Handel und Industrie über den Konjunkturrückgang. Auch die Landwirtschaft war nicht in der Lage, Rücklagen zu machen, das Geschäft der Langenthaler Bank entwickelte sich sehr ruhig.

Nach einer leichten Erholung ab 1926 schlug im Oktober 1929 der Börsencrash an der Wall Street in New York ein, stürzte Amerika und Europa in eine tiefe Krise und machte auch vor Langenthal nicht Halt.

Existenzkrise

1930 erlebte die Bank in Langenthal trotz schwieriger Zeit einen Erfolg. Sie übersiedelte im November in einen grosszügigen Neubau. Mehrfach umgebaut, bildet er noch heute den Eckpfeiler des Bankgebäudes.

Die schwere wirtschaftliche Depression jener Zeit führte verschiedentlich zu Bankkonkursen und -zusammenschlüssen. 1939 wurde auch in Langenthal der Anschluss der nun über 70jährigen Bank an eine Grossbank diskutiert, der Verwaltungsrat lehnte aber ab.

Entwicklung von der Nachkriegszeit in die neunziger Jahre

Die Nachkriegszeit wird von einem steten Aufschwung gezeichnet. Ende 1943 musste Direktor Jakob Tschamper seinen Posten, den er 24 Jahre innehatte, krankheitshalber abgeben. Erwin Burkhard aus Schwarzhäusern wurde zu seinem Nachfolger bestimmt. Er hatte seinerzeit die Lehre bei der Langenthaler Bank gemacht.

Burkhard war ein erfahrener Bankfachmann und verfügte über eine gute Mischung von Unternehmungslust, Risikobereitschaft und Vorsicht. Er verstand es, den durch wiederholte Misserfolge entmutigten Verwaltungsräten und Mitarbeitern das Vertrauen in die Zukunft zurückzugeben. Burkhard hoffte auf einen wirtschaftlichen Aufschwung nach Kriegsende und konnte schon 1945 steigende Gewinne und eine Dividendenerhöhung bekanntgeben.

Der neue Direktor setzte sich besonders für die intensive Verflechtung der Langenthaler Bank mit dem internationalen Handelsverkehr ein. 1947 und 1951 erfolgten Aufstockungen des Aktienkapitals, zuerst auf 3, dann auf 4 Mio. Fr. 1947 konnte eine erste Filiale in Herzogenbuchsee eröffnet werden.

Die fünfziger Jahre brachten eine ununterbrochene Folge von steigenden Umsätzen, Bilanzsummen und Gewinnen sowie zwei weitere Erhöhungen des Aktienkapitals.

Reorganisationen

Anfangs 1960 wurde Dr. Clarence Burkhard zum Direktor der Bank in Langenthal, Erwin Burkhard zum Delegierten des Verwaltungsrates ernannt. Gleichzeitig wurden bedeutende Neuerungen der technischen Einrichtungen vorgenommen, innert weniger Jahre vollzog sich der Wandel zur elektronischen Datenverarbeitung.

1960 war für die Bank ein sehr erfolgreiches Jahr, der Kundenkreis dehnte sich immer weiter aus, genauso das Geschäftsvolumen und der Personalbestand. Im zweiten Stock des Bankgebäudes wurden 15 neue Büros bezogen.

Ratenkreditgeschäft

Der junge Clarence Burkhard erkannte die Gefahr für Kleinbanken, durch Grossinstitute verdrängt zu werden. Er suchte nach Marktnischen, die der Regionalbank das Überleben sichern sollten und entwickelte das Ratengeschäft. Es lässt sich für konsumative Kleinkredite, Warenfinanzierungen und Leasing gleichermassen anwenden.

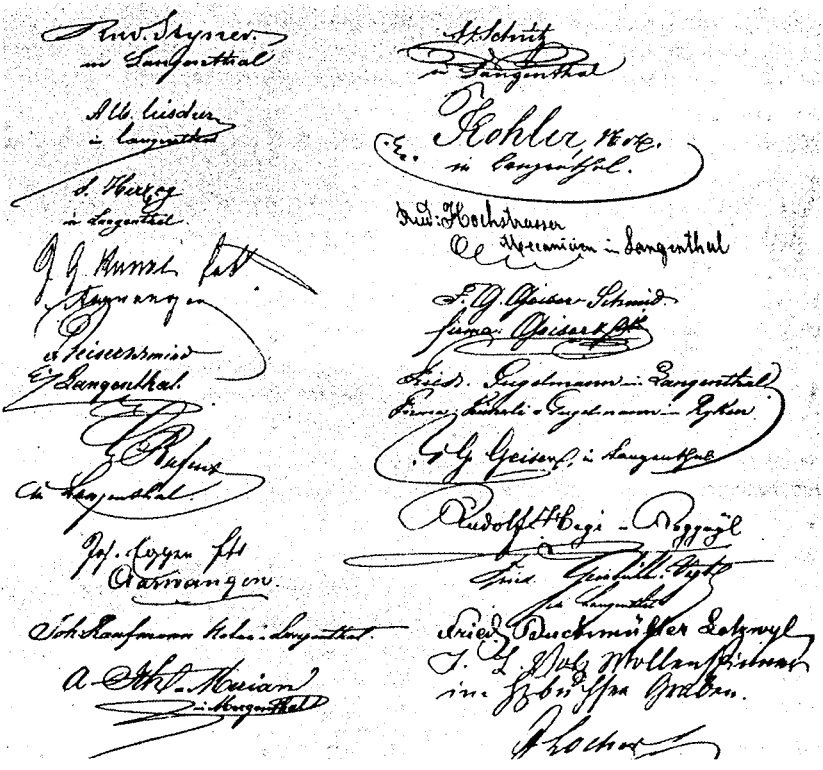
Clarence Burkhard empfand die Enge des Oberaargaus als Hindernis für die Entwicklung der Bank, er gründete deshalb eine weitere Niederlassung in Oftringen (1966); als Standort wurde die unmittelbare Nähe eines Ballungszentrums des Detailhandels gewählt. Getragen von einer äusserst positiven Konjunkturlage, entwickelte sich die Bank während der sechziger Jahre glänzend. Ein dichtes Netz von Ortsvertretungen wurde geschaffen.

Ungebremster Aufschwung

Die sechziger Jahre waren eine stark expansive Phase für die Weltwirtschaft; die Langenthaler Bank erlebte kräftige Zuwachsraten im Handelsgeschäft, im Hypothekar- und Ratensektor. Die Bilanzsumme hatte sich innerhalb des Jahrzehnts von 130 auf 390 Mio. Fr. verdreifacht.

1970 konnte die bereits über hundertjährige Bank zum vierten Mal in sechs Jahren eine Dividendenerhöhung auf nun 10% bekanntgeben. 1972 wurde der grosszügige Neubau des Hauptsitzes bezogen.

In den folgenden Jahren entwickelte sich die Hochkonjunktur zu einem



Die Gründerunterschriften der Leihkasse Langenthal 1867.

eigentlichen Boom. Spekulative Übertreibungen erforderten schliesslich eine drastische Kreditbegrenzung. 1974 kam es zur ersten tiefen Rezession der Nachkriegszeit. Dank Krisenmanagement gelang es der Bank, auftretende Schwierigkeiten ohne grössere Schäden zu überstehen. Trotz abflauender Konjunktur eröffnete sie in Spreitenbach AG eine neue Niederlassung.

Zu Beginn des Rezessionsjahres 1975 übernahm Roland Liebi das Präsidium des Verwaltungsrates, das er bis heute innehält. Bereits 1976 konnte

er sich über die Krisenüberwindung freuen und stolz darauf sein, dass die Bank als erste der Schweiz die bargeldlose Schalterhalle in Betrieb nahm. Das Institut erhielt den neuen Namen «Bank Langenthal».

Die achtziger Jahre

Immer noch unter dem Direktorium von Dr. Clarence Burkhard wurde 1982 in Bern eine Bankniederlassung eröffnet. Die neue Hochkonjunkturperiode, die 1983 einsetzte, brachte zunehmend Risiken mit sich. Überspekulationen waren gang und gäbe, die Bank Langenthal verhielt sich vorsichtig und verfügte 1989, als die langfristigen Zinssätze nach oben strebten, einen fast totalen Kreditstopp. Dieses Verhalten hatte positive Folgen für den Geschäftsgang.

1989 musste sich die Generalversammlung mit Raidern, die eine grössere Anzahl Aktien zu eigennützigen Zwecken aufkauften, beschäftigen. Diesem Vorgehen wurde durch die Umwandlung von Inhaber- in vinkulierte Namenaktien ein Riegel vorgeschoben.

Zukunftsperspektiven

Trotz Rezession und Immobilienkrise brachten die Jahre 1989 bis 1991 der Bank Langenthal eine gesunde Weiterentwicklung. Stark steigende Ertragszahlen belegen die positive Tendenz.

Auf Anfang 1992 übernahm Christian Teuber als Nachfolger von Dr. Clarence Burkhard die Geschäftsleitung der Bank. In einer Zeit, in der auch die schweizerische Wirtschaft zunehmend schwächer wird und das Bruttoinlandprodukt sinkt, ist eine umsichtige, vorausplanende Bankführung von besonderer Wichtigkeit. Die Bank Langenthal versucht, mittels einer restriktiven Wachstumspolitik ihre finanzielle Stabilität zu erhalten.

1992 nun feiert die Bank ihr 125jähriges Bestehen, und das wohl in der besten Phase ihrer ganzen Geschichte. Es gibt für sie keinen Grund, die Zukunft nicht allein zu meistern.

Erstdruck: Langenthaler Tagblatt Nr. 93, 22. April 1992.

DER OBERAARGAU IN GESAMTSCHWEIZERISCHER PERSPEKTIVE

Zu einer Studie von PD Dr. Martin Geiger ETH

MARKUS ISCHI

Martin Geiger[1] hat im Auftrag der Region Oberaargau untersucht, in welchen wirtschaftlichen Einflussbereichen der Oberaargau heute liegt und in welche er mit grosser Wahrscheinlichkeit in Zukunft zu liegen kommt. Das Erkennen der entwicklungsbestimmenden, grossräumigen Zusammenhänge ist notwendig, um die wirtschaftlichen und raumplanerischen Probleme auf regionaler und lokaler Ebene wirklichkeitsnah einschätzen zu können.

Bei der Arbeit von M. Geiger handelt es sich nicht um einen Planungsbericht im herkömmlichen Sinn. Es werden nicht in erster Linie Lösungen zu Einzelproblemen angeboten, sondern es wird ein Simulationsmodell vorgestellt, mit dessen Hilfe konkrete Fragen beantwortet werden können. Das Modell baut auf der von M. Geiger an der ETH Zürich schon seit zwanzig Jahren entwickelten Standort-, Nutzungs- und Landwerttheorie auf. Daher stammt auch der Name SNL-Modell. Eine vereinfachte Erklärung dazu folgt in den nächsten Kapiteln. Wichtig zu wissen ist, dass alle massgeblichen Grundlagedaten für die Computersimulation genau messbar und damit auch nachvollziehbar sind, beispielsweise Mietzinse, Baulandpreise, Transportwege und -distanzen usw. Die praktische Anwendung des Modells erstreckt sich seit Jahren über ein breites Spektrum, von der Bauzonenoptimierung einer Gemeinde bis zur gesamtschweizerischen Berechnung von Landwerten auf Bundesebene.

Die hier gezeigte Anwendung für den Oberaargau (flächendeckende, politische Grenzen überschreitende Beurteilung der konkurrierenden Wirtschaftseinflüsse auf eine Region und innerhalb einer Region) jedoch ist *eine Premiere mit Pilotcharakter.*

Im Folgenden werden auszugsweise die wichtigsten Kapitel der Arbeit vorgestellt. Der Text ist nach der Vorlage von M. Geiger vom Autor bearbeitet. Deshalb werden Zitate nicht besonders gekennzeichnet.

Das Problem

Wesentliche Ursachen für die Entwicklung einer Gemeinde oder Region liegen nicht mehr in ihr selbst, sondern ausserhalb. Konkret für den Oberaargau heisst dies: Was in den Nachbarregionen der Kantone Aargau, Bern, Luzern und Solothurn, im übrigen Mittelland, in den grossen Wirtschaftszentren Zürich, Basel und/oder Bern, ja sogar noch weiter entfernt geschieht, hat entscheidenden Einfluss auf die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung im Oberaargau. Bevor wir eine Region definieren, Orte zu Zentren erklären, Land ein- oder auszonen, Strassen planen und bauen usw., sollten wir versuchen, die wirtschaftliche Grosswetterlage zu erkennen, jene von uns nicht direkt beeinflussbaren Faktoren erforschen, die uns zumindest Hinweise darüber geben können, wo die Entwicklung zu erwarten ist und wo nicht.

Das Problem in der Raumplanung ist, dass die äusseren Einflüsse weder gesehen noch gehört oder gespürt werden können. Um sie fassbar zu machen, braucht es ein Modell. Dieses leitet aus der Beurteilung des bisherigen Geschehens jene Ursache/Wirkung-Ketten her, welche uns erlauben, die Entwicklung zu simulieren, zu prognostizieren und schliesslich zu optimieren.

Beziehungspotential erzeugt Bauimpuls

Die wichtigste veränderliche Grösse im SLN-Modell ist das sogenannte *Beziehungspotential* P = D/T. Es misst die Fernwirkung der Wirtschaftszentren, hier gemessen an den Dienstleistungsarbeitsplätzen D, über das Transportnetz (Transport-Zeitaufwand T) auf jedem beliebigen Standort[2] der Schweiz. Das Beziehungspotential ist der wichtigste Antrieb fast aller Phänomene der wirtschaftlichen und räumlichen Entwicklung einer Region. Wo das Beziehungspotential gross ist oder steigt, da wird gebaut, da sind die Baulandpreise hoch, da ziehen Betriebe und Wohnungssuchende hin. Wo das Beziehungspotential klein ist oder sinkt, beobachten wir die umgekehrten Erscheinungen.

Der Sammelbegriff für alle diese Wirkungen ist der *Bauimpuls*. Aus der Beurteilung des bisherigen Baugeschehens in der Schweiz konnten über das SNL-Modell zwei wichtige Schwellenwerte des Beziehungspotentials ermittelt werden:

1. Der Wert, welcher einen überregionalen Bauimpuls ankündigt;
2. Der Wert, bei welchem der Bauimpuls erkennbar wird.

Das Beziehungspotential wird mit einer Zahl ausgedrückt. Der Wert für die Ankündigung eines Bauimpulses liegt bei 6, derjenige für das Erkennen des Bauimpulses bei 8. Das Beziehungspotentialbild einer Region ist deshalb gleichzeitig das Prognosebild ihrer baulichen Entwicklung.

Regionales und überregionales Beziehungspotential

Genau wie die Natur durch verschiedene Objektive (durchs Fernglas, ohne Glas oder im Mikroskop) betrachtet werden kann und dabei scheinbar völlig Verschiedenes zu entdecken ist, kann auch mit dem Beziehungspotential verschieden fokussiert werden.

So wird unter anderem unterschieden:

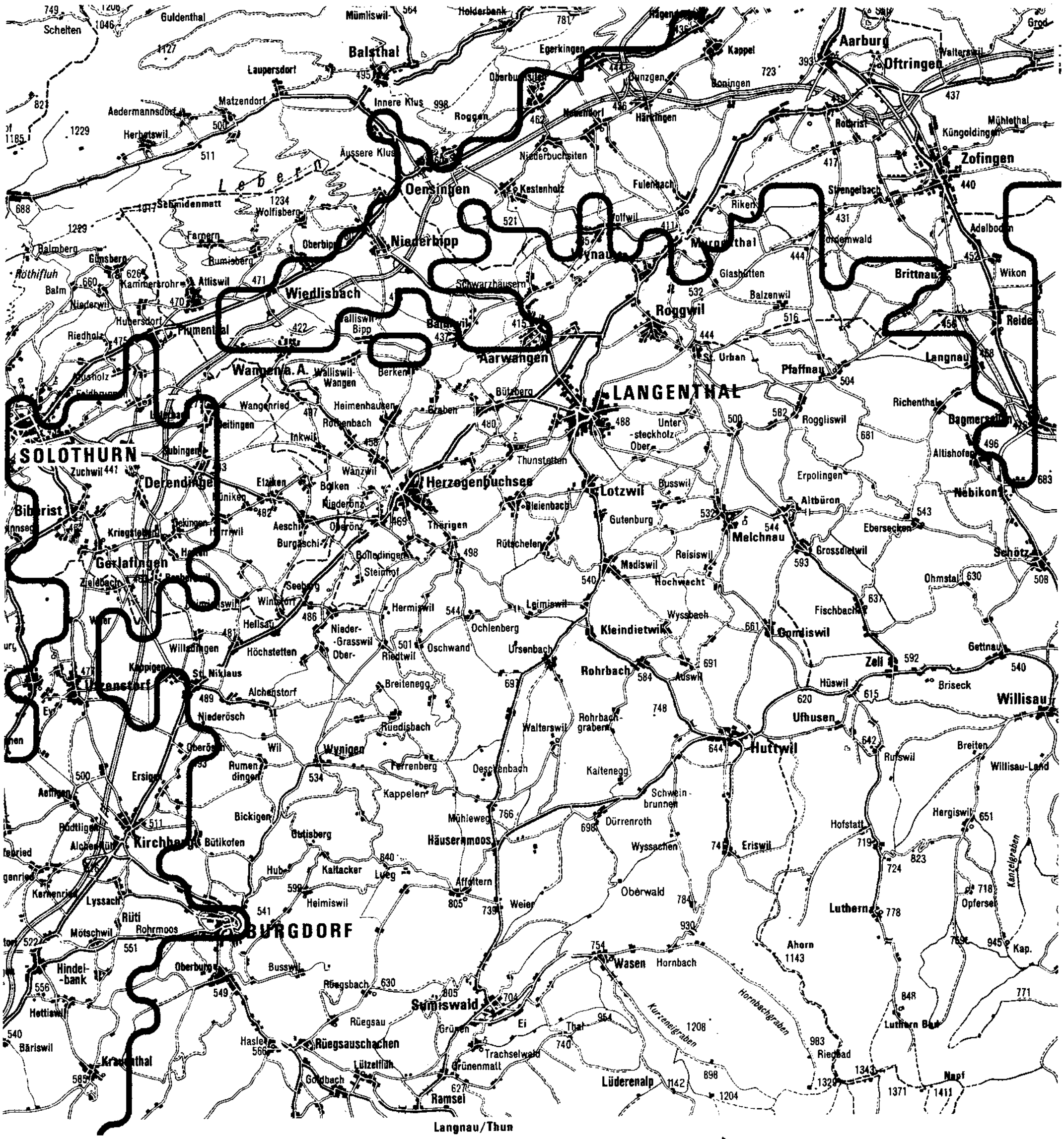
a) das regionale (oder traditionelle) Beziehungspotential. Es entspricht unserer bisherigen (vor allem politischen) Vorstellung der Struktur des Landes, der Kantone, Regionen und Gemeinden.

b) das überregionale (oder zukunftsweisende) Beziehungspotential. Es deckt die heute noch nicht allgemein erkannten Beziehungsstrukturen auf und erzeugt das Prognosebild der Besiedlung unseres Landes.

Der Unterschied entsteht durch die unterschiedliche Gewichtung des Transport-Zeitaufwandes T in der Formel für das Beziehungspotential. Wird der Transportaufwand relativ stark gewichtet, so haben weit entfernte Massen praktisch keinen Einfluss mehr auf das Beziehungspotential eines betrachteten Standortes. Wichtig werden die nahen und die in «Halbdistanz» liegenden, mit traditionellem Transportaufwand erreichbaren Massen.

Aus den seit über zwanzig Jahren durchgeführten Analysen geht nun aber hervor, dass ein markanter Wandel in unserem Verhältnis zum Transportaufwand im Gange ist. Die allgemeine Arbeitszeitverkürzung, der weit verbreitete Automobilbesitz und weitere Faktoren haben zu einer erhöhten Bereitschaft geführt, längere Reisezeiten in Kauf zu nehmen.

Mit der gleichen Leichtigkeit, mit der man früher eine halbe Stunde fuhr, fährt man heute eine Stunde. Damit bezieht sowohl die Wirtschaft als auch die Wohnbevölkerung heute verstärkt zeitlich weit entfernte Wohn- und Arbeitsplatzstandorte (im Modell als Massen bezeichnet) gedanklich und faktisch in ihre Handlungsstrategien ein.



Karte 1. Das überregionale Beziehungspotential im Mittelland. Aus: Geiger, 1991.

Das neue Bild der Schweiz

Über das Transportnetz des Privatverkehrs verteilt sich der Einfluss der Dienstleistungszentren in die Landschaft hinaus, mit zunehmender Distanz immer schwächer werdend. Das Transportnetz bringt jedem erschlossenen Standort der Schweiz ein Beziehungspotential, unabhängig davon, ob er selbst Dienstleistungsarbeitsplätze aufweist oder nicht.

Die Gebiete, in denen das Beziehungspotential die Bauimpulsschwelle übersteigt, schieben sich von den grossen Wirtschaftszentren her wie riesige Gletscherzungen durchs Land (Karte 1).

Dieses neue Bild der Schweiz ist ohne Simulationsmodell nicht zu erzeugen. Ja, es ist nicht einmal an den einzelnen Standorten erkennbar oder mit herkömmlichen Überlegungen erklärbar. Es entspricht auch nicht mehr dem uns aus dem Geographieunterricht vertrauten Bild der Schweiz.

Auffallend ist, dass der *Grossteil* der Region *Oberaargau* ausgerechnet *in der Lücke zwischen diesen mächtigen Einflusssphären* liegt, das heisst, die meisten Gemeinden der Region Oberaargau verspüren diesen überregionalen Bauimpuls nicht. Die von Zürich her kommende Zunge überdeckt Baden, Brugg, Lenzburg, Aarau, Olten, Oensingen und trifft bei Wangen an der Aare beinahe auf das von Bern her vorstossende Gegenstück. Eine räumliche Trennung zwischen den Einflussgebieten von Zürich und Luzern gibt es nicht mehr. Der Einfluss von Basel wird vom Jura nur scheinbar unterbrochen, er mischt sich südlich des Jura mit demjenigen von Zürich. Die *Hauptcouloirs* in dieser Ausbreitungsbewegung der *Beziehungspotentiale* bilden eindeutig die *Autobahnen*.

Die überregionalen Beziehungspotentiale im Oberaargau

In der Karte 2 erscheinen die Beziehungspotentialwerte auf einem digitalisierten Abbild der Region. Die Rastereinheit ist 1 km^2.

Die höchsten Werte finden wir am Jurasüdfuss. Die Beziehungspotentiale der Agglomerationen Langenthal und Herzogenbuchsee liegen tiefer. Die südlichsten Standorte weisen die niedrigsten Werte auf. Das Ganze ist wie eine schiefe Ebene, die entgegen der Topographie vom Jurasüdfuss bis zum Napf hin abfällt.

Die *äussere rote* Kurve umrandet jene Gebiete, in denen in Zukunft ein

überregionaler[3] *Bauimpuls zu erwarten ist*, die *innere Kurve* markiert die Beziehungspotentialspitzen bei den Autobahnanschlüssen, wo *heute zum Teil bereits gebaut* wird.

Die neue Situation des Oberaargaus

Daraus wird *für die Region Oberaargau eine neue Situation* entstehen. Der Schwerpunkt der Entwicklung wird sich an den Jurasüdfuss verlagern, in das Bipperamt und um Oensingen.

Diese Verlagerung der Entwicklung ist vor allem deshalb von der Region Oberaargau genau zu beobachten, weil sich ein guter Teil davon ausserhalb der Region abspielt und weil ausgerechnet jener Ort, der in dieser Bewegung die Führungsposition innehat, knapp ausserhalb der Regionsgrenzen liegt, nämlich Oensingen.

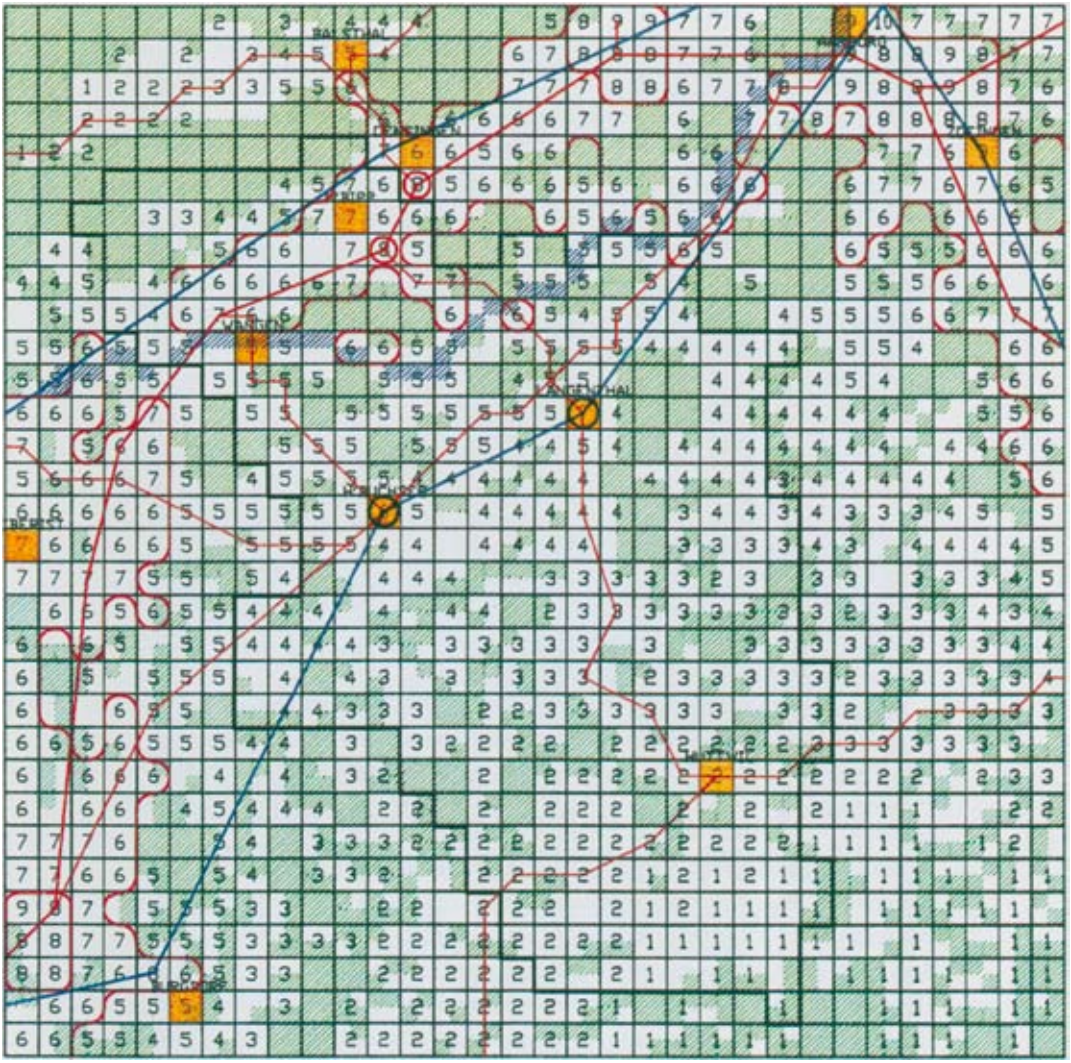
Die Region sollte danach trachten, vom Phänomen Oensingen zu profitieren und nicht etwa Arbeitskraft, Wohnbevölkerung oder Kaufkraft dorthin abwandern zu lassen.

Auf der Karte des überregionalen Beziehungspotentials ist auch zu sehen, welche Standorte südlich der Aare diese Konkurrenz am meisten befürchten müssten. *Herzogenbuchsee* zum Beispiel, das bisher als «Vizehauptstadt» der Region figuriert, könnte seinen zweiten Platz in der Region verlieren. Und die in Herzogenbuchsee, Langenthal und Roggwil diskutierten Industrieareale werden (gegen die Konkurrenz am Jurasüdfuss) nicht so ohne weiteres an überregional orientierte Betriebe verkauft werden können.

Ein Spezialfall ist *Wangen an der Aare*. Wohl liegt auch Wangen in der Nähe eines Autobahnanschlusses. Doch die Computerkarte zeigt, dass dieser Anschluss sich genau in der Lücke zwischen den beiden grossen Bauimpulsgebieten befindet. Das überregionale Beziehungspotential auf der Autobahnausfahrt Wangen ist tatsächlich das tiefste sämtlicher Autobahnanschlüsse auf der gesamten N1 zwischen Bodensee und Welschland.

Mögliche Reaktionen des Oberaargaus

Die *Region* Oberaargau hat *prinzipiell zwei Möglichkeiten*, auf die prognostizierte überregionale Entwicklung *zu reagieren:*



Karte 2. Überregionales Beziehungspotential (ÖV und PV). Aus: Geiger, 1991.
Legende: Grün: Wald. Blau: Gewässer. Gelb: Wichtigste Ortschaften. Strich schwarz: Regionsgrenze. Strich rot dick: Autobahn. Strich rot dünn: Wichtigste Haupstrassen. Strich blau: Schnellzugsverbindungen. Kreis blau: Bauimpuls dank Bahn.

a) indem sie versucht, das Konkurrenzpotential für sich auszunützen, das heisst, überregionales Beziehungspotential in die Gebiete südlich der Aare abzuleiten;

b) indem die Gebiete südlich der Aare ihre eigenen traditionellen Stärken weiter ausbauen.

Im ersten Fall kann man an einen verbesserten Anschluss an die N1 denken, zum Beispiel durch eine Umfahrung von Aarwangen und/oder an eine Ausdehnung des regionalen Bahnnetzes nach Oensingen und bis nach Balsthal. Auch eine verstärkte Planungszusammenarbeit (über die Regionsgrenze hinaus) mit dem Raum Oensingen müsste diskutiert werden.

Im zweiten Fall müsste das südlich der Aare gelegene Regionsgebiet den Vorteil des Jurasüdfusses betreffend Ansiedlung von überregionaler Industrie anerkennen. Orte wie Wangen, Herzogenbuchsee und Langenthal könnten dafür ihren Vorsprung in jenem Bereich ausbauen, in welchem die neuen Siedlungsgebiete am Jurasüdfuss noch über längere Zeit nicht werden mithalten können: in den gewachsenen baulichen und kulturellen Strukturen. Dies prädestiniert die alten Zentren sowohl als Anbieter von Dienstleistungen als auch als Anbieter von Wohnraum für die erwarteten Zuzüger.

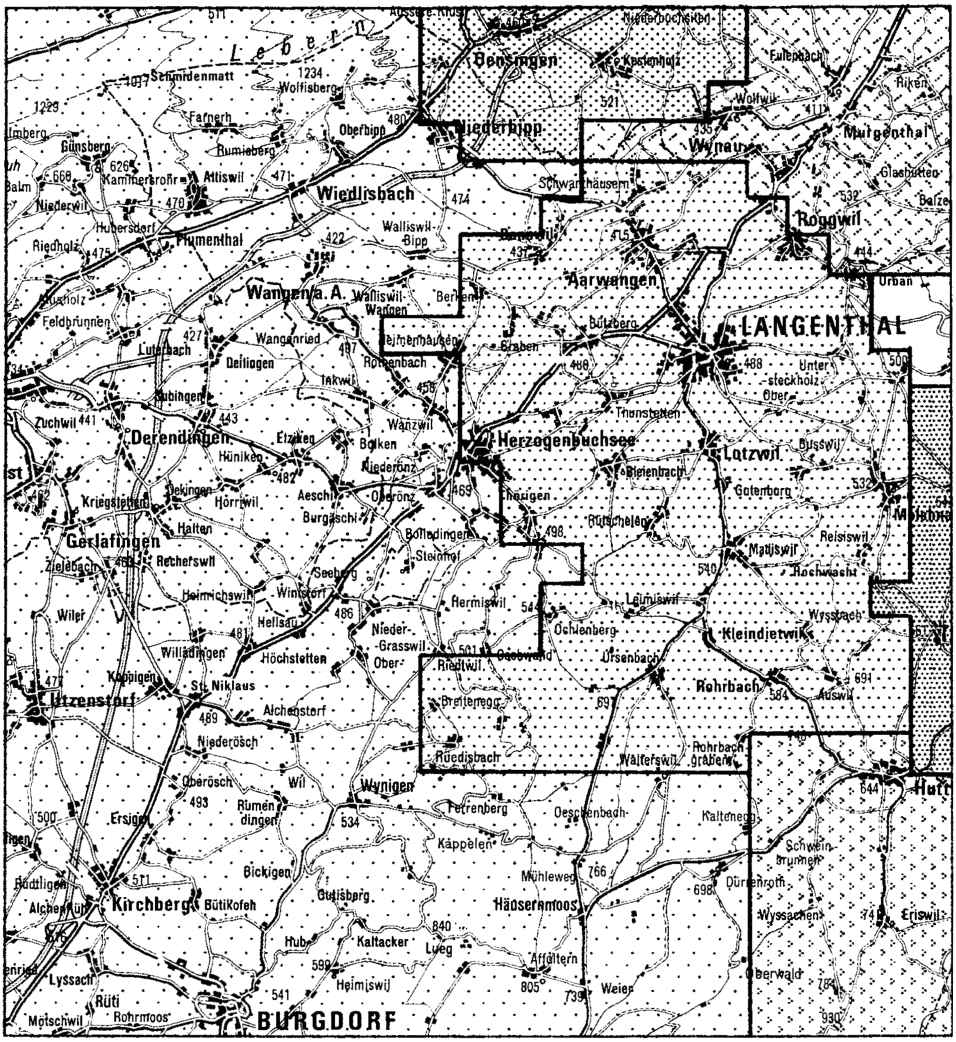
Zuwenig ausgenützter öffentlicher Verkehr

Das bisher Gesagte betrifft das via Strassennetz verteilte überregionale Beziehungspotential. Aber auch der öffentliche Verkehr verteilt Beziehungspotential, jedoch auf wesentlich andere Weise.

Von all den verschiedenen öffentlichen Transportnetzen hat fast ausschliesslich das Bahnnetz messbare Auswirkungen auf die untersuchten Phänomene (Siedlungsentwicklung, Baulandmarkt usw.). Das heisst nicht, dass nicht auch alle anderen öffentlichen Verkehrsmittel nützlich sind, aber Ursache und Wirkung sind dort vertauscht. Ein Ortsbus wird dann eingerichtet, wenn schon gebaute Siedlungsteile zuwenig gut angeschlossen sind. Die Bahn jedoch ist durchaus imstande, an bestimmten Standorten einen Bauimpuls auszulösen.

Bei diesen Standorten handelt es sich aber ausschliesslich um die *Bahnhöfe und deren Umgebung in Gehdistanz.* Dort kommt der von der Bahn erzeugte Beziehungspotentialanteil zu jenem des Privatverkehrs hinzu.

In der Karte 2 blau markiert sind jene Spitzen, die sich aufgrund der



Karte 3. Überregionale Einflusszonen. Aus: Geiger, 1991.

Langenthal | Olten | Huttwil | Basel

Bern | Zürich | Luzern

Bahnverbindungen bilden. Es sind ganz klar die Stationen mit Schnellzugshalten: Langenthal, Herzogenbuchsee. Das vom Schnellzug bediente Oensingen hat seinen Bauimpuls bereits von der Autobahn erhalten.

Warum ist der Einfluss des öffentlichen Verkehrs bis heute so marginal? Weil vielerorts noch nicht ganz klar erkannt worden ist, dass die Bahn wohl Beziehungspotential bringt, dass es jedoch ohne Wirkung bleibt, wenn es nicht «abgeholt» und verteilt wird.

Es muss zugegeben werden, dass die Region als Ganzes und die an der Bahn angeschlossenen Gemeinden noch nicht ihr Äusserstes unternommen haben, das Beziehungspotential zu nutzen, das ihnen die bereits bestehenden Bahnen seit über hundert Jahren offerieren.

Zwei Arten von Massnahmen könnten aus dem Bahnnetz Vorteile für die Region herausholen:

a) Die konsequente Verknüpfung der Hauptlinien

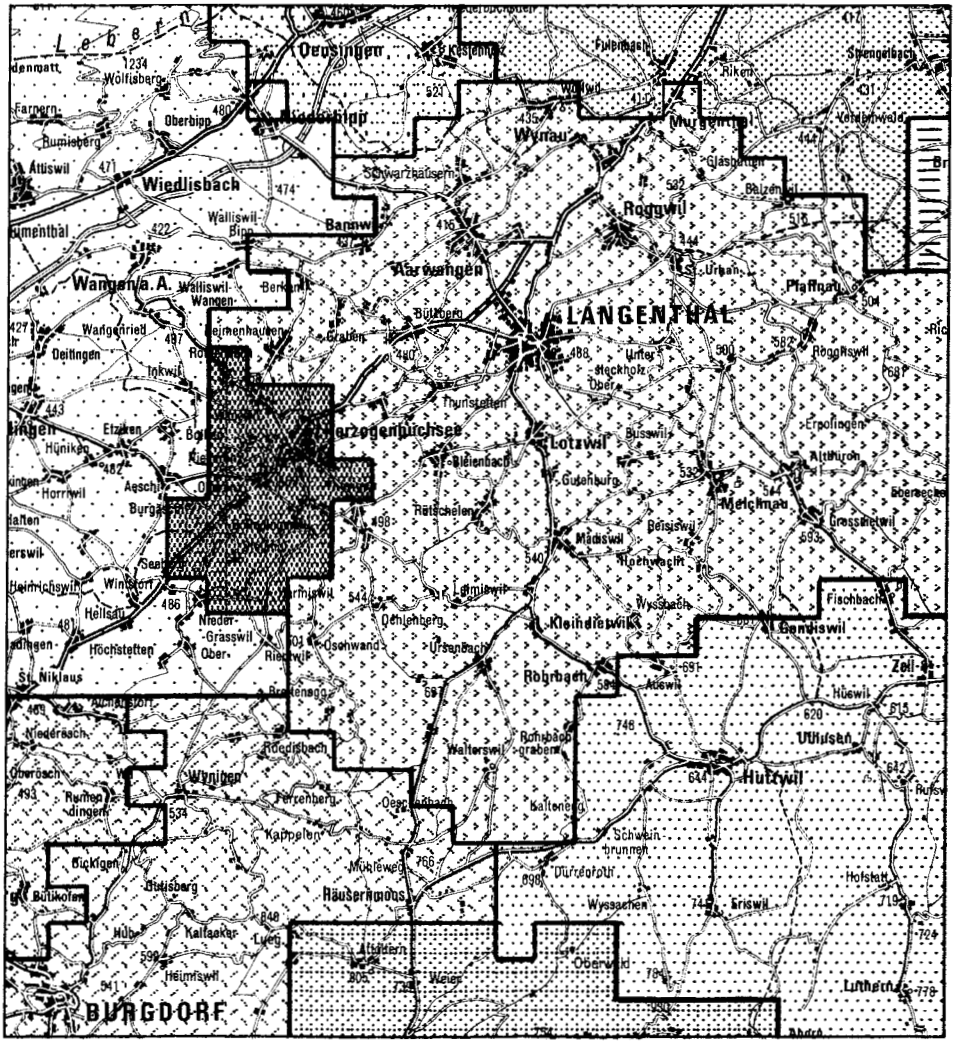
Die regionsinterne Verteilung der von den Schnellzügen angelieferten überregionalen Beziehungspotentiale. Dazu gehört auch der Vorschlag einer Direktverbindung Huttwil–Langenthal–Niederbipp–Oensingen–Balsthal.

b) Die konsequente bauliche Ausnützung der in Gehdistanz zu den Bahnhöfen liegenden Areale.

Der überregionale Konkurrenzkampf

Für jeden Standort kann (durch räumliche Aufschlüsselung des Beziehungspotentials) festgestellt werden, aus welchen Quellen (Wirtschaftszentren) wieviel Einfluss auf den Standort einwirkt. Die jeweils dominierenden Einflüsse können kartographisch festgehalten werden und ergeben ein zusammenhängendes Bild der «Machtbereiche» wirtschaftlicher Zentren. Eine Region oder eine Subregion ist nichts anderes als die Menge der Standorte, die vom gleichen Zentrum dominiert werden. Dieses Verfahren wird im Folgenden zur Überprüfung der äusseren Grenzen der Region Oberaargau und der internen Abgrenzung der Subregion verwendet.

In überregionaler Optik (siehe Karte 3) stellen wir fest, dass *Langenthal* innerhalb seiner Subregion im südlichen Teil bis nach Huttwil auf allen Standorten dominiert, das heisst, dem Einfluss der grossen Wirtschaftszentren standhalten kann.



Karte 4. Regionale Einflusszonen. Aus: Geiger, 1991.

Langenthal · Olten · Sumiswald · Herzogenbuchsee

Niederbipp · Zofingen · Burgdorf · Solothurn

Oensingen · Huttwil · Bern

Unmittelbar nördlich von Langenthal aber beginnt die Konkurrenz um die Dominanz der Gebiete, und zwar konkurrieren hier die fremden Einflüsse von Olten und Basel. Im Nordwesten und Westen hingegen dominiert eindeutig das Wirtschaftszentrum Bern. Die Subregion Bipperamt und Herzogenbuchsee werden von diesem Einfluss überflutet.

Huttwil setzt sich als Subregion sowohl gegen Langenthal wie auch gegen ausserregionale Einflüsse durch (allerdings nur noch in seinem südöstlichen Drittel).

Im Osten grenzt die Subregion Langenthal, bereits jenseits der Kantonsgrenze, an die Einflusssphären von Luzern und Zürich.

Aus der überregionalen Optik betrachtet, schrumpft die Region Oberaargau vor allem an ihren westlichen Grenzen erheblich, aber sie verschwindet nicht. Das ist das erstaunliche Fazit dieser Analyse.

Der regionale Konkurrenzkampf

Müsste nun die Region Oberaargau neu definiert werden? Diese Frage lässt sich aufgrund der überregionalen Betrachtungsweise allein nicht entscheiden.

Wie eingangs erwähnt, gibt es *neben dem überregionalen auch ein regionales Beziehungspotential* mit traditioneller Gewichtung der Transportzeit.

Führt man die analoge Analyse mit diesen Beziehungspotentialen durch, so stellen wir (auf Karte 4) folgendes fest:

Die Subregion *Huttwil* deckt sich praktisch genau mit dem Einflussgebiet ihres Zentrums Huttwil.

Auch in der Subregion *Langenthal* finden wir kaum einen Standort, der von einem andern Zentrum dominiert wäre als von Langenthal. Die Dominanz Langenthals reicht im Osten sogar über die Kantonsgrenze hinaus ins Luzernische, und im Westen konkurriert sie in der Subregion Herzogenbuchsee mit deren Zentrum.

Die Subregion *Herzogenbuchsee* besteht weiter, würde aber nach dieser Rechnung auf das Zentrum selbst und seine umliegenden Gemeinden schrumpfen.

Prekär sieht die Lage aber im Bipperamt aus. Diese Subregion besteht überhaupt nur aus *Niederbipp.* Das Gebiet östlich davon wird ihr von Oensingen streitig gemacht, dasjenige westlich davon ist vom Einfluss Solo-

thurns überflutet. Ein merkwürdiges Phänomen bildet Oensingen. Hier behauptet sich eine Mini-Region gegen Einflüsse von Olten, Solothurn und Langenthal.

Der umweltbedingte Eigenwert

Das Beziehungspotential ist absolut und allein ausschlaggebend bei der Ansiedlung von Betrieben. Bei der Ansiedlung von Wohnbevölkerung jedoch spielt das Beziehungspotential nur die eine wesentliche Rolle, die andere spielt der sogenannte umweltbedingte Eigenwert. Das ist jene Grösse, welche die auf einem Standort selbst feststellbaren negativen (störenden) und positiven (angenehmen) Umwelteinflüsse mengenmässig darstellt.

Das heisst, *für die Wohnbevölkerung* müssen Wohnstandorte zwei Bedingungen erfüllen: sie müssen ein *hohes Beziehungspotential und einen positiven umweltbedingten Eigenwert* aufweisen.

Interessanterweise spielte dieser zweite Faktor in der siedlungspolitischen Diskussion im Oberaargau bisher eine vergleichsweise kleine Rolle.

Nun handelt die vom Modell gezeichnete Zukunft jedoch weniger von den Einheimischen als vielmehr von den erwarteten Zuwanderern aus anderen Regionen. Sie werden ihre zukünftige neue Heimat mit andern Augen betrachten als die gebürtigen Oberaargauer.

Annahme: ein international orientierter Betrieb siedelt sich in Oensingen, also ausserhalb der Region, an. Damit ist der Fall für die Region Oberaargau noch keineswegs erledigt. Denn jeder Betrieb beschäftigt Arbeiter, Angestellte und ein Kader. Dass diese Leute und ihre Familien sich, wie im vergangen Jahrhundert, neben der Fabrik niederlassen werden, ist unwahrscheinlich. Sie haben praktisch völlige Freiheit, sich einen Wohnort dort zu wählen, wo es ihnen passt. Dies kann zum Beispiel an den sonnigen Jurahängen oberhalb von Niederbipp sein oder in einer der attraktiven mittelgrossen historischen Ortschaften wie etwa Wangen, Herzogenbuchsee oder Langenthal, wo diese Neuzuzüger ein Angebot an Dienstleistungen und Kultur erwartet, das ihnen Oensingen zurzeit noch nicht bieten kann.

Behandlung konkreter Fragen

Mit Hilfe des SNL-Simulationsmodells können nun konkrete Fragen wie zum Beispiel jene nach der Zweckmässigkeit der Erschliessung der grossen Industriezonen im Raume *Herzogenbuchsee/Niederönz/Oberönz* anhand der hier gezeigten Beziehungspotentialkarten klar beantwortet werden:

Solange am Jurasüdfuss soviel Industrieland mit deutlich höherem überregionalem Beziehungspotential angeboten wird, sind die Chancen gering, überregional oder international orientierte Betriebe auf Standorte südlich der Aare locken zu können. Und betreffend regional ausgerichteter Betriebe hat Herzogenbuchsee einen ernsthaften Konkurrenten in nächster Nähe, nämlich das Regionszentrum Langenthal.

Ähnlich ist die Lage zur Zeit noch für *Wangen an der Aare*, mit einem Unterschied: Wangen und Wiedlisbach werden vom mittelfristig erwarteten Zusammenschluss der grossen Beziehungspotential-Einflussgebiete (genau auf ihrem Autobahnanschluss) direkt profitieren.

Wohl liegt auch die Industriezone *Roggwil* südlich der Aare, doch könnten sich für diesen Standort Vorteile aus einem Ausbau des Aareübergangs bei Murgenthal (in Richtung Autobahnanschluss Egerkingen) ergeben.

Betreffend die *Region Oberaargau* als Ganzes werden folgende Anregungen für Detailuntersuchungen mit Hilfe des SLN-Modells gemacht: Die Beziehungspotentiale der Region sollten besser ausgenützt werden. Es wird vorgeschlagen, dass *Zonenplanrevisionen* koordiniert und daraufhin geprüft werden, ob sie der Region als Ganzes nützen.

Die Stellung des *regionalen öffentlichen Transportmittels* als räumlicher Verteiler des überregionalen Beziehungspotentials könnte verbessert werden. Das bedeutet eine Optimierung des Netzes und der Verbindungen, so dass das von aussen kommende Beziehungspotential an den richtigen Stationen abgeholt und direkt in alle Teilgebiete der Region geleitet wird. Die Überprüfung der Studie mit den Daten aus der Volkszählung 1990 und der Betriebszählung 1991 werden zeigen können, wie genau die Aussagen gemacht wurden.

Zusammenfassung

1. Für die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung einer Region sind zwei Standorteigenschaften ausschlaggebend:

a) das Beziehungspotential (der Quotient aus erreichbaren Massen von Wohn- oder Arbeitsplätzen einerseits und dem Transportaufwand andererseits);

b) der umweltbedingte Eigenwert (das Mass für die störenden und angenehmen Umwelteinflüsse).

Für die Ansiedlung von Betrieben und Arbeitsplätzen ist das Beziehungspotential praktisch allein ausschlaggebend. Für die Ansiedlung von Wohnbevölkerung ist sowohl das Beziehungspotential wie auch der umweltbedingte Eigenwert massgebend.

2. Beim Beziehungspotential unterscheiden wir zwischen:

a) einem regionalen Aspekt (der die örtlichen Bedürfnisse der Region betrifft) und

b) einem überregionalen Aspekt (der die Einflüsse grosser Wirtschaftszentren über grosse Distanzen und politische Grenzen hinweg mit einbezieht).

3. Regional betrachtet, erscheint der Oberaargau erstaunlich souverän mit einer im allgemeinen klar hierarchischen Struktur sowie einem starken Regionalzentrum Langenthal. Die Subregionen Langenthal, Herzogenbuchsee und Huttwil stimmen mit den regionalen Einflusssphären ihrer Hauptorte weitgehend überein. Das Bipperamt hingegen existiert nur in Niederbipp. Der grössere westliche Teil ist klar nach Solothurn ausgerichtet. Im Osten macht sich Oensingen als selbständige Kleinregion bemerkbar.

4. Die grossräumige und langfristige Zukunft des Oberaargaus wird hingegen eindeutig vom überregionalen Beziehungspotential beeinflusst. Überregional betrachtet erscheint der größte Teil des Oberaargaus genau in der Lücke zwischen den Einflusssphären der grossen Wirtschaftszentren, die sich hier gegenseitig die Waage halten. Vor allem die Subregion Langenthal kann sich in dieser Schwebelage relativ gut behaupten.

Den Oberaargau als Randregion des Kantons zu bezeichnen, ist im verwaltungstechnischen Sinne per Definition zwar richtig, im sozio-ökonomischen Zusammenhang falsch.

5. Eine völlig neue Situation entsteht am Jurasüdfuss. Hier überlagern sich die Fernwirkungen der grossen Zentren und lösen einen überregionalen Bauimpuls aus. Überregional und international orientierte Firmen werden sich eher hier als an Standorten südlich der Aare ansiedeln. Und das knapp ausserhalb der Region liegende Oensingen könnte sich zu einem Konkurrenten für einige führende Standorte der Region Oberaargau entwickeln.

Zwischen Niederbipp und Oensingen. Foto Christoph Schütz, Langenthal

6. Die Region hat zwei Möglichkeiten, auf die künftige Entwicklung zu reagieren: Entweder: Sie versucht, sich ans überregionale Beziehungspotential anzuschliessen. Oder: Sie versucht, ihre Stellung als regionaler Anbieter von Dienstleistungen und Wohnraum weiter zu stärken.

7. Die auf den ersten Blick scheinbar notwendige Entscheidung zwischen diesen beiden Varianten entfällt: Wenn die Region die heute klar feststellbare Souveränität behalten will, so muss sie beides tun. Denn das eine ist ohne das andere nicht vernünftig. Eine Öffnung zu den überregionalen Einflüssen, ohne Stärkung des selbsterzeugten Beziehungspotentials, würde Schmälerung der Eigenständigkeit bedeuten. Ein Ausbau von Dienstleistungen und von Wohnraum, ohne Verbindung zur neuen Entwicklung am Jurasüdfuss hingegen, wäre ein Aufwand für nichts.

8. Im Bereich des öffentlichen Verkehrs drängt sich neben einer verbesserten Verbindung zum Schnellzugshalt Oensingen die Einsicht auf, dass

nur durch eine intensive Bebauung der vielen brachliegenden Areale neben den Bahnhöfen die von der Bahn erzeugten Beziehungspotentiale wirklich ausgenützt werden können.

9. Die Bedeutung des umweltbedingten Eigenwertes erscheint in der Region noch nicht als zukunftsbildender Faktor erkannt worden zu sein. Die erwarteten, einen Wohnort suchenden Zuzüger aber werden bei ihrer Wahl gerade dieser Standorteigenschaft besonderes Gewicht beimessen.

10. Für die Region liegen die konkreten Beeinflussungsmöglichkeiten ihrer baulichen und wirtschaftlichen Entwicklung im geschickten Ausnützen des Beziehungspotentials und in der gezielten Verbesserung des umweltbedingten Eigenwerts. Rein rechtliche oder finanzpolitische Massnahmen wie etwa das Anbieten von Bauland oder das Senken des Steuerfusses haben (für sich allein angewendet) praktisch keine Auswirkungen auf die Entwicklung einer Region, auch nicht auf diejenige des Oberaargaus.

11. Bei folgenden ergänzenden Arbeiten kann das SNL-Modell einen Beitrag leisten: bei der Optimierung des regionalen öffentlichen Transportnetzes; bei der Koordination der Zonenplanrevisionen der Gemeinden; bei der spezifischen Auswertung der vom Herbst 1991 an erscheinenden Daten der Volkszählung 1990.

Stellenwert des Berichtes

Der Bericht zeigt klar auf, wo ein Handlungsbedarf der Region und der Gemeinden ist. Er ist deshalb:

- wichtige Grundlage für die Beurteilung der künftigen Entwicklung des Oberaargaus;
- wichtige Grundlage für die bevorstehende Revision des regionalen Gesamtrichtplanes.

Er zeigt:

- wo Hauptgewichte der Diskussionen um die Zukunft und Identität des Oberaargaus liegen sollten;
- Handlungsalternativen auf.

Er hilft:

- beeinflussbare und nicht beeinflussbare Entwicklungsfaktoren in der Region zu trennen.

Der Sinn der Studie

Sie soll eine breite Diskussion in der Region auslösen, sei es in den Gemeindebehörden, Parteien, Wirtschaftsverbänden und weiteren interessierten Kreisen.

Sie soll dazu dienen, Koordinationsgespräche mit den Kantonen Bern und Solothurn, den Regionen Olten–Gösgen–Gäu und Solothurn u.U. auszulösen.

In folgenden Sachbereichen werden vertiefte Untersuchungen richtig und notwendig sein:

- nähere Betrachtung des umweltbedingten Eigenwertes
- Beurteilung der Potentiale der bahnhofnahen Gebiete von Langenthal und Herzogenbuchsee
- nähere Betrachtung der öV-Achse Huttwil–Langenthal–Niederbipp–Oensingen–Balsthal
- verbesserte Anbindung des Gebietes südlich der Aare an das nationale Strassennetz

Das gemeinsame Ziel aller Kräfte muss sein, den Oberaargau als selbständige Region erhalten zu können. Dazu braucht es die Koordination unter allen Entscheid- und Handlungsträgern in der Region.

Anmerkungen

1 PD Dr. M. Geiger ist Inhaber eines Büros für Planungstechnik in Kilchberg (ZH) und Privatdozent für quantitative Untersuchungs- und Prognosemethoden zur Entwicklung städtischer Regionen an der ETH Zürich.

2 Überziehen wir unser Land mit einem Raster von 1 km^2 Maschenweite, so erhalten wir, nach Abzug von Gebirge, Wald und Gewässer, zirka 25 000 besiedelbare km^2 Standorte. Für all diese sind die betreffenden Beziehungspotentiale berechnet und im SNL-Computer gespeichert. Sie werden laufend den neusten Veränderungen im Siedlungsmuster angepasst. Die Region Oberaargau bildet einen Ausschnitt von 600 Standorten aus diesem Kontinuum.

3 Überregional heisst, dass sich hier Betriebe, aber auch Wohnbevölkerung ansiedeln werden, die direkt gar nichts mit der Region zu tun haben, die sich nicht deshalb hier niederlassen, weil sie hier im Gäu oder im Oberaargau sind, sondern weil man von hier aus in rund einer halben Stunde Zürich, Basel und Bern erreicht.

WIE CARL INGOLD VON RÖTHENBACH 1914 DEN DAUERFLUGWELTREKORD AUFSTELLTE

DENIS INGOLD

Der Name Ingold wird bereits 1450 in Röthenbach erwähnt. Am Ende des 16. Jahrhunderts «wimmelte es buchstäblich von Trägern dieses Namens» in diesem zur Kirchgemeinde Herzogenbuchsee gehörenden Dorf (vgl. «Durs Ingold von Heimenhausen, Wagner in Hartmannsweiler», Jb. des Oberaargaus, 1984, S. 87 f.). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zog Jakob Ingold (1843–1908), Sohn des Hans-Jakob Ingold und der Barbara Christen, in das Oberelsass, wo er die aus Breitenbach im Münstertal gebürtige Anne-Marie Hummel heiratete. Er liess sich später in Dornach bei Mülhausen nieder. Das Mülhauser Adressenbuch von 1896 erwähnt Jakob, Bauunternehmer, Gottfried, Zimmermeister, Emil, Schreinermeister, und Jakob, Architekt, die alle im selben Hause, Lutterbachstrasse Nr. 54, wohnten. Zur selben Familie gehörte Carl Ingold, geboren am 19. Januar 1880 in Colmar, später Kaufmann in Mülhausen-Dornach. Um 1923 wohnte er an derselben Adresse wie die Unternehmer Emil und Jakob Ingold und handelte laut Adressenbuch mit Asphalt. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg war er als Flieger berühmt geworden. Über seine Hauptleistung kurz vor dem Ausbruch des Krieges berichtet er selber in einem Artikel, welchen H. Francis Ingold von Morschwiller-le-Bas, ein Urenkel des oben erwähnten Jakob, mitgeteilt hat.

Mein Dauerflug Mülhausen i. E.–Mühlhausen-Th., Naumburg–Riesa–Kottbus–Forst–München in 16 Stunden 20 Minuten

«Angeregt durch die neue Ausschreibung der National-Flugspende für das Jahr 1914, liess die Automobil- & Aviatik-A. G. Mülhausen/Elsass eine normale Militärmaschine mit 100-PS-Mercedes-Motor und Integral-

Schraube für einen längeren Dauerflug herrichten. An Benzin, Öl, Proviant usw. betrug die Nutzlast annähernd 750 kg.

Durch die günstige Wetterlage veranlasst, liess ich meinen Apparat für den 7. Februar startbereit machen. Noch bei Dunkelheit wurde derselbe aus dem Schuppen gebracht und nach einigen kurzen Vorbereitungen, wie Versiegeln der Barografen, Verstauen des Proviants und einem kurzen Probelauf des wie immer einwandfrei arbeitenden, braven Mercedes, verliess ich 7.35 vorm. den Boden des Habsheimer Flugfeldes. Die Maschine stieg trotz der schweren Belastung ausgezeichnet, so dass ich schon nach einer Runde genügend Höhe erreicht hatte, um den Platz in nordöstlicher Richtung verlassen zu können.

Die ersten zwei Stunden, in denen ich mich in ca. 1000 m Höhe befand, liessen starke Zweifel in mir aufkommen, ob der Flug von langer Dauer sein würde. Starke Böen beunruhigten meine Maschine und erforderten meine ganze Aufmerksamkeit. Allmählich bekam ich ruhigere Fahrt. Meine Absicht war, über Köln Hannover zu erreichen, dort zu wenden und zurück nach Mülhausen/Elsass zu fliegen. Für diese Strecke war ich mit Kartenmaterial ausgerüstet. Nach dreistündiger flotter Fahrt, ich schätze die Geschwindigkeit auf ca. 150 km p. Std., kam ich in dichten Bodennebel, in dem ich 1½ Stunden weiterflog und der mir sogleich die Aussicht nach unten hin benahm. In der Annahme, den Rhein rechts von mir zu haben, bog ich ab, um den Strom entlang nach Köln zu fliegen, doch durch die Abtrift, die der Südwest-Wind verursachte, geschah es, dass ich den Rhein während des Fluges durch den Nebel schon überflogen hatte.

Nachdem es wieder hell geworden, versuchte ich vergeblich festzustellen, in welcher Gegend ich mich befand; da jedoch keine Anhaltspunkte zu erkennen waren, flog ich kurz entschlossen nach dem Kompass in nordöstlicher Richtung, den Wind im Rücken, um eine der Ausschreibung der Nationalflugspende entsprechende genügende Entfernung vom Aufstiegsorte zu bekommen.

Um 3:35 Uhr machte ich dann rechts um und flog in südwestlicher Richtung, um event. nach meiner Schätzung, den Rhein und meinen Aufstiegsort wieder zu erreichen. Bei Eintritt der Dunkelheit schaltete ich meine Beleuchtungsanlage ein, die mich jedoch in kurzer Zeit schon im Stich liess, so dass mir eine Kontrolle der an Bord befindlichen Messinstrumente unmöglich war. Doch war mittlerweile der Mond aufgestiegen, und indem ich zeitweise eine Kurve beschrieb, benutzte ich sein Licht zur Beleuchtung

Plakat «Flugmeeting Luzern 1914». Künstler unbekannt. Aus der Plakatsammlung des Verkehrshauses der Schweiz, Luzern.

meiner Instrumente. Nach vier Stunden wundervoller Fahrt durch die vom Mond beschienene Landschaft tauchte plötzlich ein Gebirge vor mir auf, welches mich durch seine Zerrissenheit und Höhe – befand ich mich doch selbst in 2000 m Höhe – stutzig machte. Nach zweistündiger schaurig schöner Fahrt in ca. 3000 m Höhe, an den steil in die Höhe ragenden Bergriesen entlang, sichtete ich in der Ferne rechts von mir ein Lichtmeer, das auf die Nähe einer grossen Stadt deutete, und da ich noch nicht beabsichtigte, meinen Flug abzubrechen – ich hatte noch für ca. 2 Stunden Betriebsstoff an Bord – flog ich weiter, doch bald umfing mich dichter Nebel, so dass ich es vorzog, dem Lichtmeer wieder zuzusteuern und zu landen.

In 2500 m Höhe begann ich im Gleitfluge niederzugehen, noch ungewiss, ob ich ein passendes Gelände finden würde. Allmählich wurde die Erdoberfläche deutlicher, ich erblickte einen Streifen Landes, der scheinbar zu einer Landung geeignet war. Kurz entschlossen steuerte ich darauf zu und sah in dem Streifen weisse Linien, die mich darauf schliessen liessen, dass ich einen Acker, dessen Furchen mit Schnee gefüllt waren, vor mir hatte. Ich drehte nun meine Maschine zur Längsrichtung der Furchen und tastete mich mit laufendem Motor zu Boden. Ein leichter Stoss, ein kurzes Rollen des Apparates, und ich war wieder mit der Erde vereinigt nach einer Trennung von ungefähr 16 Stunden 20 Minuten.

Meine Landung hatte niemand bemerkt, so dass ich mich nach kurzem Warten entschloss, mich zu erkundigen, wo ich mich befand. Auf der Landstrasse traf ich mit Herrn Fabrikdirektor Seissner zusammen, von dem ich erfuhr, dass ich bei Fürstenried-München gelandet war, und der mir in liebenswürdiger Weise meine Landung bestätigte.

Nach kurzer Ruhe beabsichtigte ich, meinen Aufstiegsort Mülhausen/Elsass auf dem Luftwege wieder zu erreichen, jedoch ein Start auf dem Acker war nicht möglich, so dass ich meine brave Maschine mit Hilfe eines Dienstmannes und dem Chauffeur eines in München requirierten Taxameters abmontierte und dem Spediteur zum Versand übergab.

Meldekarten, die ich zur Kontrolle meiner Flugstrecke in bestimmten Zeitabschnitten über Städten abwarf, wurden in Mülhausen, Thüringen Riesa, Torgau, Kottbus und Forst-Lausitz gefunden. Lediglich die Abtrift durch den Südwest-Wind bewirkte, dass ich meinen Kurs nicht innehalten konnte.

Meine Nahrung während des 16½stündigen Fluges bestand in flüssiger Schokolade, starker Fleischbrühe in Thermosflaschen, Äpfeln und Kola-

Landung in Basel: Carl Ingold mit einem Schauspieler des Stadttheaters.

pastillen. Ich war in einer derartig guten Verfassung, dass auch ein Flug von 24stündiger Dauer wohl kaum an meinem Wohlbefinden etwas geändert hätte. Zum grössten Teile verdanke ich jedoch meine gute Verfassung der leichten Steuerbarkeit der brillanten Aviatikmaschine.»

Carl Ingold,
Rixheim bei Mülhausen i. Elsass

Carl Ingold hatte bereits am 13. September 1913 in einer Flugschule, welche die Aviatik-Gesellschaft in Habsheim (zwischen Mülhausen und Basel) eröffnet hatte, seinen Führerschein gemacht. Nach seiner Grosstat arbeitete er als Chefpilot in Freiburg und bei Leipzig (D) und nahm an vielen Flugveranstaltungen in Deutschland, Österreich und in der Schweiz («insbesondere in Luzern, wo er sehr bekannt und beliebt war») teil. Er prüfte etwa 2000 Flugzeuge und zählte am Ende des Krieges ungefähr 3000 Flugstunden. Als er am 20. Februar 1956 in Pfastatt bei Mülhausen starb, war er Ehrenpräsident des oberelsässischen Aero-Clubs und «Commissaire de l'Aéro-Club de France». Sein Name steht unter den Namen vieler anderer Berühmtheiten sowohl in dem neuesten «Dictionnaire de Biographie Française» als in dem «Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne». Als ehemaliger Schweizer Staatsangehöriger (bis 1911. Siehe aber das Luzerner Plakat vom 5. Juli 1914!) dürfte man ihn auch zu den berühmten Schweizern unserer Zeit zählen.

Quellen:

Denis Ingold und Christian Wolff, «Ingold Charles», in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne, no 18, S. 1751 f
Zeitungsausschnitte, mitgeteilt von H. Francis Ingold.

ERNST TROESCH
1912–1991

KARL STETTLER

«Die Ehrfurcht vor der Vergangenheit und die Verantwortung gegenüber der Zukunft geben fürs Leben die rechte Haltung.»
Dietrich Bonhoeffer

Vielschichtige Lebenszeit

Ernst Troesch wurde am 7. Februar 1912 in Bützberg als erstes von fünf Kindern des Ernst und der Anna Troesch-Sägesser geboren. In Bützberg besuchte er die Primarschule, in Herzogenbuchsee die Sekundarschule. Dann wurde er als Schüler der 92. Promotion ins Seminar Hofwil aufgenommen.

Der 19jährige Lehrer hatte das Glück, in der Zeit des grössten Lehrerüberflusses an die obere Mittelschule seines Wohnortes Bützberg gewählt zu werden. Eine weitgefächerte Tätigkeit im Dienste der Öffentlichkeit nahm damit ihren Anfang. Im Jahr 1932 absolvierte Ernst Troesch die Rekrutenschule, anschliessend die Unteroffiziers- und Offiziersschule. Als Hauptmann diente er später als Kommandant der Stabskompanie des Berner Stadtbataillons, als Major im Platzkommando Langenthal. Insgesamt war Ernst Troesch mehr denn 1500 Diensttage militärisch beansprucht: ein gewichtiger Lebensanteil!

In seiner 46 Jahre dauernden beruflichen Tätigkeit als Lehrer in Bützberg, seit 1956 als Lehrer und Oberlehrer in Langenthal, als Übungslehrer des Seminars Langenthal, Singlehrer am Waldhof, Staatskundelehrer am KV und als Kreisexperte der Rekrutenprüfungen konnte er sein Bestes geben. Die Arbeit mit jungen Menschen faszinierte ihn: Seine Schüler sollten von ihm mitnehmen, was er als gut und schön betrachtete und was sie praktisch würden anwenden können. Es ist selbstverständlich, dass Ernst Troeschs vielseitige Gaben und sein Verpflichtetsein von der Öffentlichkeit auch ausserhalb all der Schulstuben beansprucht wurden. So war er tätig als Kirchgemeindepräsident der Gemeinde Bützberg-Thunstetten, als Mitglied der Kirchensynode, Sekretär der Burgergemeinde Thunstetten, Organist in Thunstetten, Dirigent des Frauen- und Männerchors Thunstetten-Bützberg und des Männerchors Kaufleute Langenthal.

Ernst Troesch 1912–1991.

Am 26. September 1991 ging das reichbefrachtete Leben von Ernst Troesch nach kurzer, schwerer Krankheit zu Ende.

Historische Arbeiten

Bei Anlass des Eidgenössischen Schwingfestes 1983 wurde Ernst Troeschs vielgerühmtes Festspiel «Langethal im Bärnbiet lyt» uraufgeführt. Dass das Spiel 1991 am Kantonalen Schützenfest wiederholt wurde, spricht ebenfalls für seine Bedeutsamkeit. Auch unser Jahrbuch durfte vom historischen Engagement Ernst Troeschs Nutzen ziehen. Folgende Arbeiten sind im Laufe der Jahre erschienen:

1974 Der Fronten-Krawall in Bützberg, 11. November 1933
1981 Hieronymus von Erlach, 1667–1748
1987 Die Herrschaft Thunstetten
und die Gerichtsbarkeit in der Gemeinde
1987 Vom «äusseren Hof» in Thunstetten
1989 Die Jugendzeit von Friedrich Hug

BEVÖLKERUNGSENTWICKLUNG IM OBERAARGAU 1980–1990

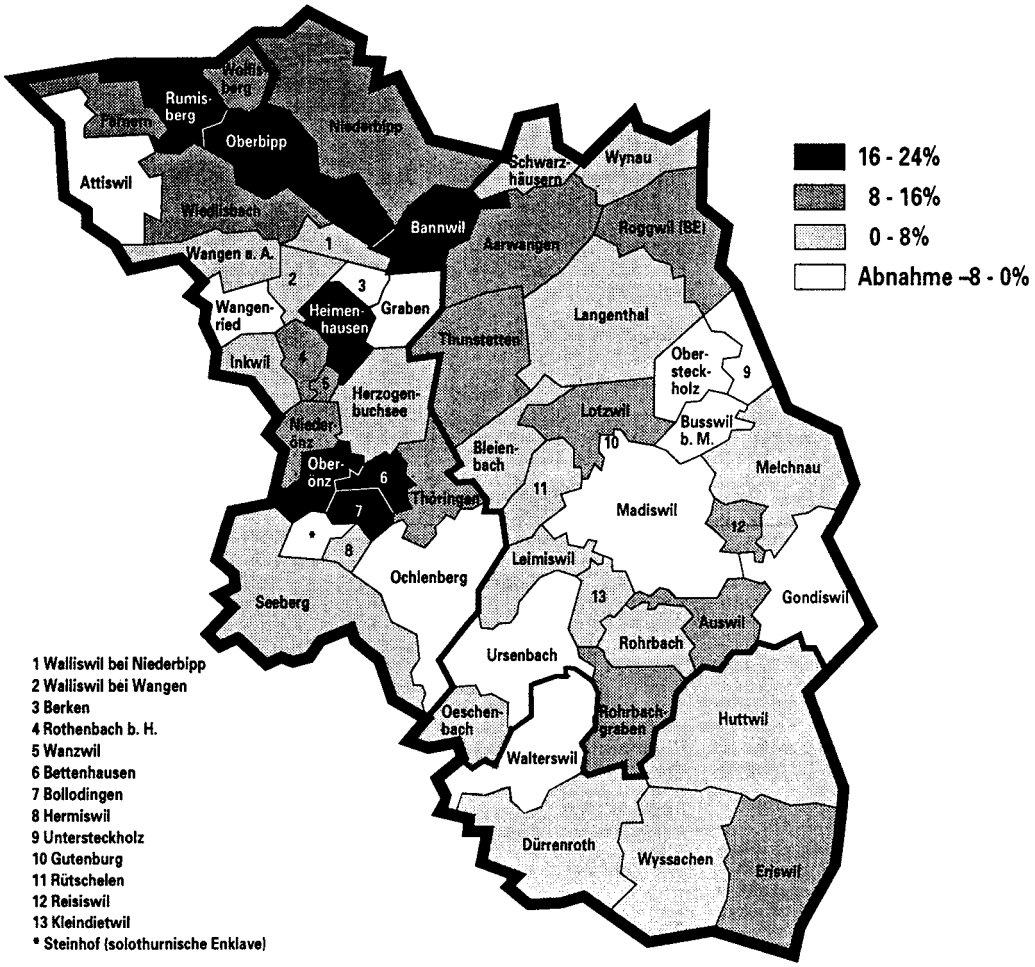
HERBERT RENTSCH

Die Bevölkerung des Oberaargaus hat zwischen 1980 und 1990 um 4681 Einwohner zugenommen. Die bisherigen Ergebnisse der Volkszählung 1990 zeigen, dass die Entwicklung der Gemeinden unterschiedlich verlaufen ist.

Oberbipp ist absoluter Spitzenreiter. Die Bevölkerung wuchs dort zwischen 1980 und 1990 um satte 23,3 Prozent, das Dorf hatte am Stichtag 249 Bewohner mehr als zehn Jahre zuvor. Auf der anderen Seite steht Walterswil. Die Gemeinde im Langeten-Seitental verlor im gleichen Zeitraum 50 Einwohner, dies ergibt eine Abnahme um 8,5 Prozent.

Diese unterschiedliche Bevölkerungsentwicklung in den oberaargauischen Gemeinden zeigt auch die Grafik. Grössere Zunahmen verzeichneten einerseits Gemeinden im Einzugsbereich der Autobahn N1, andererseits solche, die an ein grösseres Zentrum angrenzen. Abnehmende Zahlen sind vorwiegend in bevölkerungsschwachen Gemeinden festzustellen, etliche von ihnen liegen zudem in Rand- oder Hügelgebieten. Eine Häufung solcher Gemeinden im südlichen Teil des Oberaargaus ist nicht zu übersehen. Prozentwerte von Gemeinden mit geringer Einwohnerzahl reagieren auf kleine Schwankungen allerdings stark.

Die dunklen Stellen auf der Grafik im Nordteil des Amtes Wangen zeigen eine Entwicklung an, auf die im letzten Herbst schon die Studie Geiger hingewiesen hatte: stärkere Entwicklung des Jurasüdfusses. Die grosse Verkehrsachse der Autobahn mit all ihren Begleiterscheinungen liess die meisten Gemeinden stark wachsen. Ernst Schaad, Gemeindepräsident von Oberbipp, sieht mehrere Gründe für das oberaargauische Spitzenwachstum seiner Gemeinde: «Am wichtigsten waren das Vorhandensein von Bauland zu niedrigen Preisen und das Arbeitsplatzangebot in der ganzen Region.» Gerade die industrielle Entwicklung im Raume Olten–Oensingen habe starke Auswirkungen auf das nördliche Amt Wangen.



Oberaargau: Bevölkerungsentwicklung 1980–1990.

Einwohnerzahlen Oberaargau 1980/1990

Amtsbezirk Aarwangen	*1980*	*1990*
Aarwangen	3 345	3 664
Auswil	407	469
Bannwil	575	681
Bleienbach	645	652
Busswil	207	197
Gondiswil	757	735
Gutenburg	96	106
Kleindietwil	460	494
Langenthal	13 408	14 350
Leimiswil	455	461
Lotzwil	2 107	2 282
Madiswil	1 846	1 826
Melchnau	1 443	1 504
Obersteckholz	418	411
Oeschenbach	282	295
Reisiswil	172	187
Roggwil	3 333	3 674
Rohrbach	1 328	1 357
Rohrbachgraben	426	474
Rütschelen	491	495
Schwarzhäusern	409	432
Thunstetten	2 567	2 879
Untersteckholz	171	164
Ursenbach	909	883
Wynau	1 603	1 714
Total	37 860	40 386

Amtsbezirk Trachselwald (Anteil Oberaargau)	*1980*	*1990*
Dürrenroth	1 042	1 058
Eriswil	1 364	1 477
Huttwil	4 612	4 809
Walterswil	586	536
Wyssachen	1 172	1 257
Total	8 776	9 137

Amtsbezirk Wangen	*1980*	*1990*
Attiswil	1 339	1 324
Berken	63	58
Bettenhausen	355	424
Bollodingen	201	238
Farnern	177	205
Graben b. H.	263	262
Heimenhausen	287	347
Hermiswil	102	109
Herzogenbuchsee	5 105	5 195
Inkwil	597	642
Niederbipp	3 165	3 512
Niederönz	1 088	1 229
Oberbipp	1 066	1 315
Oberönz	745	887
Ochlenberg	720	708
Röthenbach b. H.	315	341
Rumisberg	378	442
Seeberg	1 224	1 311
Thörigen	786	898
Walliswil-Bipp	197	198
Walliswil-Wangen	521	552
Wangen a. d. A.	1 758	1 784
Wangenried	404	375
Wanzwil	223	257
Wiedlisbach	1 970	2 173
Wolfisberg	135	149
Total	23 186	24 935

Daneben gibt es im Oberaargau ein zweites Wachstumsphänomen: Zentren wie Langenthal, Herzogenbuchsee und Huttwil wuchsen weniger stark oder stagnierten, die angrenzenden Nachbargemeinden legten dagegen zu. Am deutlichsten zeigt sich dies im Raum Herzogenbuchsee. Das zweitgrösste Dorf im Oberaargau wuchs in dieser Zeit nur um 1,7 Prozent, während die Einwohnerzahl in allen Anstössergemeinden ausser Graben stark anstieg. Erstaunlich sind auch Vergleiche der nominellen Zahlen: Der Zu-

wachs der beiden Gemeinden Bollodingen und Bettenhausen war zusammen grösser als derjenige Herzogenbuchsees. Oberönz und Niederönz verzeichneten zusammen sogar einen doppelt so grossen Zuwachs wie Buchsi.

Diese Entwicklung lässt Rudolf Neuenschwander, Gemeindepräsident von Herzogenbuchsee, nicht kalt: «Es ist schon eine Art Alarmsignal. Wir bieten zwar Infrastruktur, aber gute Steuerzahler lassen sich auswärts nieder.» Neuenschwander nennt als Begründung wenig zur Verfügung stehendes Bauland und hohe Bodenpreise. Die Landpreise scheinen der Hauptgrund für das Wachstum der Umgebungsgemeinden gewesen zu sein. In Herzogenbuchsee kostete der Quadratmeter Bauland 1984 rund 140 Franken, in Heimenhausen beispielsweise war er sogar in späteren Jahren noch für weniger als 80 Franken zu haben.

Für Gemeinden mit abnehmender Bevölkerung können folgende Gründe für den Bewohnerschwund vermutet werden: die Lage in Randgebieten, die ländliche Struktur mit vielen Bauernbetrieben und fehlende Infrastrukturen. Die Bauern wollen ihren Boden lieber nutzen als ihn verkaufen, und Gemeinden ohne Kanalisation – wie zum Beispiel Berken – scheuen die Kosten für Erschliessungs-Investitionen.

Von den 56 Gemeinden, die zum Oberaargau gezählt werden können, sind 42 gewachsen. Der Bevölkerungseinbruch der Jahre 1970–1980, in denen die Einwohnerzahlen von 41 Oberaargauer Gemeinden zurückgingen, ist damit wettgemacht. Gesamthaft wohnten 1990 74458 Menschen im Oberaargau, 4636 mehr als 1980. Die Zunahme von 7,7 Prozent liegt nur ganz wenig unterhalb des schweizerischen Wachstumsdurchschnitts von knapp 8 Prozent. Der Ausländeranteil im Oberaargau lag 1990 bei 9,6†Prozent. Dies ist leicht tiefer als der kantonale Durchschnitt und entspricht etwa der Hälfte des schweizerischen Mittels.

Robert Sutter, Präsident des Planungsverbandes «Region Oberaargau» und Gemeindepräsident von Niederbipp, bewertet die Bevölkerungsentwicklung im Oberaargau positiv: «Das allgemeine Wachstum ist gesund, es sollte aber nicht zu stark schwanken. Ich glaube, dass die Entwicklung in Zukunft eher zugunsten des Amtes Wangen geht, weil es durch die Verkehrsachsen begünstigt ist.» Dies lässt Sutter aber auch nachdenklich werden: «Die Ergebnisse der Volkszählung könnten auch eine Warnung an die Wachstumsgemeinden sein, sich nicht überfahren zu lassen.»

Erstabdruck: Berner Zeitung, 1. August 1992.

NATURSCHUTZ OBERAARGAU 1991

KÄTHY SCHNEEBERGER

Ich sitze am Schreibtisch und sollte über die Aktivitäten unseres Vereins im zu Ende gehenden Jahr schreiben. Was wäre erwähnenswert? Ein Ordner, den ich vor einigen Tagen erhalten habe, liegt daneben. (Seit dem 18. April 1991 bin ich Vereinspräsidentin.) Ich blättere in den alten Akten und mache eine überraschende Entdeckung: Vor 50 Jahren, am 26. November 1941, kamen fünf Männer aus dem Oberaargau überein, die «Naturschutzkommission Oberaargau» zu gründen. Wie kam es dazu? Aus dem Protokoll dieser Zusammenkunft ist folgendes ersichtlich:

Der Regierungsrat des Kantons Bern bestellte am 12. März 1941 für die Begutachtung und Vorberatung von Geschäften und Fragen des Natur- und Pflanzenschutzes eine kantonale Kommission von sieben Mitgliedern. Diese kleine Mitgliederzahl erlaubte es nicht, in die Kommission Vertreter der einzelnen Landesteile zu wählen. Deshalb förderte man die Schaffung von regionalen freiwilligen Naturschutzkommissionen, die die folgenden Aufgaben übernehmen sollten:

1. Überwachung und Inventarisierung der Naturdenkmäler.
2. Schaffung eines möglichst dichten Netzes von Vertrauensmännern für Naturschutz (von Frauen sprach man damals noch nicht).
3. Kontakt und Zusammenarbeit mit der Kant. Naturschutzkommission.
4. Weitere mit dem Naturschutz zusammenhängende Aufgaben.

Der Ursprung unseres Vereins liegt also genau 50 Jahre zurück. Wir hätten Grund zu feiern. Haben wir wirklich Grund dazu? Was wurde in 50 Jahren Naturschutzarbeit erreicht?

Welche Probleme bewegten die Naturschützer im Oberaargau in der Zeit des Zweiten Weltkrieges? Interessiert lese ich weiter. Zu meinem Erstaunen stelle ich beim Lesen der ersten drei Sitzungsprotokolle dieser Kommission fest, dass wir uns heute noch immer mit den gleichen Dingen beschäftigen müssen.[1] Dazu einige Beispiele:

Die Oberaargauische Naturschutzkommission beschäftigte sich in den ersten Jahren stark mit Inventarisieren und Schützen von Findlingen. An der Sitzung vom 11. November 1942 war der «Freistein von Attiswil» ein Thema. Der Landbesitzer möchte den Stein, der ihn beim Bewirtschaften des Landes behindert, um ca. 20 m an die Friedhofmauer versetzen. Der Findling soll nun definitiv geschützt werden.
– 26. November 1943: Der Freistein wird geschützt. – 3. November 1945: Der Freistein bleibt an seinem Platz. Der Landeigentümer bekommt für die Mehrarbeit bei der Bebauung des Landes einen jährlichen Betrag von Fr. 20.–. Foto aus den 1940er Jahren von Hans Leutwyler, Bern.

Burgäschisee

11. November 1942: Der See soll abgesenkt werden. Kenntnisnahme des Schreibens der Kant. Naturschutzkommission an den Regierungsrat.

26. November 1943: Es stellt sich die Frage, ob der Grundwasserspiegel des Chlepfibeerimooses durch die Absenkung des Sees um etwa zwei Meter ebenfalls sinken wird. Ein Lehmdamm könnte dies verhindern.

3. November 1945: Absenkung durchgeführt. Kosten der Melioration: Fr. 1 600 000.–. Wasserstand am Chlepfibeerimoos bis jetzt gehalten. Leider werden seltene Sumpf- und Wasserpflanzen am See die günstigen Lebensbedingungen verlieren.

14. August 1990: Vernehmlassung zum Natur- und Landschaftsschutzkonzept Burgäschisee, Chlepfibeerimoos und Umgebung. Der NVO begrüsst die vorgesehene Aufwertung und die geplante Erweiterung des BLN- Objektes 1313. Besonders freuen wir uns über die vorgesehene Erhöhung des Seewasserspiegels um einen Meter.

18. April 1991: Wir nehmen zur Kenntnis, dass das Konzept vor allem bei den betroffenen Landwirten im Kanton Bern auf Widerstand stösst. Im Kanton Solothurn hätte ein modifiziertes Konzept wohl eine Chance, realisiert zu werden.

Verlust von Vogelrastplätzen

11. November 1942: Man hat vernommen, das ornithologisch und botanisch wertvolle Gebiet «Weier» an der Strasse Langenthal–St. Urban solle entwässert werden. Ferner seien Waldrodungen vorgesehen. Vermutlich kommt es aber nicht dazu, der Verlust für die Natur wäre zu gross. Vorsorglich will man mit Langenthaler Burgern darüber reden und dahin wirken, das Projekt fallen zu lassen.

26. November 1943: Rodung und Entwässerung im Gebiet «Weier» stehen unmittelbar bevor. Die Kommission will sich dagegen wehren.

3. November 1945: Das ALA-Brutreservat und der Vogelrastplatz gingen im Winter 1944/45 durch die Rodung und Entwässerung verloren. Der Ornithologische Verein wird ersucht, nach Ersatz Umschau zu halten. Vorschlag: «Sängeli» zwischen Bleienbach und Langenthal.

20. September 1991: Einsprache NVO gegen das Erstellen der Anschlüsse an den Fallschacht zum Langetenstollen im Gebiet «Sängeli». Wir befürchten den vollständigen Verlust der Überflutungsflächen, die wichtige Rastplätze für Vögel sind. Im Langetental sind solche Plätze durch Hochwasserschutzmassnahmen verschwunden.

22. November 1991: Bauentscheid des Regierungsstatthalteramtes: Unsere Einsprache wird als öffentlich-rechtlich unbegründet abgewiesen.

Bachverlegung in Röhren

11. November 1942: «Wehribach» Wiedlisbach soll in Röhren gelegt werden. Zuständige Instanzen sollen ersucht werden, den Bach trotz Güterzusammenlegung und Entwässerung so weit als möglich in seinem heutigen Zustand zu belassen.

26. November 1943: «Wehribach» wurde nur im unteren Teil in Röhren verlegt. Man vermutet, die Eingabe durch die Naturschutzkommission habe dies bewirkt.

25. März 1990: Einsprache NVO gegen das Eindolen eines Wässergrabens und gegen Geländeaufschüttungen im Rottal/Gemeinde Melchnau. Das kleine Gewässer ist Laichplatz für Grasfrösche und zusammen mit der vernässten Umgebung Fortpflanzungs- und Lebensraum für Libellen und verschiedene Tagfalterarten.

4. Juni 1991: Entscheid Baudirektion des Kantons Bern: Eindolung und Geländeaufschüttung müssen rückgängig gemacht werden. Der betroffene Landwirt erhebt Beschwerde gegen diesen Entscheid.

30. September 1991: Wir verfassen eine Beschwerdeantwort zuhanden der Baudirektion, in der wir unsere Einsprache nochmals detailliert begründen.

Aare-Inseln

11. November 1942: Die beiden Aare-Inseli «Breite» bei Wangen und «Vogelraupfi» bei Berken sind provisorisch geschützt, jedoch sind die Schutzbestimmungen zu wenig genau. Es sollen zuhanden des Regierungsrates Vorarbeiten geleistet werden.

3. November 1945: Die Aare-Inseli «Breite» und «Vogelraupfi» wurden am 5. April 1944 unter Schutz gestellt. Badende, Fischer und Faltbootfahrer sollen durch Markierungstafeln auf das Betretungsverbot aufmerksam gemacht werden.

2. November 1991: Die beiden Aare-Inseli bestehen seit dem Bau von Neu-Bannwil nicht mehr. Die neue, künstlich angelegte «Vogelraupfi» muss regelmässig gepflegt werden. Diese Pflegearbeiten werden durch Freiwillige besorgt. An diesem Tag durch eine Schulklasse.

Bäume

26. November 1943: Es besteht die Gefahr, dass der schöne, an der Strasse Melchnau–Gondiswil stehende Baum gefällt wird. Die Buche ist ungefähr 250jährig und sollte unbedingt erhalten werden. Der Besitzer fordert eine jährliche Entschädigung von Fr. 80.–, wenn er den Baum nicht fällen und verkaufen darf. Das sei zuviel, findet man, Fr. 30.– bis 40.– wären genug. Die Oberaargauische Heimatvereinigung wird weiter verhandeln.

3. November 1945: Die Buche in Melchnau steht noch. Offenbar bezahlt die Heimatvereinigung eine Entschädigung.

1991: Die Buche steht nicht mehr. Wir engagieren uns im Rahmen der Mitwirkungsverfahren von Ortsplanungen für die Erhaltung von Einzelbäumen, Obstgärten und Hecken und erreichen zum Teil bei Einspracheverhandlungen, dass solche neu gepflanzt werden.

Inkwilersee

2. Juni 1956: Es bestehen Bestrebungen zur Absenkung des Inkwilersees im Zusammenhang mit der Entsumpfung des umliegenden Kulturlandes. Man befürchtet, es werde dem Naturschutz nicht gelingen, diese zu verhindern, weil die Besitzer ihr Land entwässern und intensiver bewirtschaften wollen. Die Erfahrungen mit dem Burgäschisee stimmen die Kommissionsmitglieder pessimistisch.

August 1991: Wir erfahren aus Zeitungsberichten von der grossangelegten Rettungsaktion der Fischer unter Mithilfe der Armee für den sauerstofflosen Inkwilersee. Der See ist überdüngt.

Es gäbe noch weitere Beispiele, die zeigen, dass sich unsere Arbeit in den letzten 50 Jahren kaum verändert hat. – In Stichworten folgt eine Aufzählung weiterer Aktivitäten im vergangenen Jahr:

– Gespräche mit und zwischen Vorstandsmitgliedern, Kontakte mit andern Umweltorganisationen auch über die Kantonsgrenze hinaus.
– 13 Ortsplanungsunterlagen studiert, versucht über Mitwirkungsverfahren Anregungen zu geben oder Lob zu spenden.
– etwa 40 Baugesuche geprüft; meist handelte es sich um Bauten in der Landwirtschaftszone (Art. 24 RPG). Einige Einsprachen verfasst. An

Einspracheverhandlungen teilgenommen und dabei manchmal Verbesserungen erreicht.
- Bahn 2000: An Orientierungsversammlungen teilgenommen, vor allem in Zusammenhang mit der kulturhistorisch und ökologisch bedeutendsten Landschaft, der «Brunnmatte» Roggwil.
- Diverse Gespräche wegen Wasserpumpe «Mumenthaler Weiher». In Hans Spychiger endlich einen Pumpenbetreuer gefunden.
- Beratende Mitarbeit bei der Langetenverbauung. Vorarbeiten für den Wässermattenschutz.
- Organisation und Durchführung eines zweitägigen Weiterbildungskurses für freiwillige Naturschutzaufseher des Kantons Bern in Langenthal. Thema: «Fliessgewässer und ihre Ersatzlebensräume».
- Besichtigungen und Besprechungen von Pflegemassnahmen zusammen mit dem Kant. Naturschutzinspektorat.
- Koordination von Pflegemassnahmen durch Aufseher und SchülerInnen von Bannwil und Roggwil im Schutzgebiet Schwarzhäusern und auf der «Vogelraupfi».
- Mitwirkung bei Vernehmlassungen.

50 Jahre freiwillige Naturschutzarbeit im Oberaargau! Was haben wir erreicht? Hat sich dieses Engagement gelohnt? Die Landschaft ist zu einem grossen Teil ausgeräumt, verarmt oder überbaut. Die «Rote Liste» der gefährdeten Pflanzen und Tierarten wird jährlich länger. Doch wir machen weiter! Herzlichen Dank allen, die praktische, geistige oder materielle Hilfe geleistet haben und dies hoffentlich auch in Zukunft tun werden.

Anmerkung

1 Bemerkung der Redaktion zum Bild des Attiswiler Findlings: Was sich sicher u.a. geändert hat, liegt im Bereich des Findlingsschutzes, der sich sozusagen «erledigt» hat. Deshalb bringen wir mit der historischen Foto des Freisteins von Attiswil und der Legende dazu ein Beispiel des vor 50 Jahren engagiert betriebenen Findlingsschutzes.

HEIMATSCHUTZ OBERAARGAU 1991

P. KÄSER, H. ERNST, D. OTT, H. WALDMANN

Für das regionale Bott wählten wir diesmal Wangen an der Aare aus. Unter kundiger Führung von Rolf Anderegg fand eine interessante Besichtigung verschiedener Räume und Gebäude statt. Das Urbedürfnis des Menschen, seine Umgebung verschönernd zu gestalten, konnte beim Rundgang durch das schmucke Städtchen in bestem Sinne erlebt werden. Die Zukunft gut gestalten kann nur, wer sich bemüht, Vergangenheit und Gegenwart zu verstehen.

Unsern Mitgliedern wurde die Möglichkeit geboten, am 7. November 1991 in Niederbipp an einer interessanten Tagung teilzunehmen. Das Thema hiess: Vom Planen zum Realisieren. Es war erfreulich, wie viele Teilnehmer aus unseren Kreisen die Gelegenheit benutzten, um sich mit aktuellen Problemen auseinanderzusetzen. Aus den verschiedenen Referaten einzelne aussagekräftige Kernsätze. Zum Beispiel: «Im Sommer fragt man, ob der Ofen schön ist; im Winter, ob er warm gibt. Man kann erst das fertige Dach unten bemalen. Das Überleben muss geplant werden, planen ist heute Umweltschutz. Wir haben seit 1950 soviel überbaut, wie alle Generationen vorher. Bei der Kinderzeichnung sieht man in der Entwicklung, wie die Kreativität durch die Schule zerstört wird. An den Hochschulen müssten Menschen ausgebildet werden, die intelligent vernetzen können…» Solche Worte regen zum Nachdenken an.

Leider haben verschiedene Vorstandsmitglieder ihre Demission eingereicht. Es sind dies Vize-Obmännin Annemarie Chevalier, Protokollführerin Susanne Häni, Beisitzerin Barbara Witschi und der frühere Präsident Samuel Gerber. Ein neuer Protokollführer konnte bisher nicht gefunden werden, und so übernimmt in verdankenswerter Weise Michael Liechti als Kassier auch noch dieses Amt. Neu konnte Walter Gfeller, Sekundarlehrer, Herzogenbuchsee, in den Vorstand aufgenommen werden. Willi Steiner, Architekt, Wiedlisbach, liess sich nach einer Bedenkzeit bewegen, ab 1992

bei uns mitzuwirken. Gegen Jahresende verschickte der Vorstand erstmals eine Neujahrs-Karte mit einer Zeichnung unseres Mitgliedes Peter Streit. Zugleich dankte er den Mitgliedern für ihre Treue.

Zum Schluss sei allen, die uns unterstützt haben, der beste Dank ausgesprochen.

Bauberatung

Beratungen und Stellungnahmen bei Umbau- und Ausbauvorhaben in ehemaligen Kleinbauernhäusern, ausserhalb der Baugebiete, bildeten für uns drei Bauberaterkollegen den Schwerpunkt im verflossenen Jahr. Die Baubehörden der Gemeinden Auswil, Bleienbach, Dürrenroth, Eriswil, Gondiswil, Herzogenbuchsee, Rütschelen, Seeberg und Thunstetten zeigten sich besonders kooperativ, und wir danken ihnen dafür.

Ein Hauptproblem bilden immer wieder die Belichtungsmöglichkeiten von neuem ausgebautem Wohnraum unter Walm- und Krüppelwalmdächern.

Zunehmend hatten wir Leuchtreklamegesuche in Herzogenbuchsee und Langenthal zu beurteilen. Diese waren meistens in Art und Grösse nach städtischen Verhältnissen ausgerichtet und mussten entsprechend redimensioniert werden. Wir stellen fest, dass diesem Problem allgemein viel zu wenig Bedeutung beigemessen wird.

Es war möglich, aus der Regionalkasse an fachgerechte Renovationen in Herzogenbuchsee, Eriswil und Ursenbach einen Anerkennungsbeitrag zu sprechen. Im Frühjahr 1991 machten wir den Versuch, zwei Lehrlingsklassen der landwirtschaftlichen Schule Waldhof in Langenthal die Belange des Heimatschutzes mit Diavorträgen zu vermitteln. Ob die Saat auf fruchtbaren Boden fiel, wird sich zeigen. In über 200 Fällen wurde im verflossenen Jahr unsere Dienstleistung in irgend einer Form in Anspruch genommen.